Otto Julius Bierbaum / Gesammelte Werke
in zehn Bänden herausgegeben von
Michael Georg Conrad und
Hans Brandenburg
Zweiter Band

Otto Julius Bierbaum
Gesammelte Werke

Zweiter Band

1 9 2 1

München bei Georg Müller

Otto Julius Bierbaum

Pankrazius Graunzer
Stilpe

1921

München bei Georg Müller

Inhalt

Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen

des weiberfeindlichen Herrn

Pankrazius Graunzer

der Schönen Wissenschaften Doktor

nebst einem Anhange
wie schließlich alles ausgelaufen

I.

Kurzer Vorbericht über Herrn Pankrazius Graunzers Leibes- und Seelenzustände sowie einiges aus seinem früheren Leben

Da in dieser Geschichte der Mann, um den sie sich dreht (ich möchte nicht gerne sagen: der Held), zumeist selber das Wort hat, wird es gut sein, wenn ich, bevor wir seinen Meinungen lauschen, einiges über ihn verlauten lasse, denn ich glaube kaum, daß er sich selber in aller Form vorstellen wird.

Ob Sie freilich ein klares Bild erhalten werden, wenn ich in seinem Signalement feststelle, daß er blond, blauäugig und etwas kurzbeinig, dazu spitzbäuchig und mit einem sehr mäßigen Schnurrbarte behaftet ist? Diese Gaben hat er mit sehr vielen Geschlechts- und Zeitgenossen gemein. Aber einiges in seinem Leib- und Seelenwesen ist doch mehr absonderlicher Natur, und es verhilft vielleicht zu einer ungefähren Vorstellung, wenn ich dies Einige anführe.

Was zuerst an ihm auffällt, ist seine etwas wunderliche Nase.

Von vorn, nun ja, von vorn ist sie einfach kartoffelig, die übliche Mischnase wendo-germanischen Typs, aber ihre Merkwürdigkeit beginnt, wenn Sie die Güte haben wollen, sich Herrn Pankrazius von der Seite anzusehen. Stellen Sie sich zu seiner Rechten, und Sie haben ein kurzes, gedrungenes Nasenbild mit abwärts gebogener Richtung vor sich, ein Nasenbild, das auf männliche Energie, Kurzangebundenheit, Bestimmtheit, ja, ich möchte fast sagen, Störrischkeit schließen läßt, — alles in allem ein Nasenbild, das sich unter Brüdern sehen lassen kann. Nun treten Sie aber, bitte, mal links von ihm. „Himmel! Ist das dieselbe Nase?" werden Sie voll Verwunderung rufen, und Sie haben ein Recht zu erstaunen. Denn das linke Nasenbild ist so sehr das ausgeprägte

Gegenteil des rechten, wie in einem Parlamente die linke Seite der Gegenpart der rechten ist. Sie werden nicht zögern, zu erklären, daß diese Nase direkt länger ist als jene, daß ihre Richtungstendenz entschieden aufwärts geht, daß sie etwas Stuppsiges, etwas Trällerndes hat, möcht' ich sagen, und daß sie auf einen weichmütigen Besitzer schließen läßt, der ganz und gar nicht mürrisch, absolut nicht kurzangebunden und keineswegs sehr bestimmten oder störrischen Charakters ist. Diese linke Nase deutet vielmehr auf eine passive, nachgiebige, wohllebige, friedliche, etwas schwankende Seele hin, man könnte sie einem Melancholiker oder einem Humoristen zusprechen, und man kann sich in Ansehung ihrer des greulichen Verdachtes nicht entschlagen: Der Mann reimt!

Ich halte mich nicht ohne Grund bei Herrn Pankraziussens beiden Nasen auf. Ich will nichts weiter sagen ... aber das scheint mir gewiß: bedeutungslos ist diese Doppelnasigkeit nicht! Ich würde es unerhört von der Natur finden, wenn sie solche Merkwürdigkeiten ganz bedeutungslos inszenierte.

Eine weitere äußerliche Eigentümlichkeit an Herrn Graunzer, die aber nur denen auffällt, die ihn öfter zu sehen Gelegenheit haben, liegt in seinen Augen.

Sie sind blau. Nun ja. Gut. Das ist nicht merkwürdig. Aber merkwürdig ist, daß sie von einem wechselnden Blau sind. Zuweilen sind sie ganz leer blau, heller als Vergißmeinnicht, ich möchte sagen verschossen blau, so, wie unecht blaugefärbtes Kattunzeug nach der sechsten Wäsche und Bleiche aussieht; aber ein andermal strahlen sie, der Kuckuck weiß, aus was für Tiefen und Gründen, ganz dunkelblau, so, wie die Maler die Grotte von Capri malen, und wie der Himmel im Süden an seinen schönsten Tagen aussieht; und ein andermal wieder haben sie gar einen schwarzen Unterglanz, so was ganz Inneräugiges, wofür ich mich vergeblich bemühen würde, einen Vergleich zu finden.

Auch dies mit der Farbe von Pankraziussens Augen ist nicht ohne! Ich will ausdrücklich darauf hingewiesen haben. Man soll mir nichts vorwerfen!

Von seiner Stirne ist zu sagen, daß sie stark gewölbt und recht hoch ist. Er hat die Gewohnheit, mit der Hand darüber hinzufahren und dabei zu seufzen oder auch zu stöhnen. Je nach Laune.

Die Hände selbst deuten auf keineswegs adlige Herkunft. Sie sind breit, aber nicht fett. Ich, der ich meinen Pankrazius sehr gut kenne, brauche nur seine Hände anzusehen, und ich weiß schon, wie's in seiner Seele aussieht. Pankrazius bekommt nämlich sogleich faltige und bleiche Krankenhände, wenn sein Gemüt auch nur ein wenig aus der Harmonie gekommen ist.

Also nicht einmal charaktervolle Hände hat er! Man wird seine Schlüsse daraus ziehen.

Pankraziussens Mund dürfte eher ein Maul geheißen werden, wenn es erlaubt wäre, den Sprachschatz der Deutschen gebührend auszunutzen. Da aber, wie billig, die gute Sitte derlei Maßlosigkeiten verbietet, muß ich mich damit behelfen, zu sagen, daß dieser Mund die ästhetischen Maße überschreitet und jenen Gesetzen des Goldenen Schnittes hohnspricht, die ein gewisses Maßverhältnis der menschlichen Körperteile untereinander bedingen. Selbst, wenn Pankrazius „Böhnchen" sagen würde (was aber bei seiner Abneigung gegen Diminutive durchaus unwahrscheinlich ist), so würde dieser Mund noch immer unbillig viel Gesichtsraum einnehmen.

Hätte nun die Vorsehung wenigstens dafür gesorgt, daß das Pankrazische Lippengeschwister von einem ausreichend großen Schnurrbart verdeckt würde! Aber just dieser Schnurrbart, in seiner dürftigen Öde und Kümmerlichkeit, gibt der extravagant langen Lippenlinie noch eine gewisse Betonung. Jedes dieser wenigen starren, blonden Härchen ist ein Ausrufezeichen: Seht, welch ein

Maul! (Nichts für ungut! Das „Maul" geht nicht auf meine Rechnung.)

Auch auf dem Haupte ist Pankraziussens Haarwuchs unvollkommen und von jedem Überschwang weit entfernt.

Zwar hat er, für einen akademisch gebildeten Deutschen ein merkwürdiger Fall, trotz seiner vierzig Jahre noch keine Glatze, aber die Haare selbst stehen ganz ungemein weit auseinander, fast als ob sie sich gegenseitig nicht trauten, und da sie obendrein sehr dünn sind, macht das Ganze den Eindruck eines sehr windigen Ackers.

Pankrazius selber pflegt darüber folgendes Gleichnis zu erzählen, das ich im Interesse der heute so hoch gehaltenen Psychologie mit besonderer Andacht anzuhören bitte: Als der Genius meines Ichs, ein ätherisches Wesen, bitte ich zu bemerken, geboren aus Leichtsinn und Ängstlichkeit, über mein kindliches Haupt schritt und die Haare säte, siehe, da warf er die Körner bald in so leichtfertigem Schwunge, daß sie über den Kopf und die Wiege weg fielen, um als Sonnenstäubchen zum Fenster hinauszuspielen, bald zielte er in pedantischer Angst mit jedem Körnchen auf die einzelnen Poren. Wo er traf, blieben sie bumsfest sitzen, aber den Haaren, die daraus wuchsen, sieht man es nun leider an, daß ihre Körner nicht gesät, sondern gezielt worden sind. Denn darum eben sind sie gar so dünn und hat jedes mehr individuellen Ausdruck, als gut ist. Die Körner aber, die daneben fielen, — du lieber Gott! ich weiß nicht, was für Vögel sie gefressen, was für Winde sie genommen haben. Indes der brave Genius zielte, flogen sie auf und davon in die Welt, und wenn ich einen lockenschwingenden Dichter oder Friseur sehe, greift es mir heiß ans Herz: ob er nicht von deinen fortgeflogenen was abbekommen hat?

Ich habe den sehr verehrten Leser zu besonderer Aufmerksamkeit auf dies Pankrazische Gleichnis ermahnt, und ich hoffe, daß ich

nicht umsonst den Finger erhoben habe. Gleichnisse kann man nie tragisch genug nehmen.

Ob man sich nun einen ungefähren Eindruck davon wird machen können, wie Pankraziussens Kopf aussieht, — der Himmel mag's wissen. Ich füge nur noch hinzu, daß seine Gesichtsfarbe keineswegs an Rembrandt, dagegen lebhaft an Rubens erinnert, so posaunenengelisch munter sieht sie aus, — sehr zu seinem Ärger, da er nie wohler zu sein scheint, als wenn er über Krankheit klagt. Man wird nicht gerne von seinen eigenen Backen dementiert.

Aus Herrn Graunzers Lebensgang bis zu seinem vierzigsten Jahre ist nicht viel zu erzählen. Er hat den Eindruck des Elternhauses so gut wie entbehrt und ist in einem Institute erzogen worden. Dann das übliche Gymnasium, die übliche Universität, die übliche Periode der Anwartschaft auf eine Stellung, dann das wohleingehegte Einerlei dieser Stellung selbst, — das ist seine Vergangenheit, von der er übrigens vielleicht selber zuweilen sprechen wird.

Hören wir nun, was er sagt! Hören wir ruhig und, ich möchte es vorschlagen, wohlwollend zu. Ich meine: wir wollen nicht gleich auffahren, wenn der Mann dieser Geschichte einmal anderer Ansicht sein sollte, als wir. Gönnen wir ihm seinen Kopf, auch wenn er eckig ist. Der unsere verliert dadurch nichts an anmutiger Rundung.

Und noch eins: Machen Sie sich auf keinen Roman gefaßt. Ich habe es schon angedeutet: Dieser Pankrazius ist kein Held. Weder ein altmodischer in Kanonenstiefel mit Säbel und Pistol noch ein neumodischer in Lackstiefeln mit dem Seziermesser und nach Wundts Psychologie. Er ist auch kein interessanter Schwerenöter, und es widerfährt ihm nichts, was ein Anrecht darauf hätte, unter „Vermischtes" in die Zeitung eingerückt zu werden. Wenn ich es recht bedenke, ist er eigentlich ein ziemlich gewöhnlicher Bursche.

Um Gottes willen: laufen Sie nur nicht gleich davon! Bedenken Sie dies: er mag die Weiber nicht. Dieser eine Punkt erhebt ihn über den Durchschnitt seines Geschlechtes. Sehen wir zu: wohin.

II.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund den Gymnasiallehrer Peter Kahle. Handelt von einer verstorbenen Tante

Kiebitzhof, am 10. Januar.

Mein alter Peter!

Das alte Frauenzimmerchen ist nicht mehr ... Nebenan liegt sie, in der blauen Stube, Du weißt schon: wo all das kleine Krimskramszeug aus Porzellan herumsteht, und ist ganz still und tot. Sie hat ihr schwarzseidenes Brautkleid an mit den langen Hängeärmeln und der großen, steifen Krause; um den Hals hat sie die große goldene Erbsenkette; und das alte dicke Gesangbuch mit dem quittengelben Schnitt hat sie in der Hand. Sie sieht wunderschön friedlich aus, ganz untantisch; nur ihre weißen Schläfenlöckchen haben mir etwas Unheimliches, denn ich besinne mich nicht, sie je in so ruhiger Lage gesehen zu haben. Weißt Du noch, wie sie immer zitterten, wenn das gute Ungetümchen zornwetterte?

Es ist mir eigentlich unfaßbar, daß sie nun auf einmal tot sein soll. Käme sie jetzt plötzlich herein und riefe mich an: „Na, Graunzer, was für Narrheiten spuken anjetzt in deiner schönen Mannesseele?", ich fände das viel natürlicher, wie daß ich denken soll, sie liegt da, starr und steif und kalt im Bett und wird nimmer aufstehen.

Ja, kannst Du Dir das vorstellen? Es ist geradezu, was soll

ich gleich sagen, ja: stilwidrig. Der Tod paßt nicht zu ihr. Ich begreife es nicht.

Noch zu Weihnachten schrieb sie mir nach Berlin: „Graunzer, ich schicke Dir hier ein Dutzend wollene Socken, einen anständigen Schlafrock, einen Fußsack für unter den Schreibtisch, fünf richtige Pfefferkuchen, hausbackene, und das, was in der Schlafrocktasche steckt. Denn da Du immer noch derselbe Narr bist und keine Frau hast, muß Deine alte Tante, die sonst Besseres zu tun hätte, für Dich sorgen. Verlebe den Heiligen Abend so gut, als es einem alten Junggesellen und Hagestolz möglich ist. Ich beneide Dich nicht um Deine philosophische, verhockte Einsamkeit und wünschte sehr, daß Du bald vernünftig würdest. Aber glauben tu' ich nicht daran. Wo der Wurm sitzt, ist Mehl statt Holz, und wenn sich ein Gelehrter was in den Kopf gesetzt hat, sitzt was im Kopf, wenn's auch manchmal zum Gotterbarm ist. Ich bin gesund und munter und mache eine große Bescherung für die Kinder im Dorf. So ein verwaistes Mütterchen, wie ich, muß sich mit Surrogaten helfen. Wenn sie mir nur nicht wieder die Dielen so zerkratzen wie voriges Jahr.

Deine alte Tante
Ulrike.

Der Rotscheckigen mußte es gerade jetzt einfallen zu kalben. Es ist ewig was los."

Wie sie den Brief schrieb, hat sie sicher nicht ans Sterben gedacht.

Überhaupt: wie alles, so hat sie auch das schnell und glatt erledigt. Der alte Hans Jörg erzählte mir, am fünften Januar hätte sie sich plötzlich nachmittags um drei niedergelegt, dann ist sie am sechsten wieder aufgestanden, war aber sehr blaß, augenränderig und auffällig ruhig, schrieb auch viel. Am siebenten hat sie ihre alten Dienstboten kommen lassen und ihnen die Briefsachen gezeigt,

die besorgt werden müßten, wenn sie früh nicht mehr nach der alten Christiane klingele. Auch das Telegramm an mich: „Die gnädige Frau ist gestorben. Hans Jörg in Kiebitzhof" war dabei. Wie die Leute gejammert haben, hat sie ihre großen Augen gemacht und sie sofort hinausgeschickt. Aber dann hat sie sie zurückgerufen und jedem die Hand gegeben. Am achten hat sie vormittags viel herumgekramt und schließlich die Sterbegarderobe neben das Bett auf die alte Brauttruhe gelegt. Am neunten hat sie der alten Christiane nicht mehr geklingelt.

Ich kann Dir nicht schildern, was ich empfand, wie ich das Telegramm erhielt. Sonderbarerweise mußte ich laut Hm! sagen und das linke Auge zukneifen, wie wenn ich recht objektiv und bedächtig über eine zweifelhafte Sache nachdenken wollte. Und immer wieder kam mir das Wort herauf: Merkwürdig! Merkwürdig! Merkwürdig!

Und dann, mit einem Male, war es wie ein warmer Anhauch, und das liebe alte Frauenzimmerchen erschien fast sichtbar vor mir, und ich wurde, ich weiß nicht, wie ich sagen soll, ich wurde jämmerlich gerührt und schluchzte beinahe. Mir war, als würde etwas Leeres noch leerer, etwas Kaltes, Hartes noch kälter, noch härter, und auf einmal kam mir das Wort Mutter in den Sinn.

Ach Gott, ja, das gute Tantchen war ja meine Mutter gewesen . . . Ja freilich . . . ja freilich . . . Mutter! . . .

Dann bin ich also hingefahren. Bis Rosenau, Du weißt, mit der großen Bahn, dann auf der Sekundärbahn nach Kitzberge und schließlich in Tantchens uraltem Landauer (dem Sichelwagen des Königs Darius, wie wir ihn nannten) hin zum Kiebitzhof.

Die Fahrt ging langsam, denn es war Nacht und stockfinster; und der alte Hans Jörg erzählte und erzählte unaufhörlich und traurig und mit sehr langen und niemals zu Ende geführten Sätzen.

Meinst Du nun, daß ich von dem, was er sagte, berührt wor-

den wäre? Nicht im geringsten! Ich lauerte nur immer, wenn er aus der Konstruktion fallen, wenn er wieder einen neuen Wortpfahl einrammen würde, um eine neue Satzleine daran zu binden, und wenn er sich ganz verfitzt hatte und hilflos abschnappend mit der Peitsche knallte, hatte ich das Gefühl einer wunderlichen Genugtuung, Triumph beinahe. Es fehlte nicht viel, und ich hätte „Siehste wohl!" gerufen.

Das Bild dann bei der Ankunft auf Kiebitzhof, — ja, wer das malen könnte! Das große schwarze Haus in dem weiten, schwarzen Garten, in dem es rauschte und raunte; die dicken gelben Lichtscheine, erst unbeweglich, dann wandernd, und hinter ihnen die froströten Gesichter und das Hin und Her in den Gängen, alles beflissen leise, wie wenn ein „Pst!" in der Luft drohte ...

Und dann: dieser sonderbare Geruch des Landhauses im Winter ... Etwas Anheimelndes, halb Frisches, halb ein bißchen Stockiges.

Und ich wußte nun, wenn ich die Treppe hinaufgehe und links die erste Tür aufmache — da liegt sie. Das Zimmer wird kalt sein, und ich werde mir die Hände am Lichte der gelben Wachskerzen erwärmen müssen, und ich werde nicht imstande sein, sie anzusehen ... Ob mir Tränen kommen werden? Oder — um Gottes willen, wenn ich plötzlich lachen müßte? Verzerrt lachen, wie es mir manchmal gerade in den ernsthaftesten, schrecklichsten Augenblicken zustieß! ... Was müßte Christiane von mir denken!

Ich ging wirklich in Angst hinauf, und ich zitterte.

Aber es war so wie meist im Leben: der Eindruck des Wirklichen hatte gar nichts gemein mit der Vorstellung vorher. Wie ich sie so still und, ja, wirklich, so schön daliegen sah, die wundergute, wundersame Alte, da wurde mir ganz heimlich und warm zumute, und mir kamen Tränen einer gehobenen, mehr freudigen als schmerzlichen Rührung, und ich nahm ihre schmale rechte Hand und küßte

sie, und mir war wie einem, der etwas Seltenes, Schönes erleben durfte.

Ich ging ins Bett und schlief gut.

Heut früh, wie ich aufwachte, hatte ich schier vergessen, weshalb ich diesmal in Kiebitzhof bin. Ich streckte mich im Bett mit dem Wohlgefühl „fern von Berlin" und dachte an die gute Butter, die nun zum Kaffeebrote kommen würde. Da, auf einmal, gab mir's einen Ruck inwendig, und ich erlebte jetzt erst den Schreck über Tante Ulrikens Tod.

Herrgott, Herrgott: die Tante ist tot! Die Tante! Ich hab' sie ja drüben in der blauen Stube liegen sehen! Wie kann man so was vergessen! Wo bin ich denn eigentlich gewesen mit meinem Kopf!? So was müßte sich doch einbohren wie mit eiskalten, frostbrennenden Stacheln!

Dieses verfluchte Herumstochern im eigenen Gehirn! Dadurch unterscheiden wir uns von den früheren Menschen. Nur in fauligen Zähnen stochert man.

Hol' mich doch der Kuckuck! Was quatsch' ich da! Ich will doch bei Gott keine „witzigen" Bemerkungen machen. Oder doch?

Peter! Es ist zum Ausderhautfahren! So geht mir's heute wieder mal den ganzen Tag. Ich komm' mit meinen Gedanken nicht zurecht. Sie springen wie die jungen Pferde und schmeißen die Beine. Der Teufel weiß, aus was für einem vertrackten Gestüt sie sind.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bis hierher hatte ich heute nachmittag geschrieben. Eine eigentümliche Unruhe ritt mich, und ich wäre unter meiner verfluchten Reiterin sicher durchgegangen, wenn nicht der Pastor gekommen wäre.

Da sieht man, wozu Pastöre gut sind.

Aber es war ein unangenehmes Kolloquium, das ich mit ihm hatte.

Dieser wunderbare Bäffchenträger hatte nämlich die Güte, mir einige Zweifel darüber zu äußern, ob Tante Ulrike so ohne weiteres in den Himmel eingehen werde. Sie sei doch eigentlich eine etwas störrische Seele gewesen, meinte er, und ihr Hochmut hätte sich einen eigenen Heiland gebildet statt des, ich hätte beinahe gesagt, staatlich approbierten.

Der Bäffchenträger: Es hat meinem seelsorgerischen Herzen zu öfteren Malen wehe, sehr, sehr wehe getan, wenn ich hören mußte, was die nun Verblichene im irren Wandel zu Gott (denn sie wollte zu Gott) für Worte sprach, Worte ... oh!

Ich: Was für Worte, Herr Pastor?

Der Bäffchenträger: Blasphemische Worte!

Ich: Sapperlot, Herr Pastor.

Der Bäffchenträger: Ja, Herr Doktor, blasphe—mische Worte.

Ich: Nehmen Sie Sahne in den Tee, Herr Pastor?

Der Bäffchenträger: Wenn Sie Arak hätten? Oder auch Rum. So. Ja. Nur ein bißchen! So! Ja, die Verblichene war ein irrendes Schaf.

Ich: Wir sind allzumal Sünder, Herr Pastor, und ermangeln des Ruhms, den wir haben sollen.

Der Bäffchenträger: Gott weiß es. Oh!

Und so ging die Rede hin und her, her und hin, mit Achs und Ohs und Gestöhn und Geseufz und einem gewissen butterig ranzigen Tonfall seinerseits, und der Mann Gottes nahm sichtbarlich zu an Mißvergnügtheit und Unbehagen, daß man hätte meinen mögen, Tante Ulrike sei eine ganz gottlose und teufelbesessene Person gewesen. Die gute Tante mit ihrem schönen, starken, stillen, herzhaften Glauben, der so köstliche Ausdrücke fand, daß ein kluger Pfarrer seine Predigten damit geschmückt hätte!

Ich will Dir ein paar Stellen aus ihrem Testament an mich hierher setzen. Hätte ich sie dem Pastor vorgelesen, er hätte die

Schöße seines langen Bratenrockes hochgehoben und wäre davon gerannt wie weiland die Schriftgelehrten vor denen, die in fremden Zungen redeten.

Denn die reine, starke, herzgründige Menschennatur eines Wesens, das an sich selber gebaut hatte sechzig Jahre lang, spricht daraus.

„Lieber Graunzer, ich weiß, Du bist ein hartgesottener Heide. Du trägst den Namen eines Christen nur wie ein Kleid, das Du gerne ablegen würdest, wenn Du nicht das Aufsehen fürchtetest, das entstehen würde, wenn so ein kleiner dicker Doktor der Philosophie plötzlich nackt spazieren ginge. Viel Courage bedeutet das nicht. Ich bin bloß eine Frau, nach Deiner Überzeugung also ein sehr minderwertiges Wesen, um das Du einen sehr großen Bogen machen würdest, wenn ich nicht die Schwester Deiner guten Mutter wäre, aber Du kannst Dich drauf verlassen: wenn ich nicht an unsern Heiland Jesus Christus glaubte, ganz richtig und ehrlich glaubte, weil ich gar nicht anders kann, weil ich gar nicht ich wäre, wenn ich nicht diesen Glauben in mir hätte, — dann würd' ich hingehen und vor allen Leuten sagen: Seht, es tut mir sehr leid, aber ich muß den Namen, daß ich eine Christin wäre, abtun, denn ich bin keine. So tät' ich, und ich käme mir wahrhaftig wie eine Diebin vor, wenn ich nicht so täte.

Nun gut: Du hältst das nicht für nötig. Du bist ein Doktor der Philosophie und ein Mann, und in diesen beiden Eigenschaften fühlst Du Dich berechtigt, fremde Kleider zu tragen, wenn Du sie auch mit allerlei nicht dazu passendem Zeug aus ich weiß nicht woher behängst und bebaumelst. Ich muß Dir nur einmal den Standpunkt auch darüber klarmachen, und deshalb schreib' ich das.

Wenn Du dies liest, bin ich dort, wo ich mein Lebtag gewußt habe, daß ich sein würde, wenn es auf Erden für mich vorbei sein wird. Ob ich dort eine gute Figur machen werde, das weiß ich

freilich nicht, aber ich weiß, daß es mir gut gehen wird, denn ich habe genug christliches Leid gehabt hier, und meine christlichen Freuden hab' ich nicht mit den Schmerzen anderer erkauft. Der Herr Pastor meint, die christliche Demut gebiete, anders zu reden, und wer ein Christ sein wolle, müsse sich einen Sünder heißen. Aber ich bringe das nicht fertig, denn ich kann mich nicht eigentlich besinnen, gesündigt zu haben, es sei denn, daß man Dummheiten begehen sündigen nennen muß.

Ich habe allezeit danach getrachtet, in meinem Umkreise das zu wecken, was ich einfältige Person (das sag' ich ohne Demut, bloß weil's wirklich so ist) Gottseligkeit nenne. Gottseligkeit aber nenne ich, wenn eins mit sich selber in Frieden lebt. Das kann aber nur sein, wenn man in seinem Abendgebete zu Gott also sprechen kann: Ich habe Dich, Vater, nicht beleidigt heute den Tag, denn ich habe niemand wissentlich wehe getan, und tat ich's unwissentlich, hab' ich's gutzumachen versucht; und ich habe versucht, Dich in mir deutlicher zu fühlen, und das Häßliche und Niedrige, das Du mir, ich weiß nicht warum, mit aufgeladen hast, hab' ich getrachtet, wegzuwerfen oder sein nicht zu achten, und ich danke Dir von Herzen, daß es in mir deshalb christlich hell und heiter geworden ist und daß ich gern in Dir gelebt habe. Halleluja!

Ich weiß nicht, Graunzer, ob Du auch so beten kannst, aber wenn Du es kannst, oder wenn Du wenigstens so zu fühlen vermagst, dann kommt es mir auf den Titel nicht an, den Dir Deine Philosophie beilegt, und ich glaube, daß auch Du nicht gottlos bist. Nur das Dumpfe, Blöde, was an sich selber frißt und in sich selber versinkt, statt aus sich herauszuströmen in Licht und Klarheit, nur das ist eigentlich gottlos. Aber man soll es nicht aufgeben wie einen unheilbaren Kranken, sondern wecken, klären soll man es. Aber nicht durch Anschreien oder gar Rütteln und Stoßen, sondern durch freundlichen Zuspruch und mit leiser Hand."

Wenn ich diese Worte lese, lieber Peter, muß ich wirklich sagen: Daß gerade ich, der Neffe einer solchen Tante, einen Piek auf das Weibliche habe, ist eigentlich unerhört. Und hätt' ich nicht so meine eigenen Gedanken, ich müßte mir fast monströs vorkommen.

Das liebe Frauenzimmerchen hat natürlich nicht unterlassen, mir auch im Testament den Text darüber zu lesen, daß ich es vorziehe, einschirrig durch dieses Leben zu ziehen, statt als Appendix irgendeiner Dame, die meinen Namen trägt und unter der Vorgabe, mich zu lieben und meinem Stamme zur Fortpflanzung zu verhelfen, mich unausgesetzt verführen würde, das Einzige aufzugeben, was Wert hat: die männliche Selbständigkeit. Daß ich den Spaltungsprozeß, den die Menschen Ehe nennen, nicht durchmachen will, behagte ihr gar nicht, die darin ganz Weib, will sagen: ganz Herdenselbstsucht war, wie jede andere.

Deshalb heißt es in ihrem Testament wie folgt:

„Eigentlich ist es sündhaft, daß ich Dir unsern alten Kiebitzhof vermache, auf dem, bei Gott, so alt er ist, noch kein Junggeselle gesessen hat. Ich will Dir auch ganz offen gestehen, daß ich eine Zeitlang so kalkuliert habe: ich werde den Graunzer einfach zur Vernunft, d. h." (o weibliche Synonymik!) „zum Heiraten zwingen; ich werde ihm einfach ins Testament setzen: entweder eine Frau her oder draußen geblieben, in Berlin geblieben; ein spintisierender Weiberfeind kann meinetwegen in seiner städtischen Studierstube saure Glossen aus seiner unglückseligen Gemütsverfassung herausdestillieren, aber in meinen Kiebitzhof kommt er mir nicht usw. usw. Aber schließlich hab' ich mir doch gesagt: Nein, so machst du's nicht! Das wäre unanständig, und Graunzer soll wieder einmal unrecht haben mit seiner Lieblingslüge vom weiblichen Kaupel- und Kuppelgeschlecht. Nehm' er den Kiebitzhof, ohne Verpflichtung, unbeweibt in all seiner blühenden Narrheit. Und meinen

Segen dazu. Denn er wird den brauchen, der wunderbare Doktor und Gutsherr ohne Frau . . .

Um Gottes willen, Graunzer, — was wirst Du für eine Wirtschaft loslassen, Du Ökonom mit dem Federhalter!

Ich bin nicht schadenfroh, — aber den Kiebitzhof möcht' ich wirklich in einem Jahr sehen, wenn Du ihn in einsamer Mannesgröße wirst bewirtschaftet haben. Na! Christiane wird mir Rapport erstatten, wenn sie sich zu Tode geärgert haben wird über ‚die Zucht'. Hoffentlich ärgert sie Dich auch ein bißchen.

Und wer weiß. Ich habe so meine Gedanken. Vielleicht bläst Dir die frische Luft draußen doch die misogynen Grillen aus dem Kopf, und du siehst ein, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei. Zumal auf dem Lande nicht. Als Witwe, wie ich, so viele, viele Jahre, — ja, das geht, wenn auch schlimm und in Schmerzen, aber das ist Fügung, über die wir nicht wegkommen. Aber ‚aus Prinzip', — nein, Graunzer, das geht eigentlich wirklich nicht. Zumal Du auch das bedenken mußt: Wer soll denn nach Dir kiebitzen? Graunzer! Wenn Du es über Dich gewinnst ohne Not, bloß aus Doktorscher Grundsatzerei und Verschrobenheit, den Kiebitzhof einmal Fremden zu überlassen . . . aber nein: ich habe mir vorgenommen, keinen Zwang auf Dich auszuüben. Mach's wie Du willst. Aber die Versicherung geb' ich Dir: Staat wirst Du nicht machen als Hagestolz auf dem Kiebitzhofe."

Wie nannten wir doch die Reden unseres guten Tantchens, Peter? Tantationes, nicht wahr? Diese Tantatio ultima ist eine der schönsten, find' ich,aber überzeugen kann sie mich nicht, so überschlau sie auch angelegt ist.

Wie sie mich bei allen Zipfeln meiner Seele hernimmt! Wie sie für jeden Winkel, wo eine männliche Dummheit liegen könnte, einen eigenen weiblichen Besen hat!

Tante! Tante! Mich überschläust du nicht! Ich berufe mich auf

dich selber und auf dein Wort von der Gottseligkeit, „wenn eins mit sich selber in Frieden lebt“. Das kann ich bloß solo, und der Gedanke an eine Frau bedeutet für mich soviel wie Spektakel, Gezappel, heilloses Hin- und Hergezerre und zänkische Unlogik, kurz alles, nur nicht Frieden und Sammlung. Wenn ich mir eine Frau, oder reden wir einmal wie die gebildeten Zeitgenossen: eine „Frau Gemahlin“ im Hause vorstelle, so habe ich die über alle Maßen unangenehme Geruchshalluzination von spitzem, überall sich hineinborendem, alles Weiche, Feine, Diskrete entzweischneidendem, hartkantig machendem Essiggeruch.

Dieser Geruch mag in der Küche ab und an nicht zu umgehen sein. Fürs Wohnzimmer zieh' ich mir aber reine Luft vor.

Damit verbleibe ich

Dein

Pankraz.

III.

Ein zweiter Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen selben Freund Peter Kahle. Handelt von allerlei ländlichen und seelischen Dingen

Kiebitzhof, Ende Februar.

Bester Peter!

Dies ist der erste Brief, den ich Dir als Gutsbesitzer schreibe. Ich fange nämlich an mich zu fühlen. Donnerwetter noch mal: Jetzt bin ich doch was! Ich habe ein Dach über meinem Kopfe, und das ist mein Dach; ich habe Wald und Feld und Wiesen im Umkreis meines Blickes, und das ist mein Land. Sogar der Schnee, der jetzt darauf liegt, bild' ich mir ein, ist mein Schnee, und der graue Himmel darüber her ist mein Himmel, und wenn der Sturm in mein Gebiet fegt, tu' ich sehr pikiert und drohe mit der Gutspolizei.

Es ist ein wunderbares Gefühl, auf Eigenem zu stehen. Das allein ist fester Stand. Und wenn ich in einem Prachtpalast wohne: ich habe doch das Gefühl, nur der Geduldete zu sein. Aber im eigenen Hause, das im eigenen Garten steht, der im eigenen Gelände liegt, — Du, da kriegt man ein Wohlgefühl, ein Freiheitsgefühl, da ist es, als würde alles stark und stolz und sicher in uns, und wir spielen innerlich ein bißchen mit Zepter und Krone und Stern, wenn's auch bloß die Mistgabel, der Dungeimer und die Kuhkette ist.

Wem bin ich Vasall? Der Erde, die ich beackere. Wem beuge ich mich? Dem Himmel, bei dem die Herrschaft über mein Land ist. Woran glaube ich? An den Keim, der im Korne ist. Was ist mein Gesetz? Daß ich mich rühren muß. Was ist meine Lust und mein Lohn? Dasselbe!

Halt! Daß Du mir diesen Brief keinem Landwirt zeigst! Er würde sich den agrarischen Bauch halten vor Lachen und würde von den neuen Besen reden, die gut fegen, und würde Dir eine Kehrseite meiner Medaille zeigen, daß Du zurückschaudern würdest. Denn das habe ich auf Besuchen bei meinen Nachbarn bemerkt: Wer nicht als Grünling in der Ökonomie gelten will, muß brav schimpfen auf die Ökonomie. Das ist so eine Art Gesundheitsregel, glaub' ich, und man scheint sich sehr wohl dabei zu befinden.

Bei mir ist der Überschwang wohl erklärlich. Ich, ein Bibliotheksbeamter, schüttle plötzlich den Bücherschimmel von mir, lüfte meine pergamentisch angestockte Seele und blase mit jedem Atemstoße meine Lunge rein von Moderstaub. Da läßt sich's denken, wie hoch mir die Brust geht. Anfangs war mir's, als flögen die gelbgrauen Bazillen der Buchstabenwelt sichtbarlich von mir, wenn der Hauch aus meinem Munde ging, und mir war es völlig zumute wie einem Rekonvaleszenten, der zum ersten Male die dumpfe Krankenstube verlassen und reine Luft atmen darf. Mir wurde sogar etwas

schwach davon, und ich fragte mich: Wirst du soviel Gesundheit auch aushalten?

Die Krankheit wird den Stadtmenschen ja fast zum Bedürfnis, und es ist kein Zufall, daß sich so viele Leute mit Krankheiten interessant zu machen versuchen und mit diesem Versuche Erfolg haben.

Und im Grunde bin ich doch noch Stadtmensch, natürlich. Das zeigt sich vor allem in der stark skizzenhaften Art, wie ich die Landwirtschaft betreibe. Wenn nicht das tüchtige Paar Hans Jörg und Christiane wäre, es sähe sehr übel aus um den Kiebitzhof. Ich throne zwar, aber die beiden regieren. Gottlob, daß es Winter ist. Hätte ich die Herrschaft von Kiebitzhof im Frühjahr oder Sommer antreten müssen, — ohpopoi, sagten die Griechen.

Christiane scheint übrigens von der Tante auf den Mahnposten kommandiert zu sein. Wäre sie klassisch gebildet, sie würde mir zum Morgenkaffee feierlich zurufen: Herr, gedenke der Heirat. So kleidet sie denselben Gedanken etwa in folgende Worte: „Jo, do wär nu wingstens a Frau gutt!" oder: „Später gitt's wuhl besser, wenn a Frau do is". Wenn ich dann sage: „'s kommt keine Frau, Christiane!" dann zieht sie bloß ihren Mund breit und grinst verschmitzter, als ich es ihr jemals zugetraut hätte.

So viel ist gewiß: für voll werde ich in meiner Unbeweibtheit nicht angesehen, und es sieht ganz so aus, als duldete man diesen Zustand nur in der ganz bestimmten Voraussetzung, daß ich ihm über kurz oder lang ein Ende machen werde.

Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß mich das nicht im mindesten berührt. Ich werde den Leuten zeigen, daß es auch so geht und daß ich niemand beiße, auch wenn ich keine Frau habe. Denn das ist ganz besonders merkwürdig: weil ich keine Frau habe, betrachten mich die Leute in erster Linie auch mit scheuen Augen und als ein bedenkliches Stück Mensch. Ich habe was Monströses für sie, und es fehlt ihnen die rechte Brücke zu mir. Aber das wird sich

schon geben. Es ist nur das Ungewohnte. Du siehst: wo die Macht beginnt, und habe sie auch nur ein ganz kleines Bereich, wie in meinem Falle, da beginnt auch ein gewisser Zwang von unten nach oben. Ich bin den wenigen Leuten auf Kiebitzhof der „Herr", und diese guten Leute, die ganz unberührt von den Emanzipationsideen ihrer Standesgenossen in den großen Städten sind, erblicken in mir ohne Widerspruch denjenigen, der ihre Geschicke leitet; sie gehören mir, sind mir in ihrer Seele noch hörig, ohne daß das verbrieft und versiegelt wäre; sie wissen das gar nicht anders. Aber ich gehöre auch ihnen. Das empfinden sie natürlich nicht klar, und das formulieren sie sich nicht als eine rechtliche Forderung, die sie an mich haben, aber das steht bei ihnen als selbstverständliche Voraussetzung fest.

Ein patriarchalisches Verhältnis ist auch tatsächlich anders gar nicht zu denken. Wo die gegenseitige Zugehörigkeit ein Loch kriegt, fängt das Verhältnis von „Arbeitgeber" und „Arbeitnehmer" an, dasjenige Verhältnis, aus dem, wie mir scheint, das sozialdemokratische Begehren ganz von selbst erwächst. Deshalb . . . aber um Gottes willen, wo gerate ich hin! Ich wollte doch wahrhaftig keine sozialpolitischen Ideen zum besten geben. Ich setze mich nur hin, mit Dir zu plaudern, weil ich mich, offen gestanden, schon ein bißchen langweile, und weil ich Dir gerne einen kleinen Einblick in die Empfindungen geben wollte, die mich jetzt, wenn nicht beherrschen, so doch beschäftigen. Ich bin, es kurz auszudrücken, in einer Art von Mauser. Halb noch Stadt- und Bibliotheksmensch, halb aber auch schon Landmensch, Freiluftmensch. Viel weniger Grübler und Kritiker als bisher, aber doch noch nicht ganz Zugreifer, Schaffer, — Bauer.

Dreierlei liegt vor mir: entweder zurück in die Stadt, natürlich nicht mehr als Gelehrsamkeitsbeamter, aber vielleicht als eine Art lebendiger „Beobachter an der Spree" (Du verstehst mich!); oder:

stillbescheiden hier geblieben, Kiebitzhofbauer, Schollensasse (wobei ich aber nicht die Perspektive geistigen Stillstandes und die Verabschiedung aller literarischen und künstlerischen Neigungen vor Augen habe); und schließlich: ein Leben auf der Grenzscheide: bald Besuch hier, bald Besuch da, Commis-Voyageur einer zwiespältigen Lebenskunst zwischen zwei Stationen.

Ich werde mich für Nummer zwei, für das gute Mittelstück entscheiden, ich werde kiebitzen. Berlin mit seinem greulichen, stillosen, unorganischen Parvenücharakter, diese Stadt des großschnauzigen Talmitums und des schnellfertigen Absprechens, in der sich die paar wirklichen Berliner (ein prächtiger Schlag) am unwohlsten fühlen, lockt mich nicht. Dort wohnen müssen, ist ein Unglück, dort wohnen wollen, eine unbegreifliche Verirrung. Von Zeit zu Zeit einmal in seinem Getriebe unterzutauchen, sich die Sturzwellen seines vielgestaltigen Lebens über Brust und Kopf gehen zu lassen, während man sich sonst dem lauten und leeren Getriebe klüglich fernhält und seine Seele procul negotiis aussömmert, wäre vielleicht ein annehmbarer Kompromißvorschlag, aber doch nur für solche, die von Natur aus halb und halb sind und an der modernen Fahrigkeit leiden, die man Nervosität heißt. Ich habe den kleinen Verdacht, daß ein solches Nomadenleben ohne rechten Heimpunkt eine Seelenunstätigkeit erzeugt, die kaum geeignet ist einen Charakter zur richtigen Reife zu bringen, aus der allein was Rechtschaffenes werden kann. Dos moi pu sto, — das gilt nicht bloß für die Mechanik, das gilt auch für die Lebenskunst. Wenigstens für uns, bei denen das Jünglein der Lebenswage schon hinüberschwankt in die stille Gegend, wo langsam der Pfad sich ins Dunkel verliert.

Holla! Peter, gib mir einen Rippenstoß! Nimm mich bei den Ohren, Peter, wie einen Sextaner! Setz' mich einen runter in Deiner Wertschätzung.

Du hast's doch gemerkt? —:

◡– | ◡◡– | ◡◡– | ◡◡– |

... wo langsam der Pfad sich ins Dunkel verliert ... Erkennst Du das Paradigma:

Wenn der Hund mit der Wurst übern Spucknapf springt ...?

Peter — es verselt!

Das ist, beim Himmel, bedenklich, und Du wirst lange Dein erzieherisches Haupt schütteln, wenn Du vernimmst, daß ich jetzt des öfteren von ganzen Schwärmen zappeliger Daktylen, Anapäste, Trochäen und ähnlichen Gelichters überfallen werde, das ich längst aus meiner reinen Seele vertrieben wähnte, seitdem ich zum letzten Male mit brandfuchsischem Fanatismus skandiert hatte:

Ach eines, eines weiß ich nur gewiß:
Es ist mein Herz voll eitel Bitternis.

Du hattest damals die Güte, darauf „Verschiß" zu reimen und mich einen Ganzen trinken zu lassen.

Beim Hohen Kösener! — es waren doch schöne Zeiten, als wir die dunkelroten Mützen trugen und jeden Finken für ein zweifelhaftes Subjekt hielten. Was für wundervolle dumme Jungen sind wir gewesen! Wie köstlich indifferenziert, lebfrisch aus einem Gusse, — ein bißchen landsknechtshaft roh und bedenklich alkoholbeflissen, aber jedennoch: so glücklich, so derb glücklich ... Ich fürchte, heute sieht's in den Korps nicht mehr so glückhaft aus.

Nun aber Schluß! Ich, so gerne ich mich als überzeugten laudator temporis acti bekenne, will denn doch nicht vergessen, daß ich jetzt eigentlich erst zu leben beginne, denn jetzt erst bin ich ja frei geworden.

Wollen sehen, was mit seiner Freiheit anfangen wird

Dein
stets getreuer
Pankraz.

IV.

Ein Kapitel, das einige Tagebuchblätter enthält, die Herr Pankrazius Graunzer im Februar des Jahres geschrieben hat, in dem diese Geschichte spielt

Den 5. Februar.

Heute fand ich in den alten Papieren, die die gute Tante von mir aufgehoben hat, einen Aufsatz, den ich als Quartaner geschrieben habe. Er handelte vom „Lobe des Landlebens".

Wie so ein altes Stück beschriebenen Papieres einem doch an die Nieren gehen kann! Ich sah mit einem Male die ganze brave Quarta, Coetus B., vor mir, diese Welt voll Cornelius Nepos, die doch den Zuckerstengel noch nicht ganz überwunden hat. Noch ein paar Jahre weiter, und wir hatten schon ein literarisches Kränzchen und lasen „Sturm und Drang" von Klinger... Beim Lob des Landlebens erinnere ich mich, daß der kleine Isidor Meyer, der jetzt so ernsthaft und Mitglied des Protestantenvereins ist, damals wegen eines genialen Einfalls ins Karzer gesperrt wurde. Er lieferte nichts ab, als ein Blatt mit folgenden Worten: „Ich, Isidor Meyer, Quartaner aus Berlin, bin in Berlin geboren worden, lebe in Berlin und bin niemals aus Berlin herausgekommen, denn der Grunewald gehört auch zu Berlin. Berlin aber besitzt kein Landleben. Deshalb kann ich nichts zum Lobe dieser Beschäftigung sagen." Schade, daß unser guter Ordinarius so wenig Humor hatte. Er hätte Isidorn nicht ins Karzer sperren, sondern um seiner Ehrlichkeit willen, die obendrein Witz besaß, belobigen sollen. Sein Präzeptorenzorn aber erblickte in diesem kurzbündigen Aufsatz nur die Äußerung frivoler Faulheit, und Isidor mußte schmachten. Das bestärkt mich in meiner alten Forderung, daß zu Pädagogen nur Leute von Humor zugelassen werden sollten.

Aber Pankrazi! Dann müßten ja wohl auch die Schulräte Humor haben! Oh! Und schließlich gar die Kultusminister! Bist du bei Sinnen!?

Mein Aufsatz war ein einziger Triller auf der bukolischen Flöte: „Wie herrlich, wenn des Morgens der mit vielen Federn ausgestattete Hahn kräht und uns mit seinem lieblichen Gesange hinauslockt in das frische Grün der Wiesen, wo die Schafe blöken, und wovon die Dichter singen! Oh, wie rein ist da die Luft! Wie duften die Blumen!" (Dazu Bemerkung des Ordinarius: „Welche Blumen? Es genügt nicht, in Allgemeinheiten zu reden; mindestens hätte ein Adjektiv zu ‚Blumen' hinzugefügt werden müssen.") Der Schluß des Aufsatzes aber ist direkt hymnisch: „Nur auf dem Lande fühlen wir uns frei und erhoben zu Gott, der alles dieses geschaffen hat und in seiner Güte erhält. Nur hier sind wir Menschen, wie die alten Germanen!" (Dazu Bemerkung des Ordinarius: „Unsinn!")

Ich kann wiederum dem Ordinarius nicht recht geben. Ich finde, daß Pankrazius Graunzer da als guter Quartaner gut quartanerisch geschwärmt hat, und daß es ganz richtig ist, was seine Seele in Quarta schrieb, wenigstens für Quarta. Ich wäre sehr glücklich, wenn ich heute noch so unmittelbar und idealisch empfände.

„Menschen wie die alten Germanen!" . . . Bravo, kleiner Graunzer! Recht hast du! Pfeif auf den alten Ordinarius und halt's mit Hermann, dem Cherusker!

Und ich sehe mich im Geiste als ferienkühnen Gymnasiasten, ich sehe mich mit der grünen Botanisiertrommel und der scharlachroten Schülermütze, wie ich durch das Gebiet von Kiebitzhof galoppiere, wie ich mich als großen Herrn fühle und endlos Phantasien spinne, während ich über die Wiesen renne. Dort hinten am Krebswasser, wo die alte Weide mit dem gespaltenen Stamme steht, da war mein Sinnierplätzchen. Da war die Höhle der Fabel-

winde, auf denen ich hinausritt ins Unmögliche. Daß ich ein verwunschener Prinz war, das stand ganz fest. Ich und bloß Quartaner? Haha! Laßt nur erst mal Tag und Stunde kommen, wo der alte Mann im weißen Barte erscheint, der nach dem Leberfleck auf meinem linken Schulterblatt fragt und der dann, wenn er ihn gesehen hat, ein altes Pergament herauszieht und der erstaunten Christiane verkündet, daß ich jetzt auf einem großen Schimmel ins Schloß meiner Väter reiten werde! Christiane wird's bereuen, daß sie mich fortwährend einen dummen Jungen nennt! Aber ich bin gnädig. Jn könnte sie an einen Baum binden und, mit Honig beschmiert, den Bienen zum Fraße lassen, oder ich könnte sie rösten lassen, und es stände mir auch frei, daß ich sie siebentausend Fuß unter die Erde in eine Höhle verbannte, in der sie von Kröten mißhandelt würde. Aber nein: Ich nehme sie mit ins Schloß, und da soll sie Augen machen, wenn sie die goldenen Türme sieht und meine Leibmohren! Dem Ordinarius aber werde ich einen Brief auf Goldpapier schreiben: Hiermit tun wir kund und zu wissen, Ihnen, Herr Professor, daß Sie uns hinfüro nichts mehr zu sagen haben! Sie Jammerpeter, Sie! Sie Blindschleiche! Wenn Sie gescheiter wären, hätten Sie längst entdeckt, wer wir eigentlich sind. Aber Sie sind ein ahnungsloser Esel!

Ach Gott, ja, es war schön! Schön! Schön! Schön! Schade, daß die Seelen so kümmerlich werden, wenn man älter wird.

Wann hab' ich eigentlich aufgehört, zu fabulieren? Wann begann ich, mich dabei zu beruhigen, daß ich ein ganz gewöhnlicher Pankraz sei, ein Pankraz der Hunderttausendste, ein Männlein Packedich?

Es ist nicht so schnell gekommen, dieses schnöde Tatsachenbegreifen. Viel Wind mußte vorher an der schönen grünen Fahne meiner Hoffnung reißen, bis ich schließlich nur den Schaft in der Hand hatte, den ich dann auch zerbrach. Bis auf ein Stück. Und

daraus hab' ich mir eine Flöte gemacht, die Flöte meiner einzigen Melodie:

Geh an der Welt vorüber, es ist nichts!

Anfangs blies ich diese schöne Weise in einem düsteren Tone, dann ward er melancholisch-gelassen, dann gleichmütig mit einem kleinen Ansatze von Gassenhauer, und schließlich trillert sich's ganz behaglich:

Lach' an der Welt vorüber, es ist nichts!

Und das ist der Humor davon.

* * *

Den 12. Februar.

Alle diese Tage hin hat mir was an der Seele gesogen, so ein unbestimmtes Gefühl des Suchens in mir selber, als müsse da irgendwo irgendwas liegen wie ein Schlüssel, der eine köstlich geheime Kammer auftun könnte, in der's einem sehr wohl sein müßte.

Suche ich vielleicht eine Erinnerung?

Oder eine Hoffnung?

Oder etwas, das beides zugleich wäre?

Was könnte das sein?

Ich bin doch Pankrazius Graunzer, das Männchen Packedich mit der einweisigen Flöte? Der Mann mit dem abgeschlossenen Gemüte? Ich habe doch alle derartigen Schlüssel weggeworfen, weil ihre krausen Bärte mich genugsam genarrt haben?

Wäre ich nicht hier mir ganz allein gegenüber, ich würde mich schämen, es auszusprechen, daß ich auf lächerlichen Serpentinen mich immer und immer wieder in jene schöne Gegend begebe, von der die geschäftigen Versemacher wünschen, daß sie ewig grünen bliebe.

Der Teufel hole mich; ich muß an die jammervolle Episode mit Ida, der jetzt verehelichten Kunze denken.

Die jetzt verehelichte Kunze . . .

Bestie!

Pfui! Pfui! Ruhiges Blut! Blamier' dich nicht, Pankraz! Auch nicht vor dir selber!

Kalkuliere: Die jetzt verehelichte Kunze ist ein Frauenzimmer von der schlechten Mittellage. Ihr Mann hat, seit er sie geheiratet, die Gelbsucht. Ihre Kinder (acht!) sind boshafte dumme Rangen mit mangelhaft geputzten Nasen. Sie wechselt alle vier Wochen das Dienstmädchen. Sie ist, höflich gesprochen, nicht gerade eine von den Reizendsten . . .

Also: Nimm an, die verehelichte Kunze wäre eine verehelichte Graunzer . . .

Es steigt das Haar, kalt strömt der Schweiß . . .

Nun?

Gewiß! Ich habe im Grunde Glück gehabt mit meiner unglücklichen Liebe.

Aber?

Kein Aber, wenn ich bitten darf!

Was abert sich hier! Einfältig!

Aber das ist ja das schlimme, daß mich ewig ein Aber behelligt! Ich muß diesem Aber die Wurzel abdrehen! Ich muß dieses feige, klettige, klebrige, schleimige Monstrum, das in mich hineinkriecht und sich in meiner Seele herumwälzt wie eine haarige Raupe, ausschwefeln!

Ausschwefeln!

* * *

Den 20. Februar.

Axiom: Das Weib ist ein jammervoller Notbehelf der Natur, die vom Werdewahnsinn besessen ist und im Delirium . . .

Da bin ich also wieder 'mal im schönsten Fahrwasser.

Wo ist meine Flöte? Warum schimpfe ich denn auf einmal wieder? Was geht mich denn „das Weib" an.

Ariom: Ein Mann, der ans Weib überhaupt nur denkt, ist schon besudelt. Höllenstein her, wenn diese Stelle beißt!

Nein! Bloß Lachen hilft. Die ganze Geschichte dieses jappenden Kampfes zwischen Nan und Nü, wie die alterfahrene schlitzäugige Großvaternation im Osten sagt, ist wohl tragisch, aber alle Tragik läßt sich mit Humor überwinden.

Flöte her!

Lach' auch am Weib vorüber! Es ist nichts!

* * *

Den 25. Februar.

Christiane bringt mich zur Verzweiflung. Seit drei Tagen paradiert sie mit der alten Familienwiege von Kiebitzhof. Erst mußte sie gewaschen werden. Schon überflüssig. Dann mußte sie gar neu gemalt werden. Rosen und Tulpen darauf, in der hübschen altmodischen Art. Meinetwegen, weil's ein altes gutes Kunstgewerbestück ist. Nun aber stellt sie mir den Kasten in meine Schlafstube, „weil's schade drum ist auf dem Boden".

Das ist alles tantische Anstiftung, und bloß aus Pietät schmeiß' ich das Dings nicht zum Tempel hinaus.

Bin überhaupt ärgerlich die ganze Zeit. Man kommt in der Einsamkeit blödsinnig ins Grübeln.

Geradezu langweilig.

Und dabei hinten und vorne Dinge, die ich bestimmen soll und nicht verstehe. Die Leute fangen an, sich lustig über mich zu machen. Voran natürlich Christiane, die wahrhaftig ein bißchen zu sehr auf ihr Altersrecht pocht.

Und — unglaublich! — Rückfälle in die Kinderkrankheit des Versemachens. Das kommt vom Bukolisieren.

Und ewig das unbehagliche Gefühl mit dem Suchen nach was.

Es ist die reine Mauser, in der ich mich befinde.

Vierzig Jahre alt und noch immer solch eine schwabbelige Seele!

Ich kann mich auf dem Jahrmarkt sehen lassen oder unerschrockenen Romanschreibern als psychologisches Modell stehen.

Unerquicklich!

* * *

Den 28. Februar.

Mein Zustand wird bedenklich. Es ist keine Frage mehr: Ich befinde mich in einer Krise.

Es ist ein psychisches Fieber von sehr hartnäckiger Art. Wechselfieber. Bald ist meine verehrte Seele heiß, bald ist sie kalt. Irgendwas zerrt an ihr, wie böse Buben am Maikäferbein.

Wer ist der böse Bube? Wenn ich ihn erwische, nehme ich ihn an den Ohren und beutle ihn, daß er genug haben soll.

Aber erst haben!

Erst haben!

Ich bin hinter ihm her wie der Bauer hinter den Äppeldieben. Aber nicht einmal seinen Hemdzipfel krieg' ich zu sehen.

* * *

Den 29. Februar.

Hat ihm schon! Der Bengel heißt Sehnsucht und ist aus der Familie Langeweile.

Schäm' dich, Pankraz! Bist du ein Wortefänger geworden? Tote Käfer aufspießen ist mehr wert, als das.

Jawohl! Ja, freilich! — Sehnsucht! Das will wohl was heißen! Aber sage mir doch, mein biedrer Käscherschwinger: wonach sehnt sich Deine allerliebste Seele?

Wonach?

Da kraut sich der Lümmel hinterm Ohr.

* * *

Ich muß systematisch und exakt vorgehen.

Wenn die Ärzte so weit sind, daß sie den Magen beleuchten können, dann sollten wir Psychologen (wie stolz das klingt!) doch gefälligst so weit sein und die Seele beleuchten können.

Also leuchten wir!

Hm! Das Ding hat viele Runzeln ... Und zwischen den Runzeln steckt viel Staub ... Und der Staub ist von mancherlei Art ... Und es ist Bewegung in dem Staube ... Und auch die Runzeln liegen nicht stille, sondern gehen auf und gehen ab, reiben sich, rühren sich, zucken, zittern ... Es ist, als ob sie nach Luft schnappten ...

Das Ding sieht bedenklich aus. Sicherlich: Normal ist das nicht!

Eine normale Seele, sollte ich meinen, ist sehr glatt, sehr still und staubfrei.

Was muß ich also tun?

Sehr klar. Erstens: glatt machen; zweitens: auskehren; drittens: Ruhe!

Köstlich! So verschreibt der Herr Doktor dem Bettelweib Madeira.

Wo soll ich alter Kerl die Courage hernehmen und meine Seele erst glatt bürsten, dann reinfegen und am Ende zur Beruhigung einölen!

Schließlich geht sie mir dabei in die Brüche, meine Seele, und dann sitz' ich da mit Bürste, Besen und Öl ...

Verfluchte Geschichte!

V.

Eine parlamentarische Standrede des Herrn Pankrazius Graunzer an sich selber. Handelt von einem sehr wichtigen Entschluß und darf durchaus nicht überschlagen werden

Verehrtester! Wir haben nicht oft das Vergnügen, einerlei Meinung zu sein, aber darin werdet Ihr mir, dessen bin ich sicher, beistimmen, daß es so nicht fortgehen kann.

Die Situation, in der wir uns befinden, ist unerquicklich im höchsten Grade, und es wäre, parlamentarisch zu reden, ein Zeichen von mangelhafter Intelligenz, wenn wir nicht darauf sännen, Mittel und Wege zu finden, wie wir dieser bedränglichen Situation ein Ende bereiten und sie durch einen Zustand ablösen, der unserm Befinden zuträglicher, unserer Entwickelung heilsamer und des Namens Graunzer würdiger ist. (Zustimmung auf allen Seiten.)

Es ist keine Frage, daß ein Etwas in uns rumort, daß auf den Umsturz der bestehenden Verhältnisse hintreibt, und das wir, in Ermangelung eines bestimmteren Ausdruckes, Sehnsucht nennen. („Sehr richtig!" links, in der Herzgegend. „Unsinn! Langeweile!" im Gehirnszentrum.) Diese Sehnsucht nun, — woraus entspringt sie? Fürchten Sie nicht, daß ich vorhabe, Sie durch lange und eingehende Untersuchungen über den Grund dieser p. p. Sehnsucht zu langweilen. Ich begnüge mich, ganz kurz die Behauptung aufzustellen, daß diese Sehnsucht die Folge eines gewissen Unbefriedigtseins ist.

Es muß etwas faul sein im Staate Graunzer, sonst hätten wir diese bedenkliche Unruhe nicht in unserm Innern! (Oho! im Gehirnzentrum.)

Nun denn, mein Lieber: Was ist faul?

Ich schmeichle mir damit, eine Antwort auf diese nicht ganz

leichte Frage zu haben, aber ich muß bitten, daß Ihr mir die Aussprache dieser Antwort gestattet, ohne mir nach Eurer üblen Angewohnheit übers Maul zu fahren.

Die Fäulnis, an der wir leiden, und an der wir zugrunde gehen werden, wenn wir nicht schleunigst antiseptisch eingreifen, das ist die Zwecklosigkeit unseres ganzen gegenwärtigen Dahinlebens, der Mangel an einem fest und freudig begriffenen Ziele. Wir vegetieren, Verehrtester, aber wir leben nicht!

Als wir noch in Berlin saßen und Bücher registrierten, — nun wohl: das war kein schöner Zweck und kein hohes Ziel; aber wir hatten uns darein gefunden, wir hatten abgeschlossen mit allem anderen, wir hockten, nicht sehr dekorativ vielleicht, aber doch mit einer gewissen raumausfüllenden Sicherheit im Mittelpunkt unseres kleinen Kreises, dessen Pflichten wir erfüllten, und der uns immerhin eine gewisse, wenn auch spärliche Zufriedenheit bereitete. (Melancholische Zustimmung.)

Nun hat sich das geändert. Wir sind aus unserem Bücherkreise herausgelockt und in eine viel schönere, viel frischere, viel reichere Welt gesetzt worden. Das gütige Schicksal, unsere liebe Tante Ulrike, hat uns die unverdiente Ehre angetan, uns zum Herrn und Besitzer eines zwar nicht sehr großen, aber sehr schönen, sehr geordneten, sehr ergiebigen und völlig schuldenfreien Gutes zu machen. Wir sind keine Bücherfresser mehr, wir sind ein Gutsbesitzer! (Bravo auf allen Seiten.)

Aber! Aber! —: Füllen wir unsern Platz auch wirklich aus? Haben wir uns unseren neuen Pflichten, so wie es sich geziemt, angepaßt? (Pause.) Euer Schweigen antwortet mit mir: Nein!

Nein! Wir haben das nicht getan! Wir sind ein Bibliothekar a. D., der sich besuchshalber auf einem Gute aufhält und überflüssig macht, aber wir sind kein Gutsherr!

Ich will gar nicht davon reden, daß wir von der Landwirtschaft

nichts verstehen. Das ist erklärlich und entschuldbar. Aber wir haben auch nicht den rechten Eifer etwas zu lernen. Wir bummeln auf unserm schönen Gute herum und halten Maulaffen feil. Wir langweilen uns, wo wir arbeiten sollten. Wir machen uns zum Gespötte nicht bloß von Philemon und Baucis, den wackeren zweien, Hansjörg und Christiane, sondern wir sind auch ein schlechtes Beispiel allen unseren Leuten bis herunter zu Traugott, dem Kuhjungen.

Und warum das? An sich sind wir doch kein Nichtsnutz, kein Faulenzer! Beweis: Dieses Bummeln bedrückt uns, diese Langeweile liegt uns schmerzhaft auf Seele und Leib.

Also warum?

Ich will es Euch sagen, auf die Gefahr hin, daß Ihr mir die sauersten Äpfel Eures Graunzerschen Geistes an den Kopf werft: So ein Gut, das einem gehört, ist keine Bibliothek, in der man von Amtswegen sitzt. So ein Gut, das einem gehört, muß einem in die Seele wachsen, muß einem sehr lieb und innerlich eigen werden, sonst ist man entweder Schmarotzer oder Tagelöhner auf ihm. In der Bibliothek ist man im Grunde geistiger Tagelöhner, auch wenn man sein Stückchen Pergament mit Liebe beackert, und diese geistige Tagelöhnerei auf einem Spezialgebiete mag recht wohl einen ganzen Menschen ausfüllen, zumal wenn er von ganzem Herzen und ganzer Seele und ganzem Gemüt Spezialist ist, was zuweilen vorkommt, so wunderlich es klingt. Aber beim Landbesitz gibt's solcherlei Spezialliebe nicht, abgesehen von der industriellen Landwirtschaft, die uns nichts angeht. Hier gilt es, im ganzen liebevoll aufzugehen, ein Bauer werden, der seinem Hofe gehört, wie der Hof ihm.

Dazu aber, Graunzer, gehört ein Ding, das uns fehlt, und das wir uns anschaffen müssen. Dazu gehört, ich kann mir nicht helfen, eine Eigentumsperspektive in die Zukunft. (Unruhe auf allen Seiten.)

Ihr ahnt, was ich meine? Ihr schüttelt Euch vor Entsetzen, aber ich muß es Euch noch deutlicher sagen: Dazu gehört die Aussicht, daß auch nach uns das Gut uns gehört, daß wir das Gut auch für eine Fortsetzung unsres Selbst bebauen. Kurz und gut: dazu gehört, daß wir einmal einen Sohn haben müssen. (Tumult auf allen Seiten. Der Redner verschwindet unter einem Regen von Pfuirufen und faulen Äpfeln.)

Und wenn Ihr mich eine Stunde lang bepfuit und mit faulen Äpfeln bewerft, — keiner dieser Äpfel kann so sauer sein, wie der, in den ich biß, als ich diese Notwendigkeit erkannte, die ich laut nochmals aussprechen muß: Graunzer, wir müssen einen Sohn haben!

Das ist im Grunde die Sehnsucht, die uns peinigt. Wir sind unbefriedigt, weil wir nicht mit ganzer Liebe in unserem neuen Wirkungskreise aufgehen, und wir gehen nicht mit ganzer Liebe in ihm auf, weil er, als der natürlichste und also primitivste aller Wirkungskreise, die Familie zur Voraussetzung hat. (Stürmischer, gellender Ruf: „Pfui Teufel! Ein Weib! Da haben wir's!")

Ja, Graunzer, es ist wahr: es wird sich nicht umgehen lassen, daß wir zu diesem Zwecke ein Weib nehmen. (Ohrenbetäubender Lärm.)

Aber nur zu diesem Zwecke! Ich verwahre mich mit Entschiedenheit dagegen, daß ich Nebengedanken habe, denn darin bin ich völlig eins mit Euch: ich denke nicht an all das verworrene Zeug, das gemeinhin den Zweck der Erzeugung eines Erben verschleiert. Aber es gibt schlechterdings kein anderes Mittel, zu unserm Zwecke zu gelangen. So jammervoll es ist: wir brauchen eine Frau dazu. (Beklommene Pause.)

Ich erlaube mir, den Antrag zu formulieren, den ich für angenommen ansehe, wenn sich kein ausdrücklicher Widerspruch erhebt: Wir beschließen, zwecks Erlangung eines männlichen Erben eine

Frau zu nehmen, der wir uns aber bündigst vorher zu erklären verpflichten, daß wir von all dem nicht zu unsern Anschauungen passenden Brimborium ausdrücklich absehen, das man für die Eingehung einer Ehe als Voraussetzung anzunehmen pflegt. Tritt der Effekt, auf den es erst ankommt, nämlich die Geburt eines Knaben, innerhalb zweier Jahre nicht ein, soll die Ehe augenblicklich aufgelöst werden. (Dumpfe Pause.)

Da sich kein Widerspruch erhebt, erkläre ich den Antrag für angenommen und werde das Weitere veranlassen.

* * *

— Nachschrift: Ein wunderbares Mittel, über böse Gemütsqualen wegzukommen, dies Farcieren seiner Unbehaglichkeit. Ich möchte wissen, ob das andern Leuten auch so geht.

Aber die Farce ist ernsthaft! In einer Woche gedenke ich auf Freiers Füßen loszureisen. O Tante Ulrike!

P.

am 15. März (diesen Tag will ich mir hellila anstreichen, als in der Farbe, die die frauenzimmerlichste und mir fatalste ist).

VI.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund, den mehrfach genannten Gymnasiallehrer Peter Kahle. Gibt einen Kommentar zu der eben vernommenen Standrede, den ich jungen Mädchen nicht zu lesen rate

Kiebitzhof, am 25. März.

Magister Kahle!

Ihr habt mich, beim Himmel, schwer geärgert mit Eurem Briefe.

Ich habe Euch bis jetzt für einen ernsthaften Menschen und Staatsbürger gehalten und mußte nun mit nicht geringem Bedauern wahrnehmen, daß Ihr ein Spötter von jener geringen Sorte seid, die heutzutage von den Zeitungen täglich schockweise auf den Markt gebracht werden, und für die ich nicht sechs Dreier gebe, selbst wenn sie Doktoren der Philosophie und staatlich geeichte Knabenerzieher sind.

Pro dolor, Peter, — wie kannst Du bis zu der Frivolität hinabtauchen, zu reimen:

Das ist der März,
Drauf reimt sich Herz,
Sogar die Graunzer freien.
Jetzt wird es Tag!
O Himmel, sag',
Was dann geschieht im Maien?

Schämst Du Dich nicht, Peter? Das Deinem Freunde und Korpsbruder?

Aber ich hab' es immer gesagt: die Schulmeisterei verdirbt den Charakter; und: auf dem Katheder wächst das Blümlein Bosheit am üppigsten; und: wer mit dem Bakel hantiert, sieht an jedem Menschen nur das Sitzfleisch. (A propos: Du kennst doch die Geschichte von jenem Schulmonarchen, der in einem Museum die Venus Kallipigos sah und mit Zungenschnalz ausrief: „Wie müßten hier fünfundzwanzig flecken! . . .?") — Welch ein Narr ich war, daß ich Dir Mitteilung von dem Entschlusse machte, der mir wahrhaftig schwerer gefallen ist als irgendeiner in meinem ganzen Leben! Über so was machst Du Witze!? Und sogar gereimte?!

Ist denn das ganze Männergeschlecht eine einzige Clique, vereint zur Verhöhnung der wenigen, die sich vom Weibe emanzipiert haben? Habt ihr denn alle die Objektivität verloren in dem lächerlichen Ringelringelrosenkranz, den ihr mit Aufopferung eures Ver-

standes, eurer Freiheit, eurer Würde, eures Wohlbehagens, eurer seelischen Reinheit mit dem von Schopenhauer sattsam in seiner ganzen Gefährlichkeit und Elendigkeit gekennzeichneten Geschlecht tanzt? Ist es euch denn ganz und gar unmöglich geworden, wirklich männlich und nicht bloß als Schürzenanhängsel zu denken?

Oh, ihr Schürzenbandknoten! Oh, ihr belämmerten Ritter vom Unterrock! Oh, ihr Karpfen, die ihr an der Zopfnadel hangt!

Du kannst Dir also absolut nicht vorstellen, daß man wirklich bloß um des Grundes willen, den ich Dir in meinem Briefe angegeben habe, heiraten kann, Du fühlst schlechterdings den Anreiz zu der liebenswürdigen Insinuation in Dir, ich ließe mich da nur von einem maskierten Instinkte leiten, und dieser Instinkt tendiere ganz fröhlich und bestimmt auf das hin, was ihr schamhaft Erotik nennt, weil euch selber der Ausdruck „Liebe" blümerant, weibsenhaft und lyrikerig vorkommt?

Nun will ich Dir aber mal was sagen: Eure ganze vielgerühmte „Liebe" ist im Gegenteil nur eine Maske, die sich der Wunsch auf Nachkommenschaft vorbindet, um auf glatteren Wegen zu seinem Ziele zu gelangen. Der Schwindel, den der Auerhahn der Auerhenne vortanzt, und der Schwindel, den ihr euren Gänsen vorsingt, vorwimmert, vorflötet, das ist alles dieselbe Sache, die dadurch nicht anständiger wird, daß sie die allergemeinste auf Gottes Erdboden ist. Der Auerhahn aber ist gescheiter als die zweibeinigen Freier um Fräulein Gans. Er setzt das zappelige Getanze re facta wenigstens nicht fort. Im Gegenteil, er begibt sich schleunigst möglichst weit weg, auf die allerhöchsten Baumwipfel, und ist von nun an ein sehr gemessener und ernsthafter Herr. Ihr dagegen, — daß Gott erbarm'! Wenn euch die „Liebe" losgelassen hat, kriegt euch das noch künstlicher angemachte Ehegefühl in die Krallen, und die richtige Komödie beginnt jetzt erst. Ihr schämt euch, durch die naturnotwendig eintretende Kälte zuzugestehen, daß ihr vorher bloß

die obligate Balzkomödie aufgeführt habt, und ihr wißt euch nicht anders zu helfen, als dadurch, daß ihr nun die Komödie der ehelichen Liebe beginnt. Diese Komödie endigt aber immer tragisch, gleichviel, ob es die Welt merkt oder nicht. Denn für einen Teil, und, wie ich fürchte, meist für den männlichen, wird sie Ernst. Will sagen: der Komödiant glaubt schließlich selber an das, was er mimt, und das Ende ist die Entselbstung, die Verweibsung.

Die Ehe ist schuld daran, daß es keine Männer mehr gibt, d. h. die Ehe, wie Ihr, die Verweibsungssüchtigen, sie begreift.

Es muß aber auch noch eine andere Ehe möglich sein, die natürliche Ehe nämlich, die Ehe ohne Goldpapieremballage, die Ehe, die lediglich und ganz ausschließlich den Zweck der Erzielung von Nachkommenschaft hat, und die weder vom Manne noch von der Frau die Aufgabe der Persönlichkeit durch die „Liebe" fordert.

Monströser Unfug, diese „Liebe", die die Verkrüppelung der einen Individualität ohne weiteres zur Voraussetzung und meistens die Vernichtung beider Individualitäten zur Folge hat. Wie soll aus solchen Verhältnissen eine gesunde Nachkommenschaft hervorgehen? Was ist diese Sorte Ehe anderes, als der Faktor, mit dem das bißchen Persönlichkeit aus der Menschheit hinausdividiert wird! Mir graut davor, wenn ich denke, was schließlich daraus werden soll, aus diesem Rührei von Mann und Weib.

Und darum sag' ich für meine Person allen Ernstes: nein! Ich will eine Ehe gründen, ohne die Fiktion, daß, um ein neues Individuum zu zeugen, es nötig sei, entweder die eigene oder eine andere Individualität zu opfern oder zwei Individualitäten bis zur Unkenntlichkeit ineinander zu manschen. Eine solche Ehe, wie ich sie mir denke, mag Eurer Sentimentalität nicht behagen. Dafür entspricht sie um so mehr der Natur. Die Ehe ist nun 'mal keine lyrische Angelegenheit.

Mein Entschluß steht fest. Ich setze Hansjörg zum Verwalter

ein und begebe mich auf die Suche. Erst nach Berlin, wo ich, dem genius loci entsprechend, die Sache auf die geschwindeste und geschäftsmäßigste Weise per Annonce zu erledigen suchen werde. In welchen Lotterietopf man greift, ist schließlich gleichgültig.

Gehab Dich wohl und geh' in dich!

Dein

Pankraz.

Bemerkung des Adressaten zu diesem Briefe:

Krazi Graunzer, oder der Misogyn aus Naturwissenschaft. Auch gut! Man ist heute alles aus Naturwissenschaft. Früher war man alles aus Religion. Auch Misogyn. Siehe Kirchenväter. Die Welt ist rund und dreht sich um. K.

VII.

Ein ganz kurzer Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an dieselbe Adresse. Handelt von dem vorigen Brief

Kiebitzhof, den 26. März.

Lieber Peter!

Unter meinem vorigen Briefe wirst du eine radierte Stelle gesehen haben. Ich gestehe Dir, daß das Wegradierte „Nachschrift" geheißen hat. Ich habe es aber vorgezogen, einen eigenen Brief statt einer Nachschrift zu schreiben, damit ich mich nicht eines spezifisch weiblichen Fehlers schuldig mache.

Was ich Dir nachschriftlich schreiben wollte, ist aber dies: Mein voriger Brief hat einen etwas grätigen und dozierenden Ton, der mir selber nicht gefällt. Um so weniger, als sich all das, was ich darin sage, in ruhiger Entwickelung plausibler gestalten ließe. Trotzdem habe ich Dir den Brief geschickt. Erstens, weil es nötig

war, daß ich Dir für Deine üblen Witze die Leviten las, und dann, weil Du gerade auch aus dem Tone erkennen magst, in welcher seelischen Verfassung ich mich befinde.

Sobald der Gedanke ans Weib Besitz vom Gehirne eines Mannes nimmt, schlägt sich der Humor in die Büsche.

Fast hätt' ich Lust, mir die Sache doch noch 'mal zu überlegen, aber ich fürchte, es käme nur zu einem Aufschieben, und da will ich denn doch lieber gleich in den Apfel beißen, wo er am sauersten ist.

Dein

Pankraz.

Bemerkung des Adressaten:

> Armer Krazi! Entschuldigt sich! Aber er tut mir leid. Mir tun immer die Leute leid, die gute Kerle sind und schimpfen müssen. Das hatte die Religion vor der Naturwissenschaft voraus, daß sie die Leute nicht brummig machte.

VIII.

Aus einem Briefe des Amtsgerichtsrates Kropfer an seinen Korpsbruder Herrn Peter Kahle. Handelt von Herrn Pankrazius Graunzer

Berlin, den 10. April.

... Ja, richtig, noch eins! Gestern hab ich Graunzern gesehen. Mir scheint, daß der Gute völlig am Überschnappen ist. Von Lebensart gar keine Spur mehr und ein Exterieur wie ein Hinterwäldler. Ganz der Vetter vom Lande: Inspektormütze, Joppe, knallende Rindslederstiefel.

„Was machst du denn in Berlin?" fragte ich ihn.

„Ich setze Heiratsannoncen in den Lokalanzeiger", antwortete er.

Darauf ich: „Für einen Weiberfeind ist das ein grausamer Scherz."

Und er: „Gar kein Scherz! Wer gibt dir das Recht, mir scherzhafte Gedanken unterzuschieben?! Wie kommst du dazu, mich wie eine komische Person zu behandeln?! Nies' doch in dein eigenes Taschentuch!"

Und eh' ich noch begütigend „na! na!" sagen konnte, war er weg, quer über die Straße, in einen Omnibus hinein.

Und ein Gesicht machte er, — ich sage Dir: ein Gesicht . . .! Jedes Schnurrbarthaar war gesträubt, und seine Augen funkelten dunkel. Du weißt, was das bei ihm zu bedeuten hat.

Dein

Kropfer.

IX.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Handelt von einer dezidiv modernen Dame

Berlin, den 10. April.

Mein guter Peter!

Nachdem ich Dir im vorigen Monat den Brief mit den Leviten und dann den Nachschriftbrief geschrieben hatte, hab' ich mich bald von Kiebitzhof aufgemacht und bin gen Berlin gefahren.

Mein Plan steht fest: ich will eine Frau suchen. Zuerst in Berlin. Zwar lieb' ich das Berliner Volk nicht, und so opponierte auch etwas in mir gegen den Plan, just am unliebenswürdigsten Orte von Deutschland zu beginnen, aber schließlich sagte ich mir, daß es sich hier nicht um eine liebenswürdige, viel weniger um eine verliebte Sache handle, und daß gerade mein Geschäft sich in Ber-

lin vielleicht am schnellsten abwickeln könnte, wo man ohnehin zu einer geschäftsmäßigen Behandlung aller Angelegenheiten des menschlichen Lebens neigt.

Fuhr also nach Berlin.

Ich ließ Kiebitzhof ungern hinter mir. Jetzt, wo es Frühling werden will, ist es schwer, aus der Natur heraus in die Stadt zu gehen. Aber da es geschehen mußte, geschah es, und ich brummelte vor mich hin:

Ich reit' auf Abenteuer aus,
  Vorwärts, Schimmel, vorwärts!
Einen Rattenschwanz, den bring' ich nach Haus,
  Vorwärts, Schimmel, vorwärts!
Und wär' das Abenteuern dumm,
Treibt es mich doch ins Weite um,
  Vorwärts, Schimmel, vorwärts!

Du siehst, ich schackte ganz vergnüglich los, mit so einem gewissen, durchgegerbten Humor: Nur zu, die Sache wird schon schief gehen.

Und richtig!

Aber das muß ich Dir hübsch im Schritte erzählen.

Also: ich hatte mir in den Kopf gesetzt, zuvörderst mal schlecht und modern zu operieren — mit einer Heiratsannonce in der Vossischen Zeitung:

Die Annonce sah so aus!

Ernsthaft.

Ein Vierziger, Dr. phil. und Gutsbesitzer, wünscht sich zu verehelichen. Damen mit gleichem Vorhaben wollen sich brieflich unter Chiffre P. G. 40 aussprechen.

Ich hatte die Annonce so farblos und ohne jede Andeutung meiner persönlichen Anforderungen gewählt, weil es mir unzweifelhaft verwehrt worden wäre, auszudrücken, daß ich mich lediglich zwecks Erzeugung von männlicher Nachkommenschaft zu verehelichen wünsche. Denn ein solcher Wunsch, ausgesprochen, erregt Ärgernis, während er, wie ich glaube, gehegt sogar von Staatsanwälten und Pastorstöchtern wird. Das ist so eine der profunden Tatsachen unseres Moralkodex, über die es gut ist zu schweigen, denn sobald man ins Reden davon käme, würde man einen Stil sprechen, der wiederum das Interesse des von Staats wegen berufenen Hüters der bestehenden Institutionen erregen würde. Das ist die bekannte Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Symbol der Ewigkeit sagt man. Symbol der Ewigkeit der Dummheit — könnte man sagen. Ich aber sage es nicht, sondern lache inwendig. (Wobei ich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, daß augenblicklich sehr viel inwendig gelacht wird in Deutschland, und es gehören zur Sekte der inwendigen Lacher Leute, die auswendig einen geradezu penetranten Ernst zur Schau tragen, — nicht von Geschmacks, sondern von Amts wegen.)

Aber ich will nicht davon zu Dir sprechen, denn davon sprichst Du selber wahrscheinlich manchmal zu Dir, inwendiger Lacher, der Du bist. Sondern ich will Dir erzählen, was auf meine Annonce in der Vossischen erfolgt ist.

Eine Sturmflut von Briefen in den bekannten unangenehmen, spinnefüßigen, weiblichen Schriftzügen sturzwellte über mich her. In meiner Briefmappe, in den Schubfächern meines Schreibtisches, überall, in meinem ganzen Zimmer erhob sich ein Krieg von hunderterlei Gestänken, wie sie in der Damenwelt, die nicht einmal den Mut ihres eigenen Geruches hat, unter den Namen von Parfüms grassieren. Erst nachdem ich etwas Jodoform verstreut hatte, ward ich dieses widerlichen Mißduftes Herr.

Länger dauerte es, bis ich die fatalen Dünste aus meinem Gehirn getrieben hatte, die von dem Inhalt jener Briefe in mir erzeugt worden waren. Ich hatte ein Gefühl von Verbreiung meines Zerebralsystems, als ich diese unglaublichen Briefe gelesen hatte, und ich bekam einen Begriff, wie es im Gehirn eines unserer weibseligen Lyriker aussehen mag, die noch immer nicht aufhören, zu behaupten, daß die Liebe der schönste aller Triebe sei. Ein paar Kapitel Schopenhauer taten gute Dienste gegen diese zeitweilige Verseuchung, aber im Grunde danke ich es doch wohl hauptsächlich meiner guten Mannesgehirnskonstitution, daß ich dieses Gefühl höchster Elendigkeit und Kraftlosigkeit verhältnismäßig schnell überwunden habe.

Ich würde als ein schlechter Freund und auch gegen mich wie ein Flagellant handeln, würde ich Dir hier aus diesen Briefen einen Gefühlsextrakt geben. Ich habe sie verbrannt, und ich will sie zu vergessen suchen.

Unter der ganzen gräßlichen Menge war ein einziger, der mir ein gewisses nicht mit direktem Unwohlsein verbundenes Interesse abgewann. Es war in derben, steifen Schriftzügen geschrieben, nicht parfümiert und lautete wie folgt:

Herrn P. G. 40!

Das trifft sich gut! Sie sind vierzig, ich fünfunddreißig.

Sie sind Gutsbesitzer (den Doktor schenk' ich Ihnen), und ich habe das Stadtleben satt.

Sie wollen heiraten, ich auch.

Ich zweifle demnach nicht, daß wir harmonieren werden.

Wenn es Ihnen recht ist, sprechen wir uns einmal persönlich aus.

Ich werde morgen abend 7 Uhr im Restaurant Pschorr, Ecke Friedrich- und Behrenstraße, an dem Tisch in der Ecke,

gerade gegenüber der Eingangstür von der Friedrichstraße her, sitzen.

Sollte der Tisch besetzt sein, was aber um diese Zeit nicht anzunehmen ist, so werd' ich mich dem Speisebüfett gegenübersetzen und die Kreuzzeitung lesen.

Ich warte bis 8 Uhr.

K. K.

Dieser Brief gewann nicht allein dadurch, daß er sich von der allgemeinen Limonade der übrigen scharf abhob, er hatte auch für sich allein genommen etwas, das mir, ich will nicht sagen imponierte, aber doch einen gewissen vertrauenerweckenden Eindruck machte.

Da er von einer Person jenes Geschlechtes kam, deren Äußerungen man gut tut, stets auf Bakterien genau zu untersuchen, sah ich ihn mir sehr genau an. Ich kam dabei zu folgendem Resultate:

1. Keine Anrede.

Das läßt sich gut und übel auslegen, denn man kann daraus vielleicht auf eine gewisse gerade Wesensart schließen, die an einen Unbekannten auch nicht die üblichen Höflichkeitsfloskeln verschwenden will, vielleicht aber läßt es auch einfach den Schluß auf eine salva venia Rauhbeinigkeit zu, die für mich beim weiblichen Geschlecht nicht eben dekorativ wirkt.

2. Die Antithesen des Eingangs.

Nicht ohne eine gewisse kurzbündige Kraft. Die Frau, dacht' ich mir, häkelt ihre Reden nicht, wie es Weiberart, noch strickt sie gar jene langen Redestrümpfe, in denen der gesunde Verstand erstickt. Sie wird vielleicht eher ein bißchen zu wenig sagen. Aber das ist weitaus das geringere Übel.

3. „Ich zweifle demnach nicht."

Ecce mulier! Da haben wir auch bei der kurzredigen die Schnatterlogik. „Demnach!" Es ist unerhört! Indessen: auf logische Gebrechen war ich ja für alle Fälle vorbereitet.

4. „Im Restaurant Pschorr."

Sie also gibt mir ein Rendezvous, und zwar ohne weiteres, ohne jeden Vorschlag irgend welcher weiteren brieflichen Präliminarien.

Und dann: nicht Josty, nicht Kranzler, sondern Pschorr; kein Zuckerbäcker, kein Kaffee, sondern Bier, und zwar echtes. Das läßt auf eine gewisse sichere und kräftige Art des Entschließens und des Geschmackes schließen.

Gefällt mir.

5. Genaue Kenntnis der Örtlichkeit und der Besuchsfrequenz im Pschorr.

Sollte sie Stammgast sein?

6. Die Kreuzzeitung.

Die Dame ist schlau, man wird sich also vorsehen müssen. Sie kalkuliert so: Der Mann ist Gutsbesitzer, folglich wird er Agrarier sein, folglich wird er es gerne hören, daß ich die Kreuzzeitung lese.

Madame, Respekt! Aber Sie werden sich daran gewöhnen müssen, daß ich Sie durchschaue.

7. „Ich warte bis 8 Uhr."

Das weist wieder auf Entschiedenheit hin und auf einen gewissen Stolz.

Nicht übel.

8. „Den Doktor schenk' ich Ihnen."

Eine merkwürdig kühne Parenthese. So viel psychologischen Spürsinn kann ich der Dame nicht zutrauen, daß sie aus meiner Annonce die geringe Schätzung hätte erkennen sollen, mit der ich meinen akademischen Grad ansehe. Sie muß also wirklich die Doktorei persönlich gering achten.

A la bonne heure! Das gefällt mir sehr gut!

Freilich müßte man den Grund dieser Geringachtung wissen.

Vielleicht hat sie schlechte Erfahrungen mit Doktoren gemacht?

Vielleicht auch, daß sie mit diesem Ausnahmsstandpunkt bloß kokettiert.

Denn womit kokettieren Weiber nicht?

Ich denke, Du siehst, daß ich gründlich und ganz gewiß objektiv zu Werke ging. Das schließliche Ergebnis meiner Spezialuntersuchung war, daß ich beschloß, mir das Doppel-K in Person anzusehen.

Mir war nicht ganz wohl zumute, als ich mich auf den Weg machte.

Du weißt, wie schwer es mir fällt, mit Weibern zu reden. Dieses fremde Volk spricht eine Sprache, die nur scheinbar dieselbe ist, die ich beherrsche. Und dann haben sie alle so was verwirrend Mimisches an sich, eine so vertrakte Art, die Worte mit Blicken, Gesten, Bewegungen zu begleiten, die ganz willkürlich und zusammenhanglos sind. Ich möchte ihnen immer in den Arm fallen und fragen: Bitte, warum jetzt der kleine Finger so in die Höhe? Oder: Um Gottes willen, warum nun die Blicke auf meine Stiefel? Oder: Gerechter Himmel, was ist Ihnen, daß Sie so madonnenschmerzlich den Kopf nach rechts neigen?

Es ist aber nicht Furcht, was mich so bange macht, denn schüchtern bin ich nicht. Es ist nur Widerwille. Und diesen mußt' ich natürlich diesmal unterdrücken.

Ich ging also in das Pschorr. An dem Tisch gegenüber der Tür saß sie nicht. Der war besetzt von Studenten.

Also nicht Stammgast! dacht' ich mir.

Und nun der Blick das Lokal lang hinab zum Speisenbüfett.

Richtig! Mitten gegenüber eine Dame hinter einem großen Zeitungsblatt. Ich erkannte deutlich das Kreuz und hol' mich der

Kuckuck, mein Herz klopfte, daß ich mich coram publico hätte bemaulschellen mögen.

Von ihr sah ich nur ein Toupet schwarzer Haare. Gut! dacht' ich mir, sie hat den Hut abgenommen! Das ist kein schlechtes Zeichen!

Und nun los auf den Tisch und eine Verbeugung gemacht und: „P. G. 44."

Als Antwort eine sonore Stimme: K.! K.! (Wirklich: hinter jedem K ein akustisch deutliches Ausrufezeichen.)

Ich: Mein Name ist Pankrazius Graunzer. Sie gestatten?

K. K.: Katharina Kolbe. Bitte!

Dabei sahen mich zwei schwarze Augen groß und inquisitorisch an. Nur als Soldat, wenn unser Feldwebel den Anzug prüfte, habe ich solche Augen an mir auf- und abwandern sehen.

Ich fand kaum die nötige Unbefangenheit, gleichfalls zu mustern; als ich mir aber den nötigen Ruck gegeben hatte, sah ich folgendes: untersetzte Figur, ein bißchen zur, sagen wir Breite, neigend, mit starker Brustausladung; das Gesicht scharfzügig, im Profil an gewisse Bourbonengesichter erinnernd; die Haare kein Toupet, wie es von weitem erschien, sondern in natürlicher üppiger Kräuselung a la Titus gehalten, — entschieden zu viel Haarwerk; die Hände von gesunder Farbe, sehr fleischig; das Kleid knapp anliegend, schwarz, einfach, ziemlich viel vom speckigen Nacken freilassend, um den eine goldene Kette hing. Gesamteindruck: nicht sehr liebenswürdig, aber auch nicht abstoßend; wenn man sich daran gewöhnt haben wird, wird man das Ensemble ganz anständig finden.

Sie begann das Gespräch sofort, nachdem ich abgelegt und Bier bekommen hatte.

K. K.: Nun also, Herr Graunzer, Sie wollen heiraten! Darf ich da erst 'mal ein paar Fragen an Sie richten? (Ein Blick, der mir wie nichts Gutes in die Seele fuhr. Es war Examinatoren-

strenge darin. Ich fühlte mich beengt, wie wenn ich im Kandidatenfrack säße, und unwillkürlich fuhr ich mit dem Finger am inneren Rande meines Hemdkragens entlang.)

Ich: Bitte, Fräulein ... oder Frau.

K. K. (gebieterisch): Fräulein!

Ich: Hm!

K. K.: Nun also, erstlich, Herr Graunzer, — ja, apropos: Sie legen doch keinen Wert auf den Doktor?

Ich: Gewiß nicht.

K. K.: Das ist gut. Ich hätte es für Schwäche gehalten, wenn Sie's täten. Also: weshalb wollen Sie heiraten?

Ich: Gut, daß Sie fragen! Ich will heiraten, um einen Sohn zu bekommen.

K. K. (mit zurückgeworfenem Kopfe): Ah!

Ich (in einer Art Erbitterung, denn ich fing an, mich über dieses weibliche Wesen zu ärgern, das mich hier am Wirtshaustische ausfragte und musterte wie einen Kutscher, den sie mieten wollte): Jawohl! Um einen Sohn zu bekommen oder auch mehrere Söhne, aber keine Töchter. Aus diesem Grunde.

K. K.: Vortrefflich, ganz vortrefflich! Ah!

Ich: Es freut mich, daß Sie meinen Grund, der der einzige ist, gutheißen. Ich hätte kaum gehofft, daß sich dieser Kardinalpunkt so überaus schnell erledigen würde.

K. K.: Wofür halten Sie mich?

Pause.

Ich (der ich das anfangs für eine rhetorische Frage gehalten hatte): Für eine Dame also ...

K. K.: Also?

Ich: Verzeihen Sie, aber es wird mir etwas schwer, Ihnen jetzt, nachdem ich Sie erst seit fünf Minuten etwa kenne, bereits meine Meinungen über die unter dem Namen Dame begriffene

Gattung Mensch vorzutragen. (Ich sprach wirklich in diesem Dozentenstile. Es ging von K. K. etwas so Ungewöhnliches aus, daß ich auf Zeiten wirklich das Gefühl hatte, ich befände mich einem Demonstrationsobjekte und nicht einem lebendigen Menschen gegenüber. Der Gedanke, daß ich eines jener nach unseren Gesellschaftssatzungen mit ganz besonderen Finessen und Rücksichten zu behandelnden Wesen vor mir hätte, die wir eben „Dame" nennen, kam mir gar nicht.)

K. K.: Warum?! Warum?! Bitte, keine Gêne! Nur das nicht! Ich vertrage alles! Ich bin auch auf alles gefaßt! Ich bin kein Backfisch mehr! Ich sehe klar!

Ich: Klar? Sie irren sich vermutlich. Keine Dame sieht klar. Nicht einmal ein Weib, das keine Dame ist, sieht klar.

K. K.: Hm! Sie denken also gering von uns? Wie?

Ich: So ist es. Ja. Im allgemeinen und bis jetzt auch im besonderen.

K. K.: Vortrefflich! Ganz vortrefflich! Sie sind mein Mann!

Ich: Noch nicht! Aber ich muß gestehen, daß ich schon wieder erstaunt bin, Sie so schnell auf meine Intentionen eingehen zu sehen.

K. K.: Inwiefern ist das erstaunlich? Warum sollte sich eine Frau nicht zu derselben Seelen- und Geistesstärke aufschwingen wie ein Mann? Warum sollte ich nicht begreifen, daß ein Mann niedrig vom Weibe denkt? Nichts ist erklärlicher!

Ich: Gewiß! Aber wie stellen Sie sich die Stellung der Frau eines solchen Mannes in der Ehe vor? Würden Sie sich getrauen, eine solche Stellung einzunehmen? Das ist doch nicht so einfach!? Da gilt es doch, auf alles mögliche zu verzichten!? Die Liebe z. B.!?

K. K.: Das findet sich!

Ich: Bitte recht sehr, das findet sich nicht! Ganz und gar nicht! Darauf laß ich mich nicht ein! Das eben will ich vermeiden!

K. K.: Gut! Dann vermeidet man's! Man muß sich nur verstehen!

Ich: Bitte recht sehr! Das beanspruche und erwarte ich nicht! Wozu auch?! Die Ehe ist doch keine intellektuelle Angelegenheit, ebensowenig wie sie eine sentimentale Angelegenheit ist. Ich betrachte sie lediglich als eine Art physiologischen Kontrakt, eingegangen zur Erzielung einer Nachkommenschaft.

K. K.: Aber das ist ja ausgezeichnet! Das ist ja wundervoll! Das ist ja das, was ich mir immer vorstelle! Das ist 'mal wirklich ein moderner Begriff von Ehe!

Ich: Modern oder nicht: Es ist mein Begriff!

K. K.: Und meiner auch! (Flammend): Ja, ganz gewiß! Meiner auch!

Ich: Schön, also darin sind wir einig. Es gälte nur noch die einzelnen Punkte des Kontraktes zu formulieren.

K. K. (ein Notizbuch herausziehend, mit hochgezogenen Augenbrauen, höchst gespannt und mit einer gewissen Buchhalterinnenmiene): Also § 1!

Ich: Nicht so gerade! Es gilt ja eigentlich nur einen Punkt.

K. K. (einfallend): Das mit dem Sohne!

Ich: Jawohl, das mit dem Sohne.

K. K.: Hm! Wenn nun aber zuerst ein Mädchen . . .

Ich: Zuerst oder zuzweit oder zuletzt: Das gibt's nicht! Das wäre Scheidungsgrund!

K. K. (einen Augenblick perplex): Sapperlot! Das ist schwierig.

Ich: Ja, das ist schwierig.

K. K.: Sagen Sie mal . . . aber nein! Ich habe ja selbst darüber gelesen! Gewiß! Man kann es ja so einrichten, daß es ein Knabe . . .

Ich: Wie beliebt?

K. K.: Aber Sie wissen das ja besser, als ich! Die Wissen-

schaft Physiologie (Ich, für mich: ecce Mantegazza!) gibt uns ja die Verhaltungsmaßregeln zur vorherigen Bestimmung in dem von Ihnen berührten Punkte an die Hand.

Ich: Ich weiß das nicht, Fräulein Kolbe!

K. K.: Gewiß! Gewiß! Ich brauche nur nachzuschlagen zu Hause. Es gibt da was.

Ich (nun schon fest im Sattel und beide Schenkel dicht am Gaul): Wenn dem so ist: famos! Dann wären wir ja im klaren, vorausgesetzt, daß nicht etwa überhaupt die Konstellation Kolbe-Graunzer, wenn Sie mir gestatten, eine solche anzunehmen, die Aussicht auf Nachkommenschaft vereitelt.

K. K.: Wie meinen Sie das?

Ich: Sie wissen, es gehört eine gewisse Kongruenz der physiologischen Bedingungen dazu, um in einer Ehe jenen gewünschten Effekt (ganz abgesehen von unserm noch speziell komplizierten Fall) zu erzeugen.

K. K.: Ach so! Ja, das muß ausprobiert werden. Ich für mein Teil bin unbesorgt. Nur ist nicht viel Zeit zu verlieren.

Ich: Wie das?

K. K.: Ich meine: Sie sind vierzig, Herr Graunzer ...

Ich: Gewiß, gewiß. Wenn alles klappt, können wir gleich abschließen. Eile tut not. Die Physiologie läßt nicht mit sich spaßen. Schlimmsten Falles können Sie mal nachschlagen.

* * *

Peter! Peter!! Peter!!! Was war das für ein Frauenzimmer! Die hätt' ich Tante Ulriken gewünscht, wenn sie über die heutige Zeit loszog. Herrgott, Himmel und Paradies: diese Spezies hätte nicht mal ich für möglich gehalten. Ein Rattenkönig von Hundsnasigkeit, Berechnung, Oberflächlichkeit, Eingebildetheit und — gelinde gesagt — Dummheit und Roheit, und so 'was renom-

miert mit dem Worte, das Leben und Aufwärtsentwickelung bedeutet: modern!

Du wirst mir in Deiner unheilbaren Güte sagen, daß ich nur das Pech gehabt habe, einer jener Karikaturen in die Hände zu fallen, wie sie von Übergangszeiten gerne geboren werden, — meinetwegen magst Du recht haben. Ich für meine Person werde mich hüten, auch noch den weiblichen Problemen nachzulaufen; ich habe an den weiblichen Tatsachen genug.

Der Tatsache K. K. habe ich meine Meinung schließlich nicht verhohlen, und ich wundere mich augenblicklich, daß ich heiler Haut davon gekommen bin. Zum Ende unserer Disputation klirrten die Armbänder der physiologischen Experimentierdame bedenklich nahe vor meinem Gesicht hin und her, dann ward es plötzlich stille. K. K. war davongerauscht, und ich hatte noch vier Glas Bier für sie zu zahlen. Als Lehrgeld immerhin billig.

Dein

Pankraz.

X.

Herr Pankrazius Graunzer faßt Reisepläne und berichtet darüber seinem Freunde Peter Kahle

Berlin, den 15. April.

Mein guter Peter!

Es ist nichts mit dem öffentlichen Verfahren in Freiersangelegenheiten. Ich sehe von dem Gedanken ab, auf dem Wege des mit Druckerschwärze verunreinigten Papieres zu einer Frau zu kommen. Ich werde persönlich suchen.

Aber nicht in Berlin. Ich habe an einer K. K. genug.

Ich werde die Orte aufsuchen, wo ich irgendwelche Beziehungen

habe, die mir Gelegenheit geben könnten, das zu finden, was ich suche. Gott verläßt bekanntlich keinen Deutschen, ich werde mich also auf ihn verlassen. Hilft er mir nicht, so ist vielleicht auch das Gnade, und ich danke ihm eines Tages auf den Knien. Ich bin etwas resigniert, wie Du siehst. Hättest Du K. K. gesehen, so würdest Du Dich wundern, daß ich noch den Federhalter halten kann. Ich muß doch eine gute Konstitution haben.

Zuerst fahre ich nach Dresden.

Dein

Krazi.

XI.

Einiges aus Herrn Pankrazius Graunzers Reisetagebuche. Handelt von einer Karoline, von einem Schwimmmädchen und von Dresden

Im Eisenbahnwagen von Berlin nach Dresden.
16. April.

Ich habe Pech: die Lokomotive meines Zuges heißt Karoline. Aber: ich bin allein im Kupee.

Zuerst will ich eine halbe Stunde die Augen zutun; sind wir außerhalb Berlins, so sollen sie wieder aufgemacht werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ah! Ah! Felder rechts und links! Felder! Wie schön das ist! Und das junge Grün darauf! Und der unverqualmte blaue Himmel darüber! Und alles, wenn's auch nicht gerade beunruhigend malerisch ist, doch so anheimelnd naturartig; — jedenfalls nicht mehr Berlin! . . .

Gott sei getrommelt und gepfiffen!

Mütze hoch, Graunzer, und nu jodel mal!
Ju-hu-hu-hu-huuu! Tria-dulióh-haha!

* * *

Schönchen, schönchen, schönchen! Ich lese an den Stationen die Kilometer ab, die wir uns von Berlin entfernen, und entzücke mich daran, wie hurtig mich die wackere Karoline von Berlin wegträgt.

Ein gutes Mädchen, ein liebes, ein dickes, ein scharmantes Mädchen!

Hochverehrte Karoline!
Ratta-huschta! Ratta-huschta!
Schienenklirrende Maschine!
Ratta-huschta! Ratta-huschta!
Raßle, rase
Deine Straße,
Schnaube Dampf aus deiner Nase,
Friß dir Feuer in den Wanst,
Renne, renne was du kannst.
Sieh, wie schön zu beiden Seiten
Feld und Wald sich drehn und gleiten,
Und die stille Heide tanzt.
Ratta-huschta! Ratta-huschta!
Den Galopp, den mag ich leiden!
Ah! wie deines Dampfes graue
Fahne, allerliebste Fraue,
Über unserm Sause weht!
Schön! Schön! Schön! Und schneller immer!
Oh, du gutes Frauenzimmer!
Vorwärts! Vorwärts! Fortgedreht!
Ratta-huschta! Ratta-huschta!

* * *

Dresden, den 17. April, früh.

Ach, was ich wundervoll geträumt habe diese Nacht.

Ich träumte, ich wäre wie vor dreißig Jahren hier in Dresden

im Freimaurerinstitut. Und ich hatte Sonntags meinen Urlaubszettel und ging in aller Frühe hinaus aus dem Kasten, bummelte die Weißeritz hinunter, dann über die Brücke und in die Stadt hinein. Überall, wo es Pfannkuchen gab, kauft' ich mir einen, mit Pflaumenmus gefüllt, und mit Aprikosen, und einen sogar mit Apfelsinenmarmelade.

Und ich ging, wie ich immer zu gehen pflegte, in den Zwinger.

Erst die schöne Mittelallee hinauf, dann wieder bis zur Mitte zurück und dann links quer durch und die Stufen hinan, da hinauf, wo die Bassins sind.

Kein Wasser darin. Niemand in der Nähe. Ich in das Bassin hinein.

Da, wie ich drin bin, auf einmal schließt sich über mir das Bassin, und es ist eine grüne Kuppel ausgespannt, dunkelgrün, und in diesem Grün schwimmen goldene Fische, — aber beileibe keine von den gewöhnlichen Goldfischen, wie sie in Mutter Schützens Fischglas sind. Nein, ganz merkwürdige goldene Fische, mit langen blauglänzenden Flossen, die gebogen waren wie die Federn des Paradiesvogels. Aber Augen hatten sie, ganz, ganz gelbe, richtige Telleraugen, wie große Schilde rechts und links.

Die also schwammen über mir.

Aber es mußte wohl nicht Wasser sein, worin sie schwammen, denn ich selber stand ja in dem grünen Weben, in dem sie waren, und was um mich war, das war eine liebe, warme, duftende Luft, die freilich sichtbarlich in Wellen ging, und die mich auch benetzte, wie wenn sie etwas wäre, das zwischen Luft und Wasser ist.

Es war unbeschreiblich angenehm, und mich genierte es nur, daß ich meinen gräßlichen Freimaurerinstitutsmantel anhatte, mit den goldenen Knöpfen.

Aber guck mal nur, da kam ein kleines Mädchen auf mich zugeschwommen, das griff an mir herunter, und mit einem Male

war der entsetzliche Mantel weg, und ich stand in einer allerliebsten rosigen Nacktheit da, ein Bübchen von den angenehmsten Konturen, nicht zu mager und nicht zu dick, gerade recht.

Was denn aber nun? dachte ich mir.

Da sagte das kleine Schwimmädchen, das ganz in meinem Alter zu sein schien und eben so hübsch und nackt war, wie ich (was mir unendlich wohlgefiel): „Du, kleiner Graunzer, das ist aber nett, daß du endlich gekommen bist! Nun wollen wir aber gehn und Schokolade trinken! Hast du auch Pfannkuchen mitgebracht?"

„Pfannkuchen? Oh! Mit Apfelsinenmarmelade sogar! In meinem Mantel stecken sie!"

„Mantel? Was ist denn das für ein Ding?"

Da überfiel mich ein gräßlicher Schreck. Herrgott, der Mantel! Der Mantel! Mit dem Urlaubszettel! Herrgott, wenn ich den Urlaubszettel heute abend nicht habe!

Und ich fuhr im Bassin herum und suchte und suchte, und die grüne Luft fing an zu wirbeln, und Blasen stiegen in ihr auf, und die goldenen Fische erschraken und rannten an mich an mit ihren dicken Köpfen, und ihre gelben Telleraugen wurden schwarz vor Schreck. Und auch die Kleine fing an zu zittern und zu zappeln, und schließlich, ach Gott, schließlich war sie auch verschwunden.

Die grüne Kuppel über mir zerging, der blaue Himmel war wieder da, und ich stand, um Gottes willen, ich stand ganz nackt in dem Bassin, und rundherum alle meine Lehrer, alle meine Lehrer mit gelben Rohrstöcken.

„Na wart'! Na wart'! Komm du nur heut abend ins Institut! Das sind schöne Geschichten! Schöne Geschichten!"

Vor Schreck wachte ich auf.

Da schien die helle Sonne ins Zimmer, und wie ich mich aufrichtete, sah ich die alte, gute, gelbe Elbe unten ihre Wellen wäl-

zen, nach deren Farbe die Dresdener so farbensicher ihren Milchkaffee zu mischen wissen, und ich mußte laut lachen.

Also vierzig Jahre alt und träumen wie ein Bübchen mit zehn!

Gott sei Dank! Das ist herrlich! Das freut mich! Also ist meine Seele noch nicht ledern geworden!

Und ich stand mit Pfeifen und Singen auf und beschaute mich lange im Spiegel.

Ganz so schön bin ich nicht, wie das Bübchen im Bassin. Nein, wirklich, und wenn ich es mir antun und mich jetzt nudifizieren wollte (ein schamhaft Wort), — ich glaube, ich fiele rücklings um und lallte: Schöne Geschichten! Schöne Geschichten!

Aber gleichviel: Wenn man nur noch so nackt träumen kann! Das ist die Hauptsache! Die Waden sind Nebenwerk.

Köstlich, wie aufgeregt ich war.

Ich wußte, wenn ich da auf den Knopf an der Tür drücke, wird ein sächsischer Kellner kommen und mich fragen, ob ich Gaffeh oder Deeh oder Gaggao will, aber trotz dieser Wissenschaft meinte ich, es könnte vielleicht doch mal anders geschehen, und es käme nicht der Schwarzgeschößte, sondern die kleine Prinzessin Fisch, die so reizende rote Haare hatte.

Wunderlich! Wunderlich! Mein Herz pumperte, und mir war jungenhaft feig, ach, so angenehm feig zumute, daß ich mich in die Sonne stellte, um in ihr Mut zu fassen, wenn sie hereinschwömme und ich . . .

Graunzer . . . genug! Nachts mögen sie hingehen, die Allotria, aber bei tagshellen Zeiten bitt' ich mir etwas Vierzigjährigkeit aus.

Und der Kellner kam, und seine wehenden Schöße trieben den Rest des nächtlich angenehmen Spuks hinaus, und ich gab mich nach langer Zeit wieder einmal dem Genusse eines Dresdener Dreierbrötchens hin.

Zieh ich den Schluß aus dem Traum und seiner Nachstimmung,

so werd' ich sagen müssen: Es werden irgendwo Schlingen im Gemüt gelegt. Auf der Hut sein und in keine Netze tappen! Am wenigsten, wenn sie aus roten Haaren geflochten sind. Denn ich weiß wohl, von welchem Bilde aus süßer Dummerjungenzeit Prinzessin Paradiesfisch der Reflex war.

Apage diabolina! Adelheid hat sie geheißen.

* * *

Dresden, 18. April.

Das liebe grünweiße Nest ist zu schön, als daß man Lust und Zeit für Geschäfte fände, wie ich sie vorhabe.

Gestern und heute bin ich den ganzen Tag herumgebummelt. Zu Fuße, in einer der ehrwürdigen ortsüblichen Droschken und schließlich zu Schiffe.

Anfangs störte mich die übermelodische Ausdrucksweise der Eingeborenen etwas, aber schließlich schwang ich mich zu objektiver Auffassung auf mit dem Spruche des Dichters: Singe, wem Gesang gegeben, und ich fand es zuweilen sogar ganz hübsch, beharrlich angesungen zu werden.

Dieses Singen gehört hier wirklich zum Lokalkolorit, und ein Dresden, in dem die viel schönere Mundart der Münchener etwa gesprochen würde, wäre für mich etwas ungeheuerlich Stilwidriges. Nein, nochmals: Singe, wem Gesang gegeben! Die langen Vokale und der dünne Kaffee; möge sich die Hauptstadt des Königreichs Sachsen niemals diese unveräußerlichen Reservatrechte rauben lassen!

Schade, daß sich Dresden so modernisiert. Die Art der ihm innewohnenden, der spezifisch dresdnerischen Schönheit, erfordert eigentlich ein gewisses Altmodisches. Chaisenträger z. B. würden sich hier gut ausnehmen, aber es müßten Rokokochaisen sein.

* * *

Von jetzt ab will ich aber doch planmäßig vorgehen und im Auge behalten, wozu ich hier bin. Ich bin doch kein Vergnügungsreisender! Ach du liebes Gottchen, — nee, nee!

Also: morgen zur alten, guten Mutter Schützen! Wird die Augen machen!

XII.

Bei Mutter Schützen. Von Pankrazius Graunzer selber aufgezeichnet

Wunderlich, wunderlich, wunderlich!

Ich gehe hier fortwährend wie in einer Wolke spazieren. Und diese Wolke hat goldene Ränder. Morgenrotsränder. Und ein leiser Wind, ein lieber Wind, ein lustiger Wind weht mich an, streichelt mich, liebkost mich. Und aus meinem Herzen antwortet ein Gefühl von Zutraulichkeit und reiner, dankender Freude, wie ich es ach wie lange nicht mehr gehabt habe.

Da steh' ich z. B. auf der Brühlschen Terrasse oben, stütze meine Hände aufs Geländer, lege mich ein wenig vor und sehe hinab auf die Elbe.

Wie das alles köstlich ist, so mir wohlvertraut, ein Stück von mir. Ich habe es lange mit mir herumgetragen und nicht gewußt; jetzt seh' ich's außer mir, und in mir auch wird nun dasselbe Bild lebendig, nur, daß ich selber mit in dem Bilde bin, und zwar als Mittelpunkt.

Ich sehe mich. Den kleinen Jungen seh' ich mit der schottischen Mütze und der Gürteljoppe, wie er neben dem alten Mann im grauen Schusterkrausenbart hergeht und den braunen Kober trägt.

Wohin gehen die beiden? Ei! Zum königlichen Küchenschiff, das dem König Johann Fourage nach Pillnitz bringt.

Und der alte Mann, der alte Schütze, erzählt mit einem merkwürdigen Stolze, daß des Königs Lieblingsgericht Kartoffelstückchen mit Schöpsenfleisch sei. Und der kleine Junge denkt sich: Wenn ich König wäre, äß' ich was anderes am liebsten.

Was denn z. B.? Na, doch gewiß Mohrenköpfe mit Schlagsahne! Oder, ja, vielleicht auch Rindfleisch mit Rosinensauce. Aber viel Mandeln müssen drin sein. Oder . . .

Aber da ist schon wieder ein anderes Bild.

Da ist das Schloß Pillnitz selber und der erste Schritt auf glattem Parkett, und der Junge fällt hin, und eine schöne, junge Dame in einem rosaseidenen Kleide lacht, und der Junge, erst beschämt, wird jetzt wütend und ballt der Prinzeß die Fäuste. Gräßlich, der alte Schütze kriegt ihn an den Ohren. Jammer, Jammer! Und das Prinzeßchen lacht . . .

Wohin ich nur komme, überall regnet's wie in goldenen Fäden auf mich ein: Erinnerungen . . . Erinnerungen.

Es ist sonderbar, wie sie wach werden.

Da gehe ich an einem Hause vorbei. Ein kleiner Garten davor, grün, buschig; wie ist mir nur? Ein Name will mir auf die Zunge, ein Name . . . Auf einmal ist er da: Nieritz?! Warum gerade hier Nieritz? Habe ich vor diesem Hause vielleicht als Knabe einmal in einem Nieritzschen Buche gelesen? Was ist's? Gleichviel: plötzlich tauchen mir all diese fromm-spannenden Geschichten auf, mit deren Jugendhelden ich mich identifizierte, ohne doch stets mit der Art zufrieden zu sein, wie immer alles in Milchreis mit Zuckerbutter verlief.

Zuweilen ist es, wie wenn Blasen in meiner Seele aufstiegen. Rätselhafte Namen, längst vergessene. Und ich muß mitten auf der Straße stehen bleiben und nachdenken. Da, plötzlich, an der katholischen Kirche, stößt mir das Wort Rammer ins Gehirn.

Rammer! Ja, um Gottes willen, was ist das?

Ich suche und suche und suche. Keine Spur.

Ich taste meine ganzen Kinderjahre ab, horche in mich hinein, konzentriere mich mit Gewalt auf dies eine Wort ... Es will sich nicht klären.

Ich laufe um die Kirche herum. Will mich ablenken. Hilft nichts; es rammert weiter.

Und immer um die Kirche herum; ich muß, ich muß. Der Rammer jagt mich. Ja, wer denn, wer denn!

Himmeldonnerwetter, wer ist dieser Kerl!?

Da, pardauz, sehe ich ihn vor mir: ein kleiner, dünner, sommersprossiger, gelbhaariger Bursch, den ich hier vor dem Gruftfenster der Wettiner kennen gelernt habe.

Es war ein Sommersonntag, und er beredete mich zu einem Spaziergang in die Ostraallee.

Jetzt habe ich alles deutlich vor mir: grüne Augen hatte er und ganz merkwürdig feine, durchsichtige Hände. Und es ging etwas Eigentümliches von ihm aus, das mich ganz befangen machte ...

In einem Gebüsch, weitab vom Wege, brachte der liebenswürdige, grünäugige Bursch mir eine Kunst bei, der ich den Verlust meines halben Gedächtnisses verdanke ... Im Institut hab' ich mich dann weiter darin ausgebildet ... Das ganze Institut war eine hohe Schule dieser Kunst ...

Beim Himmel, ich schwör' es: wenn mir ein Sohn wird, ich werde ihn niemals in ein Institut geben. Nein, er soll seine Kämpfe mit der Natur wenigstens selber auskämpfen.

Aber bei dem Namen Rammer — was fällt mir da nun nicht alles ein! Vor mir taucht auf jenes Ungetüm mit roten, wie von Blutdünsten verschleierten Augen, das Ungetüm jener Zeit, in der der Mensch über die fatale Schwelle muß, die zwischen der Kindheit und dem Wachsen und Werden des Geschlechtes liegt. Ich weiß mich noch der Träume zu erinnern, die mich damals quälten.

Ein schwammiges, lauliches Wesen mit hunderttausend Brüsten, die wie Arme nach mir griffen, war nächtlich bei mir. Es kam und wich und wartete und kam wieder, watend wie in Blutbrei; es hob sich über mir und floß über mich aus in einen klebrigen warmen Regen; es breitete sich vor mir am Boden aus und rollte sich zu mir wie eine breite Welle und umschloß mich und stieg an mir empor; und es wurde eine heiße Luft voll dumpfer, schwüler Stimmen, und aus dieser Luft spien mich grüne Zungen an, und das heiße Gebrodel fuhr in mich ... Furchtbares Monstrum, furchtbare Zeit, Pubertät.

Die Natur, ja, ja, — eine grausame Dame. Singt nur das: „Wie groß ist des Allmächtigen Güte", meine guten Freunde, die ihr lutherchristlich seid, aber am schönsten werdet ihr es erst singen, wenn ihr den Mut habt, das Geschlecht von euch zu nehmen. Nur Mut, das Messer ist gelinder als die Sucht! Die Päpste, oh, diese klugen Gottesknechte mit der dreifachen Krone, haben ganz recht: die Kastraten sind die einzig wahren Kirchensänger. Denn siehe, auch die himmlischen Chöre sind ohne Geschlecht.

Im Himmel, im Himmel die Engelein
Nicht Männer und nicht Weiber seyn,
Von Leib und Seele sind ganz rein.
Gloria in excelsis!

* * *

Am höchsten stieg die Flut der Erinnerungen in mir, als ich mich auf den Weg zu Mutter Schützen machte, da ward es direkt halluzinatorisch.

Es ist kein Wunder, denn alles, was mir hier begegnet, weckt in meinen Sinnen ein Stück der Jugend auf, die in mir begraben liegt und sehnsüchtig darauf wartet, bis ihr ein guter Zufall das angenehme Posaunenlied bläst:

Steh' auf, o Seel', und schreite,
Auf steht sperrangelweite
Der Sarg; der Tag ist da,
Da du auch sollst mit Beten
Vor deinen HERREN treten
Und singen laut Halleluja!

Sonderbar! Sind wir nicht wandernde Särge? Nein! Ambulante Sargmagazine mit dem bestassortierten Lager von der Welt? In unserm Gehirn (oder sonstwo, meinetwegen in der Zirbeldrüse) liegt eingebettet alles, alles, alles, was wir je selber getan, oder was uns geschah; alles, alles, alles, das auch nur an uns vorüberging, jeder Käfer, der uns einmal umflog, jeder Floh, der uns einmal biß, jede Dummheit, die wir einmal sprachen, jede Gemeinheit, die wir einmal dachten, Gutes und Böses und Gleichgültiges, ob es in uns war und hinausging aus uns, oder ob es außen uns gegenüberstand und in uns einging — alles liegt in uns, begraben wohl, aber auferstehlich, und zuweilen gibt es ein Gewimmel in den Zellen und einen Auferstehungsrumor, ein Josaphatgedröhne — puh:

Rechts die Schafe, links die Böcke,
Güt'ger Himmel, sende Pflöcke,
Daß ich das Gesindel binde,
Überblick und Ruhe finde!

Es ist unerhört, was für ein Ameisenhaufen heute mein Busen war (um das gebenedeite Wort der deutschen Lyra zu brauchen). Ich hätte schreien mögen, so kribbelte es. Sogar meine zwei ersten Lieben tauchten auf.

Die allererste in Begleitung einer Maulschelle, die ich erhielt, weil ich mich zu aktiv gebärdete, und die zweite in Begleitung einer Maulschelle, die ich austeilte, weil ein Rival unbequem werden wollte.

Dort war es, dort; in dieser Haustür, auf den ausgescheuerten Sandsteinstufen des Flurs.

Ich muß hineingehen. Richtig: da hinten die Glastür mit dem Blick in den schwarzen Hof. Und auch jetzt wird dort Wäsche getrocknet.

Es ist der ewigen Wäsche Hof,
Der Hof der ewigen Wäsche,
Und wer da durch die Wäsche kriecht,
Kriegt von der Wäscherin Dresche.

sang ich damals, und selbst dieser Vers wird wieder munter wie ein Gassenjunge.

Ob die Frau, die eben die Treppe herunterkommt und mich mißtrauisch mustert, jene Berta ist?

Hinaus Graunzer! Und einmal Auge und Ohr inwendig zugemacht.

Stopp! Kuscht euch, werte Leichen!

* * *

Mutter Schützen wohnt noch in demselben Hause, im selben Stockwerk, auf demselben Flur, und noch steht auf dem großen, grünlackierten Schilde mit weißen, aber nun fast ganz schwarz gewordenen Buchstaben der alte Name „Gottlieb Schütze, Kgl. Küchenmann", obwohl das alte Großvaterchen längst seinem Könige gefolgt ist, der die göttliche Komödie übersetzt und Kartoffelstückchen geliebt hat.

Wie ich vor dem Schilde stehe, überläuft mich dasselbe bangfrohe Gefühl wie damals immer, wenn ich Sonntags auf Urlaub aus dem Institute zu meinen alten ehemaligen Pflegeeltern kam. Ich wußte, es wird allerlei Gutes zu schnabulieren geben, aber auch an gesalzenen Leviten wird's nicht fehlen.

Und nun an der Klingel gezogen. Gott, wie dünne die jetzt klingt, und hinterher rasselt der Draht, wie der Atem nach den leisen Worten eines Brustkranken.

Niemand öffnet. Noch einmal das Klingelstimmchen und der Rasseldraht. So . . . Jetzt Schritte, die richtigen Dresdener Filzlatschenschritte.

Ich bin gespannt, wer aufmachen wird.

Na? eine Kinderstimme? Höchster Flüsterdiskant: „Wer ist draußen?"

Ich nenne meinen Namen.

„Gleich!" (fast gesungen das) und die Schrittchen filzlatschen zurück.

Lange Pause. Türe auf. Zu. Ein Hüsteln. Andere Schritte kommen. Die Flurtür öffnet sich. Eine junge Frau steht im Dunkeln.

„Die Großmutter schläft, aber kommen Sie nur 'rein, Herr Doktor."

Sie geht voran.

Ja! Wer ist denn das?

In der Stube klärt sich's auf. Das ist nun schon die Enkelin der Alten, mein Patenkind, und die Kleine, die zuerst gefragt, ist ihre jüngste Tochter. Diese Generationsperspektive! Ja, es heiratet sich was zusammen auf dieser Welt.

Großmutter ist in ihrem Zimmer. Man darf sie nicht schnell wecken.

„Sie kommt aber von selber zu sich, wenn jemand in der Stube ist."

Gut, so gehen wir also leise hinein!

Die Enkelin mit ihrer Tochter voraus, dann ich. Wir dürfen nicht reden. Ganz still setz' ich mich aufs Sofa. Die junge Frau führt das Kind an den Stuhl der Alten, wo es sich ganz artig

und leis auf die Hütsche setzt. Sie selbst bleibt neben dem Stuhle stehen.

Ich muß sagen: es sieht eigentlich unheimlich aus. Mutter Schützen schläft, wie sie immer tat, mit offenem Munde, und jetzt, da dieser Mund bei der über Neunzigjährigen gar keine Zähne mehr hat, auch das Rote an den Lippen ganz eingezogen und völlig im Mundinnern verschwunden ist, gibt das einen Anblick von Mumienhaftigkeit, der nicht gerade anheimelt. Noch toller wird das dadurch, daß auch die Augen, ganz glasig und fast weiß, offen stehen.

Mir geht es eiskalt durch und durch, und wenn ich mich, ohne mich zu rühren, nur mit umhergewandten Augen im Zimmer umsehe, fürcht' ich schon ein Geräusch zu machen und all diese alten Gegenstände von ihren Plätzen zu bewegen, diese Porzellanfiguren und Bildchen, diese Gardinen und Glasvasen, diese Sträuße aus altem Zittergras und Papier und zumal den alten Mahagoniglasschrank. Ich streife nur alles mit den Augen, und es ist, als ob Schleier über allem lägen. Und dazu ist es Dämmerzeit, und dieses Hinterhauszimmer liegt ganz wie in grauem Aschenstaub. Auch wird es zusehends dunkler, daß ich bald die lilaen Haubenschleifen von Mutter Schützen nicht mehr sehen kann.

Da hebt sie ihre rechte Hand. Mumienhaft. Ich muß wegsehen. Der Zeigefinger ist starr auf mich gerichtet.

Und mir ist, als müßte jetzt auch das eben erwachte Leben ihrer Augen auf mich gerichtet sein.

Aber es ist ein Irrtum. Sie hat mich noch nicht bemerkt. Sie hat niemand um sich bemerkt. Sie murmelt nur so vor sich hin: „Überall — überall die Menschen beieinander. Ja, ja, eener wie der andere, eener wie der andere."

Eine Pause. Ich sehe hin. Jetzt hat sie die Kleine entdeckt.

„Berta! Bist du da? Na, sieh 'mal Mädchen."

Und die Kleine fast ganz leise: „Großmutter, der Herr Doktor aus Berlin ist da!"

Und die junge Frau setzt ebenso leise hinzu: „Der Doktor Graunzer!"

„Der Graunzer!? Jh, sieh 'mal eener an! Nee, nee, mei' Pumperchen? Na, Pumperchen! Na, so komm doch her, Pumperchen! Wo steckt er denn?!"

Das mit ganz veränderter Stimme, ziemlich klar und hell, ob auch sehr dünn; und alles Gefühl von Tod und Unheimlichkeit schwand mir. In dieser Stimme war noch Wärme.

Ich ging hin zu ihr, und sie küßte mich mit ihren kalten Lippen; aber dieser Kuß war nichtsdestoweniger warm, denn es flossen Tränen über ihn hin, und mir selber kam das Schluchzen.

Dazwischen die Stimme der Kleinen: „Mutter, warum weint denn der Onkel?"

Und die junge Frau d'rauf: „Komm, Berta, wir wollen 'nüber gehen."

Die beiden gingen.

* * *

Wie wir allein im Zimmer waren, Mutter Schützen und ich, wurde es mir so heimlich und sicher zumute, daß ich mich der Alten zu Füßen auf die Hütsche setzte und meine Hände in ihren Schoß legte. Sie liebkoste mich, wie sie zu mir als Kind getan hatte, und sprach so lieb und klug und mütterlich zu mir, wie nur je.

Es war eine andere Zeit und eine andere Welt, die zu mir sprach. Ich hatte nur zu lauschen und gab mich diesem eigenen Zauber hin wie ein Kind, das auf Märchen horcht.

Es ward allmählich ganz finster im Zimmer, erst Abend, dann Nacht. Mutter Schützen aber hörte nicht auf, mir von mir zu erzählen aus der Zeit, da sie meine Pflegemutter gewesen war. Wenn

meine Seele jetzt auf eine Weile glatt ist, so hat sie es getan, sie hat mir alle Falten und Runzeln herausgeglättet mit leisen, behutsamen Strichen.

Es war wunderbar schön.

Schade, daß die Frauen erst neunzig Jahre alt werden müssen, um so etwas zu vermögen.

Als sie sich aber genug getan hatte an Erinnerung, machte sie eine kleine Pause, und dann begann sie mich auszufragen.

Du lieber Gott — nun kam meine Beichte.

Es war ein bißchen peinlich, denn sie sagte durchaus kein Wort dazu, und ich mußte nur immer berichten, und wenn ich glaubte, fertig zu sein, kam immer wieder ihr Wort: „So, so, nu erzähle nur weiter."

Schließlich, als ich völlig fertig war und gesagt hatte: „Das ist alles, Mutter Schützen, und nun weiß ich gar nichts mehr," kam erst eine besonders lange Pause und dann das:

„Aber du erzählst mir ja gar nichts von deiner Frau, Pumperchen!?"

Ich: Ich habe keine Frau, Mutter Schützen!

Mutter Schützen: Du hast keine Frau?

Ich: Nein, Mutter Schützen, ich habe keine.

M. Sch.: Ja, Pumperchen, nu hör' aber, nee, nee, du: du bist nu doch vierzig? Nich?

Ich: Ja, Mutter Schützen, vierzig.

M. Sch.: Vierzig! Närr'sch! Und keene Frau! Hat dich denn gar keene gewollt?

Ich: Aber, Mutter Schützen, wo denken Sie hin? Ich habe keine gewollt.

M. Sch.: Putz'ges Kerlchen! Pumperchen! Mir kannste's doch sagen!

Ich: Nein, wirklich! Wirklich! Ich hab' nicht heiraten wollen.

M. Sch.: Nu sag' aber bloß: Warum denn nich! Ernähren kannste doch eene.

Ich: Ja, ja, schon, aber wissen Sie, Mutter Schützen, ich mag die Frauensleute nicht.

M. Sch.: Pumperchen: du bist verrückt! Gott nee, der Junge!

Ich: Aber, Mutter Schützen, Sie wissen doch selber, wie heutzutage die Frauensleute sind!

M. Sch.: Heitzutage oder nicht heitzutage, ob se nu so sin, oder ob se so sin; ganz egal. Heiraten mußte doch, Pumperchen, närr'sches Sticke!

Ich: Aber warum denn, Mutter Schützen?!

M. Sch.: Warum? Nee so e Junge! Warum? Nu sag' bloß: warum hat denn dei Vater geheirat'? Warum heirat'n denn de Leite überall, wie du se siehst? Höre 'mal: vorhin hatt' ich 'n Troom. Da sah ich über de ganze Erde weg, so groß wie se is, und ich sah alle Menschen, wie viele 's sin, unzählige viele, Keenige und Kaiser und arme Leite, und Preißen und Sachsen, und ooch Schwarze waren drunter — aber se waren sich alle gleich, alle gleich. 's war bei allen ganz dasselbe. Ersch't wurden se geboren, und dann kriegten se Kinder, und dann starben se. Und das ging überall ganz egal. Und wenn ooch der eene oder andre nich wollte: es kam doch überall so.

Weeßte, Pumperchen, ich bin ene alte Frau, und wenn ich was treime, is es wahr! Der Troom aber hat ooch seine Bedeitung, denn warum hab' ich'n gehabt? Weil du da warst. Siehste: der liebe Gott hat'n mir für dich geschickt. Denn ich selber: ich hab' das lange gewußt. Ich habe Kinder gehabt, und meine Kinder haben wieder Kinder gehabt, und die haben wieder Kinder. Wozu sollen wir denn sonst leben? Da drum rum dreht sich alles. Ohne das ginge alles aus'm Leime.

Und nun rückte ich mit meinen Heiratsgedanken heraus. Es war

stockfinster, wie ich erzählte, was ich vorhätte, und Mutter Schützen schenkte mir nichts, ich mußte haarklein meine Pläne auseinanderlegen.

Als ich geendet hatte, erfolgte keine Entgegnung von Mutter Schützen, sondern sie rief (genau in der Tonsteigung, die ich vor dreißig Jahren an ihr kennen gelernt habe): Lina!

Die Tür öffnete sich, ein breiter gelber Lichtstreifen fiel herein, und die junge Frau fragte: Soll ich Licht bringen, Großmutter?

„Nee, kee Licht, Lina, de weeßt, ich habe genug an der Helligkeet am Tage. In der Nacht kee Licht. Das Duster is so scheene, un m'r schläft ooch, wenn m'r wach is derbei. (Zu mir): Das sin so Alteweibergrillen, Pumperchen, weeßte! —— Aber Lina, ja, deine Freindin, Schmidts Mariechen, sage mal: bestelle die doch morgen abend her!"

„Ja, Großmutter!"

Die Türe zu, der gelbe Lichtschein weg, Mutter Schützen und ich wieder im Dunkeln.

Mutter Schützen: Weeßte Pumperchen, Schmidts Mariechen, das wär 'ne Frau für dich! Komm morgen abend wieder und sieh se dir an.

Ich: Aber Mutter Schützen, ich ...

Mutter Schützen: Komm morgen abend wieder, Pumperchen! Und jetzt laß mich schlafen. So! Na, geh nu! Komm gut nach Hause! Gute Nacht! Du, Pumperchen! Weeßte noch, wie m'r immer gesagt ha'm? Komm nich unter de Dampfschiffe!

Und das alte Weiblein lachte ganz vergnügt.

* * *

Axiom: Nicht einmal mit alten Frauen soll man sich einlassen.

Auf dem Heimwege aber dichtete ich nach berühmtem Muster ein erhebendes Lied:

Herr Schmidt! Herr Schmidt!
Was kriegt Mariechen mit?
Nadel, Faden und Fingerhut,
D'raus flickt sie zwei Pantoffeln gut,
Damit sie ihrem Ehemann
Die Hühneraugen wärmen kann.
Das kriegt Mariechen mit,
Spricht Schwiegervater Schmidt.

Periculosa res est desperatio, sagt ein alter Spruch.

XIII.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund den Gymnasiallehrer Peter Kahle. Handelt, wie der geneigte Leser schon zu erraten die Güte hatte, von Schmidts Mariechen.

Dresden im — Mai ....

Das ist der Mai!
Aus eins wird zwei
Aus zwei wird mehr,
Ein ganzes Heer.
Flieh' aus dem Mai!
Aus eins wird zwei ...

Du greifst Dir an den Kopf, Peter? Du schüttelst ihn? Du denkst an losgegangene Schrauben?

Greife, schüttle und denke,— Du hast recht.

Aber in der Tat: der Holunder blüht, und die Stare pfeifen. Es frühlingt hier in einer Weise, daß man sich wundert, selber keine grünen Blätter zu treiben.

Die Welt blüht in Gottseligkeit,
Der Himmel hängt voll Geigen,
Ich such' einen Fiedelbogen,
Daß ich sie könne streichen.

Jetzt schlägst Du aber mit der Faust auf den Tisch, nicht wahr? Jetzt wird Peter wild?

Aber ich frage Dich: Ist es nicht besser, die Vögel fliegen zu lassen, als daß sie Dir im Hause Stuhl und Tisch beklecksen?

So denk' ich mit den Versen. Purr! sind sie weg, und meine Seele bleibt rein. Sela!

Der Mai ist und bleibt der eigentliche Kuppelmonat, vielleicht schon deshalb, weil er kalt, naß und windig, einen Kuppelpelz wohl vertragen könnte. Es ist der Mai in uns, der rumort, und wenn er, wie heuer, auch außen ausschlägt (köstliches Wort), dann

„Ist die Wiese junger Böcklein voll
Und in zertretenen Blumen wälzt sich wild
Die nackte Sehnsucht, die in Versen schreit."

Hol' mich der und jener! Seit heute morgen verselt's mich, und der Reimhaber sticht mich wie einen Obertertianer.

Dieser verfluchte Frühling! Man kann seinen Verstand nicht behalten. Das heiße Fünfgespann muß durchgehen. Denn die Augen werden wild vor eitel Licht und Sonne, und die Nase (gönne mir das hippische Bild) bäumt sich, da es so süß in der Luft violt, und das Gehör zittert im Schwalle des jungen Vogelsangs, und die Fingerspitzen werden ekstatisch, da sie den holden Weidenkätzchenpelz wieder fühlen dürfen. Die Zunge aber schnalzt das hohe C, denn sie wird vom Maiwein karessiert.

Aus diesen Gründen und aus ein paar anderen noch, die ich just nicht detaillieren will, bitt' ich Dich, ein Auge oder auch zwei zuzudrücken über meine maipreislichen Anwandlungen.

Daß mich der Kuppeljunker nicht völlig untergekriegt hat, wirst Du gleich sehen.

Ein schlauer Herr ist er, das muß man ihm schon lassen. Heut' zeigte er's. Nicht genug, daß er diese merkwürdig kühlwarme Frühlingssonne und all das bekannte Frühlingsrequisit zur Verfügung hatte, das sich die Dichter in den Rucksack stecken, wenn sie den Berg Parnassos besteigen wollen, — er hatte sich auch noch mit Mutter Schützen verbündet. Durchaus wollte er mich diesmal zum Pantoffel-Unter machen.

Eine ganze Garde angenehmer Genien hatte er gegen mich mobilisiert: häusliche Behaglichkeit, Ordnung, Bescheidenheit, Untertänigkeit, Milde, Nettigkeit und, nicht zu vergessen, den guten Geist des Suppentopfes, der eine stetige Güte des Mittagstisches gewährleistet. Kurz: er hatte es an nichts fehlen lassen, und der Inbegriff seiner holden Gaben hieß Schmidts Mariechen.

— — — — — — — — — — — — —

Kannst Du Dir vorstellen, wie sich der deutsche Durchschnittsbackfisch die deutsche Hausfrau vorstellt?

Du schauderst.

Nun denn! Glätte deine Gänsehaut, nimm einen Kognak und einen Stonsdorfer, gürte Deine Lenden mit Leder vom Krokodile und hänge daran den besten Oliven-Bakel, denn ich will Dich zu dieser deutschen Hausfrau führen.

Ich höre Dich stammeln, und ich vernehme den klassischen Ruf Deiner Angst: Heu, heu et iterum heu et proh dolor! Aber, Peter, ich bin hart, und ich schleppe Dich hin in das Gehäuse der semmelblonden Vollkommenheit.

Sieh, wie nett schon der Fußabstreicher ist! Wie sinnig! Ein Vers steht darauf:

Lieber Gast, tritt herein,
Streife dir die Stiefel rein!

Du denkst Dir „wie süß!", und die erste Träne rollt Dir in den Bart. Laß rollen dahin! Es wird die einzige nicht bleiben.

Gottchen, Gottchen, Gottchen, wie schön die gute Stube ist!

Ein Museum von Häkeldecken!

Ein Musterlager von Stickarbeiten!

Eine saubere Stätte bescheidener Musen!

Da steht das Pianino mit dem Kopfe des jungen Mozart, zu dem der eine Engel auf der Sixtinischen das Modell war.

Was ist aufgeschlagen?

Ignorant! Die Klosterglocken sind's!

Und dort der wohlgenährte Kanarienvogel!

Und an der Wand, ach Gott, wie süß, aus blonden Haarzöpfen künstlich gewunden und unter Glas und Rahmen der Spruch:

An Gottes Segen
Ist alles gelegen!

Weshalb denn auch der Gesangbuchsgoldschnitt alle Bücher hold überstrahlt, gerade so abgegriffen, wie es recht ist, um gleichzeitig Frömmigkeit und vorsichtiges Umgehen mit wertvollen Sachen zu dokumentieren.

Welche Bücher außerdem?

Aus welchen Gefilden trotziger Barbarei bist Du, daß Du fragst?

Es ist das Kochbuch, das sich an den „Beruf der Jungfrau" lehnt, und „Goldelse" schmiegt sich zaghaft an „Blüten, Perlen und Juwelen deutschen Sinns und Geistes".

Beim gütigen Himmel: es lebe das Kochbuch!

Ich denke: Du bist im Bilde.

Stell' Dir weiter noch vor: einen ausgestopften weißen Pudel mit blauen Glasaugen, einer rotsamtenen Zunge und einem rotseidenen Halsbande; ein Öldruckbild: „Deutschlands Stolz" (man sieht darauf sämtliche bis zum Jahre 1803 geborenen kaiser-

lichen Prinzen); zwei Gipsbüsten (grüngolden bronziert), die, wie es scheint, den Stumpfsinn einmal in einer männlichen und einmal in einer weiblichen Figur personifizieren sollen (das Mädchen sieht besonders stupide aus, was nicht ohne Feinheit ist); einen Vogelbauer mit einem lächerlich gemästeten Kanarienvogel, der in einer unangenehmen Weise asthmatisch schreit und boshafte Augen hat; einen Photographieständer mit unglaublich viel gewöhnlichen Gesichtern, die allesamt insipide lächeln („feixen" sagt der Sachse sehr hübsch), — kurz: stell' Dir eine „gute Stube" in des Wortsinns furchtbarster Fülle vor, und Du hast das Milieu, in das mich heute Mutter Schützen versetzt hat.

Ursprünglich wollte sie, daß ich die Dame, die in Züchten den verlockenden Namen Schmidts Mariechen trägt, bei ihr sehen sollte, gewissermaßen vorgeritten von ihr selber, aber heute in aller Frühe wurde ich benachrichtigt, daß es besser sei, ich ginge selber „zu Schmidts", und zwar einfach zum Mittagessen. Es wäre alles in Ordnung. Vater Schmidt und Mutter Schmidtn freuten sich, Schmidts Mariechen ditto. Punkt zwölf würde gegessen. Als Stütze für mich würde Mutter Schützens Enkelin Ida, die ich gestern kennen gelernt habe, zugegen sein.

Mutter Schützen war stets resolut, aber das war mir denn doch ein bißchen verwunderlich. Lädt mich einfach bei Leuten ein, die mich absolut nicht kennen! Und gleich zu Mittag! Ganz sicherlich hat sie den unglücklichen Schmidts auch das Menü vorgeschrieben, dacht' ich mir, und richtig: ich erfuhr, daß sie mein sächsisches Leibgericht, Rindfleisch mit Rosinensauce, befohlen hatte.

Ich habe bereits versucht, Dir das Häkeldeckenheim der würdigen Schmidts in großen Zügen zu schildern, wenigstens ihr Allerheiligstes, die gute Stube. In diese war ich geführt worden, und hier erwartete ich mutvoll und gefaßt des Schicksals Stöße.

Ich hatte neben dem Sofa Posto gefaßt, dessen drei nebeneinander gelagerte Bäuche in ihrer fabelhaften Schwellung mir die entsetzliche Phantasie einflößten, daß im nächsten Augenblick drei junge Sofas geboren werden müßten, ferkelhaft feiste, und meine Finger verloren sich ratlos in der kunstvollen Häkeldecke, die die Korpulenz dieses hoffnungsvollen Möbels überdeckte. Da tat sich die Türe auf, und es erschien das lebendige zweibeinige Gegenstück des dickbäuchigen Vierfüßlers, es erschien der zu diesem Kanapee gehörige Mensch: Herr Schmidt.

Wieviel Bäuche er sein eigen nennt, vermag ich nicht zu sagen, da er einen blauen gesteppten Schlafrock um die Fülle seiner Leibhaftigkeit geschwungen hatte. Es mögen aber nicht wenige Bäuche sein, die unter dem blaugesteppten wohnen, denn jeder Schritt, den Herr Schmidt tat, erzeugte eine Art schütternder Wellenbewegung unter dem gesteppten Blau, und nervöse Leute könnten bei diesem Anblick seekrank werden. An Stelle des Kopfes trug Herr Schmidt eine rosafarbene Masse von zahlreichen glänzenden Wülsten, zwischen denen man bei genauerem Zusehen indes unbezweifelbare, wenn auch auffällig kleine Augen bemerkte. Wenn ich imstande wäre, die Farbe dieser Augen mit einem Worte wiederzugeben, würde ich mich für dieses Wort um ein Patent bewerben. Der schüchterne Ansatz zu einer Nase verschwand hilflos in dem welligen Fleischterrain der Backenmassen und der Lippenböschungen.

Dieser Herr Schmidt also, dieses Phänomen von Wohlbeleibtheit, rollte sich auf mich zu (schon der Luftdruck, den diese Bewegung erzeugte, konnte Besorgnis erregen), und mein erster Gedanke vor diesem Gebilde einer verschwenderisch üppigen Natur war der: wenn Herr Schmidt ein Kürbis wäre, würde er auf der Gartenbauausstellung den ersten Preis kriegen. Schade, daß er bloß ein Rentier ist.

Aber: was für ein Rentier? Nur drei Möglichkeiten: 1. Bäcker, 2. Fleischer, 3. Wirt.

Ich denke: Bäcker. Der Mann hat etwas Teigiges an sich, was Semmelmildes, Milchbrötiges, — richtig: da sind auch die Knethände von ehedem mit den breiten Fingerkuppen. Das klassische Bein-O der Backstube verbirgt sich mir unter dem Wogenspiele der Bäuche unter der Blaugesteppten.

Herr Schmidt also rollte sich keuchend an mich heran, gab mir beide Hände und sprach, nicht ohne Mühe, aus der Tiefe seines Fettes herauf die Worte: „Meine Frau wird gleich kommen."

Sprach's und setzte sich auf den Mittelbauch des Kanapees, so daß die Seitenbäuche des beklagenswerten Möbels gequält auffuhren und nun wie zwei feiste Thronpaladine neben des sitzenden Bauches Majestät aufragten.

Mich hexameterte es und ich sprach zu meinem lieben Herzen:

> Sieh', in das Kanapee sank der Leib des würdigen Rentners,
> Sage mir, Muse: Wohin sank doch die Seele dem Mann?

Eine Minute verging, und durch die Türe trat, nein: spießte sich herein eine unglaublich dürre, ich möchte sagen: raschelnd dürre Dame in einem schwarzseidenen Kleide, auf dem Kopfe eine drohende Haube mit violetten Bändern.

Alle Wetter! dacht' ich mir: wenn die Ehe auch im Himmel geschlossen worden ist, wo hat der himmlische Standesbeamte dann das Prinzip des goldenen Schnittes gelassen!

Aber ich hatte nicht lange Zeit zu denken, denn von nun ab befand ich mich in einem Brausebad, und Madame Schmidt war es, die mich duschte.

Denke Dir, ohne Interpunktion zwanzig Sätze nach dem Muster des folgenden hintereinander im schnellsten Tempo, aber mit überaus sicherer Lungenökonomie gesprochen: „Schön willkommen lieber Herr Doktor das ist aber schön daß Sie gekommen sind und

wir sind Frau Schützen wirklich sehr dankbar daß sie Sie zu uns hergeschickt hat, denn wir freuen uns immer so sehr mit gebildeten Leuten zusammenzukommen und da Sie gerade heiraten wollen und unser Mariechen nun im August fünfundzwanzig wird und wir keine Herrenbekanntschaften leiden ach Gott ja und wer käme denn in Betracht wenn man auf Bildung sieht ach Gott ja es ist ein rechtes Elend na aber Gott sei Dank wir haben es nicht nötig den ersten besten." Ohne Übertreibung, Peter: die Kaskade war etwa zwanzigmal so lang, als das Bruchstück von ihr, das ich hier gegeben habe. Glaub's oder glaub's nicht: es ist so. Diese alte dürre Dame, gefesselt an den nur mühselig redenden Fleischkloß, dem nächst dem Gehen sicher das Sprechen das Unangenehmste ist, litt offenbar an einer Art von Schleusenbruch. Der Schließmuskel am Kiefer funktionierte nicht, oder was weiß ich.

Kurz und gut: sie übergoß mich dermaßen mit Worten, daß, wenn ich in derselben Zeit mit einem mäßig starken Strahle Wassers wirklich geduscht worden wäre, das Wasser sicher längst die Decke erreicht hätte. Ich wundere mich noch, daß die Wände diesem Schwalle standgehalten haben und nicht geborsten sind.

Ich meinerseits verzichtete, nachdem ich das erste Drittel zu hören versucht hatte, darauf, dieses Wortgestäuber auf seinen Sinn hin anzuhören und ließ es wie ein Elementarereignis, wie Wolkenbruch mit Schloßen etwa, über mich ergehen und rieb mir nur ab und zu die Stirne, wenn der Schleusendruck einen zu dicken Strahl auf mich ließ.

Im übrigen behielt ich den Mann zwischen den beiden Kanapeebäuchen im Auge und bemerkte, daß sein Ausdruck immer ergebungsvoller wurde, bis er schließlich etwas Fakirhaftes gewann, einen Zug von profundester Schnuppigkeit.

Als schließlich die unermüdliche Dame aber doch geendigt hatte (ein schrilles Gottseidank war der Schlußstein, den sie mit trium-

phierender Kraft vor mich hinsetzte, als wollte sie sagen: Ich könnte noch, aber vorderhand mag's genug sein), da hob sich aus dem Meere seines Fettes die Stimme der Erlösung: „Nu ja!"

Für mich war die Lage nicht ohne Schwierigkeit. Hätte ich Einspruch gegen meine Freierschaft erhoben, so würde mich Madame Schmidt unzweifelhaft mit ebensoviel siedenden Worten übergossen haben, wie sie es jetzt mit lauen getan hatte, und ich wäre in der Blüte meiner Mannheit zu Hummerröte verbrüht. Also gab ich mich schweigend dem preis, was im Reiche Schmidt mit mir geschehen sollte.

Hätte ich nicht das himmlische Untergrundsgefühl gehabt: „Iterum iterumque demonstratum: das Weib ist bitter," ich wäre in Bänglichkeit vergangen. Denn nach des Vaters kolossischkeuchendem Schweigen und nach der Mutter knochigem Wortgerassel, — was stand mir von der Tochter bevor?

Ich wagte kaum hinzusehen, wie die Tür aufging. Als meine Augen aber Mut bekamen, da sahen sie neben Ida ein Mädchen von recht hübschen Verhältnissen, guten Bewegungen, nettem Gesichte, und meine Ohren hörten eine ganz sympathische Stimme.

Sie sprach weder viel noch wenig, sie hielt die richtige Mitte, aber, mein Lieber —: was sprach sie! Ich will mich auf der Stelle mit ihr und mit ihrer Mutter gleichzeitig verheiraten, wenn ein einziges gefühltes, ein einziges gedachtes Wort aus ihrem Munde gekommen ist.

Nichts, nichts, sage ich Dir, als die Redensarten, wie sie den jungen Mädchen bestimmter Kreise, ich weiß nicht von welchem gottverfluchten Katheder der Wohlanständigkeit und Schicklichkeit, eingetrichtert werden. Nichts, nichts, nichts als fliegende Spreu, kein einzig Körnchen. Züchtiges Geplapper, kein tüchtiges Gespräch. Und dieses ewige Augen auf — Augen zu, bald der bekannte Stiefelblick, dann der obligate Deckenwurf, und das Mündchen

spitz gehalten, und die Finger in der Luft herumgeziert und ein Getäte und Getate, — freß mich die Pest: es ist unausstehlich! Ich hätte das Mädchen zuweilen anbrüllen mögen: Natur, zum Donnerwetter, Natur! Wozu hast du deinen schön gebauten, gesunden, lebendigen Leib, wenn du hier sitzt wie ein gedrechselter Ölgötz mit ein bißchen Ziehmechanismus zwischen den Beinen. Und: red' doch um Himmels willen, wie der Schnabel dir gewachsen ist. Plappre kein ungedachtes, ungefühltes, langweiliges, ausgedroschenes, gebildet klingendes und doch so bumsdummes Zeug, sondern red' aus dir selber 'raus aus deinen Sinnen, aus deiner Seele, aus deinem Gehirne. Mag's dumm sein! Meinetwegen! Aber es wird wenigstens irgendwas sein. Das da aber, dieses Gefistel, ist gar nichts, absolut gar nichts. Froschquaken und das Gekrächz junger Raben ist gottlobesames Gebet dagegen, denn es kommt aus der Natur, ja, eine quitschende Türangel klingt lieblicher und erquicklicher als dieses, dein leeres Gehauche. Denn, Mädel, es ist alles Lüge, was du von dir gibst, unbewußte Lüge wohl, aber darum nicht weniger fatal. Und wenn es wenigstens schöne Lüge wäre! Die könnte meinetwegen sogar gefährlich und lasterhaft sein, denn das Schöne tut man gut, nicht ethisch anzusehen. Aber was du redest, sind ja gesprochene Häkeldecken, und es ist geradezu schauderhaft, zu denken, wieviel schöne Jugendzeit du damit verbracht hast, dieses Lügengehäkele dir anzulernen, das so durch und durch uninteressant und gewöhnlich ist.

Alles dies hätt' ich wirklich gesagt, wenn ich nur die geringste Hoffnung hätte haben dürfen, daß es was genutzt hätte. Aber dieses bedauernswerte Geschöpf von dick und dünn war unheilbar verseucht von einem falschen Ideal, und diese Seuche, die bei uns leider epidemisch ist, läßt sich nie wieder vertreiben, wo sie einmal festsitzt.

Ich fraß also meine Medizinmannrede in mich hinunter, warf

auch das aufsteigende Mitleid zum Tempel hinaus und betrachtete mir das Trio, dick, dünn und verbildet mit der kalten Objektivität, aus der am häufigsten der Humor blüht.

Ich dachte mir: Wir sind allzumal Witze der Schöpfung. Selbst die Größten unter uns sind mutmaßlich nichts als Geschöpfe der Einbildungskraft von jenen grausamen Künstlern, die wir Götter nennen.

Demnach muß es unter den Göttlichen auch einen Stinde geben, der Leute wie die Familie Schmidt an die Strippe seiner Komik hängt.

Urteilen wir milde: die Strippe zuckt, und die Hampelmänner und Hampelweibchen tanzen. Denen, die über den Wolken sind, und zur Verdauung hinuntergucken auf das Strampeltheater, denen mag es wohl Spaß machen. Uns, die wir auch an der Strippe hängen, mit pathetischem Gestus vielleicht, scheint das Rüpelspiel zumeist doch tragisch.

Ach, wir armen Hampler! So jammervoll sind wir, daß wir uns an diese Elendsstrippe noch mit Verzweiflung klammern und uns vor dem Augenblick fürchten, da die einzige Mildherzige des göttlichen Theatermobs, Frau Atropos, kommt, sie mit der Parzenschere zu durchschneiden.

Ausgehampelt, ausgehampelt!
Pickelhering liegt im Grase,
Seine himmelblaue Nase
Bohrt sich in das Erdreich ein.
Weh! und Ach! Aus tausend Schleusen
Fließen Tränen und begeußen
Das gestreifte Hampelbein.
Miserere! Miserere!
Pickelherings letzte Ehre
Ist der Posse wüster Schluß,
Und die satten Göttergäuche

Halten lachend sich die Bäuche:
Bravo deus stindicus!

* * *

Du siehst, lieber Peter, diesmal ist mir aus der kalten Objektivität kein rechtschaffener Humor erblüht.

Die Unnatur macht pessimistisch. Sie ist die tristeste aller Erscheinungen, und man sollte eher mit dem leibhaftigen Teufel Brüderschaft trinken, als ihr auch nur mit der Fingerspitzennaht des Handschuhs zu nahe zu kommen.

Darum floh ich denn auch so schnell, als es die Schicklichkeit nur irgend gestattete, aus dem Hause Schmidt, und ich will es mir schenken, Dir zu erzählen, wie dieser Besuch weiter zu seinem schnellen Ende gediehen ist.

Als ich aus dem Hause der gehäkelten Lebensführung heraustrat, holte ich dreimal tief Atem und pumpte aus mir heraus, was an Schmidtscher Atmosphäre noch in mir war. An Stelle dieses Stickstoffs aber nahm ich den frischen Atem der Natur in mich, den köstlichen Maiwind, den besten Seelenausfeger, den ich weiß.

Ahei! ahei!
Nackt ist der Mai,
Trägt Kleider nicht am Leibe,
Blumen umblühen seine Scham,
Sein Mund der singt gottlobesam:
Treibe, du Leben, treibe!

Dein

Graunzer.

XIV.

Herr Pankrazius Graunzer fährt von Dresden nach Leipzig, steigt in Wurzen aus und berichtet darüber ausführlich in seinem Reisetagebuche

In der Eisenbahn zwischen Dresden und Leipzig.
Nachtfahrt.

Ich habe immer noch die Nase voll odeur de Schmidt. Es ist eine Art penetranter Weichlichkeit, was Muffiges, Traniges, Ranziges; sitzt in allen Poren. Die Reise wird's ausrütteln.

Die Reise als eine Art Rüttelbad ist überhaupt noch nicht genug gewürdigt.

Setz' deinen alten Adam ins Kupee, und dieser alte Modertopf kommt rein geschwenkt am Ziele an. Das Äußerliche vielleicht ein bißchen verbeult und rissig, aber inwendig ist es wieder rein, und du kannst die besten Gedankensuppen in ihm kochen. Bei einem richtigen Kochtopf kommt's aufs Exterieur nicht an.

* * *

Ich bin nicht allein; das ist unangenehm. Ich bin mit Musterkoffer-Nomaden zusammen; das ist schlimm.

Man soll keinen Stand schlechthin geringschätzen, gewiß. Alle rekrutieren sich aus Menschen, — o ja. Aber manchmal ist das Rekrutenmaterial doch bedenklich, und mancher Beruf ist schon an sich ein Übel, das alles ruiniert, was unter seine Fuchtel kommt. Furchtbar, diese Heimatlosen unter der Glanzlackleinenflagge. Sie sind unserer fahrigen Zeit unerquicklichste Symptome. Halbbildung, Halbeleganz, Halbwitz, Halbgemütlichkeit. — Alles halb und talmi. Oh, diese infame Zeit! Dieses Commis-voyageur-Zeitalter!

Wehe, wenn nur eine der Handlungsreisenden-Anekdoten auf die Nachwelt kommt! Wir sind blamiert vor der Ewigkeit.

Gottlob, meine Nachbarn sind nicht in der Gebelaune. Sie gehören wohl feindlichen Warenwigwams an. Aber ich fühle, wie sie mühsam an sich halten, daß sie nicht doch plötzlich herausplatzen: „Sie kennen doch den neuesten . . .“

Ob man dann die Notleine ziehen darf?

* *
*

Schlafen, — das wird das beste sein. Schlafen . . . Vielleicht auch träumen? Von Schmidts Mariechen . . . O Hamlet! O!

* *
*

Ich habe wirklich geträumt:

Ich war ein grüner Nix und schwamm
Im tiefen, tiefen Meere,
Nährte mich von Austern lobesam
Und mancher Hummernschere.

Mein Bauch war rot wie der vom Lurch,
Quall-quapplich und geschwollen,
Quer über ihn ging ein Gefurch
Von Runzeln, warzenvollen.

Ich war ein schöner Nix und galt
Sehr viel bei den Kollegen,
Denn mein Talent war mannigfalt,
Ging bis zum Eierlegen.

Mann war und Weib in einem ich,
Das war sehr auferbaulich,
Ich fraß vor Liebe selber mich
Und brütete beschaulich.

Donnerwetter, was ist denn los? Wie riecht denn das hier? Da „dichtre" der Teufel weiter!

Richtig! Während ich schlief, oder während ich meinen Traum versifizierte, ist ein Frauenzimmer eingestiegen. Dort in der Ecke sitzt sie. Zwölf Augen seh' ich an ihrem Körper auf und nieder klettern.

Gräßlich, diese männliche Augengymnastik; ekelhaft. Das arme Tierchen wagt kaum aufzublicken. Die Kerls beklecksern sie geradezu mit ihren Blicken.

Wahrhaftig: manchmal ist das männliche Geschlecht doch noch ekelhafter als das weibliche.

Wie ihre Lippen sich wulsten! Dem einen Kerl da beben schon die Nasenflügel. Derlei hab' ich nur noch bei der Raubtierfütterung gesehen. Pfui Teufel!

Ich nehm' mir ein Zuschlagbillett und steig' in die erste Klasse.

* * *

Gott sei Dank! Allein! Manchmal ist es doch ein schwerer Beruf, Mitmensch zu sein. Und gar Zeitgenosse! Das ist schon der schwerste aller Berufe — zuweilen.

* * *

Wie oft hab' ich diese Fahrt als Kind gemacht. Gott, Gott, könnt' ich je wieder so fahren wie damals in der vierten Klasse, mein Ferienköfferchen unter mir.

Wie schön war da die Welt!

Dummheit: wie rein war da mein Auge, wie klar war da mein Herz.

Ich mäkelte nicht. Das war es. Damals regte mich kein Commis voyageur zu ärgerlichen Diatriben auf. Damals nahm ich alles mit stillem und doch so schnellem Herzen hin.

Alles Sein ging in mich ein durch ein bergkristallen helles Auge und fiel in eine Kamera, in der kein Staub, kein Fleck, kein Hauch von bösen Dünsten war. Drum gab es Bilder von eitel Helle und Glück.

Jetzt aber! Ich sehe viel zu scharf und hart. Ich zerlege, was ich sehe, und mein Herz scheidet, was in seine Kammer fällt. Keine Empfänglichkeit mehr, keine aufnehmende Ruhe mehr, kein Pflanzenglück mehr. Das Nashorn der Moral sitzt in mir und rennt alles nieder, was in mich will. Ein ewiges, unvertreibliches Kritteln in mir bringt mich um allen Genuß. Es ist ein infamer Trieb, zu korrigieren, ein rechter Schulmeistertrieb.

Ruhig schauen, alles harmonisch begreifen, nichts betasten: das ist königlich.

Wer kann das heute?

Wir sind allzumal Pöbel.

Wären wir ichstill und ichstolz, erst dann könnten wir sagen, daß es eine Gattung homo sapiens gibt. Vorderhand sind wir bloß dekadente Bestien, entgleiste Affen.

* * *

Gut gegraunzt, Graunzer! Laß dich bei Peter Squenzen engagieren! Schüttel' die Hobelspäne, mit denen du dich beklebt hast, und glaub', es sei die Mähne des königlichen Löwen!

Puh! Der Graunzer ist ein Ding, das überwunden werden muß.

* * *

Es ist schön, durch die Nacht zu fahren. Dort, vor dem Wäldchen liegt ein Dorf. Acht Lichter zähl' ich in ihm.

Wie das friedlich ist — von weitem. Es sieht idyllisch aus, und um so idyllischer, je weiter wir uns davon entfernen. Wenn ich

die Augen zumache und das Bild in meine Seele projiziere, wird's gar ein Gedicht.

Schlußfolgerung: sich die Welt von weitem ansehen! Nicht überall mit der Nase daraufstoßen! Und vor allem: das Herz dichten lassen!

Von weitem sehen sogar die Weiber erträglich aus. Aber nicht in ihren Dunstkreis!

Zweihundert Schritt vom Leibe,
Und du siehst Helenen in jedem Weibe.

* * *

Wir nähern uns Wurzen, und vor meinen Augen taucht die Personifikation der geblähten Borniertheit auf, unter der ich jahrelang leiden mußte: Bimsstein-Pascha, der Konrektor.

Wie schade, daß die Jugend keinen Humor hat. Wie leicht hätt' ich sonst diesen Kathederheuler ertragen, der ohne Frage eine komische Figur war, und dessen Bakelantengehässigkeit ich doch so tragisch empfand.

Dieses leere Stück Mensch, diese Klapperhülse, in der ein paar fremde Körner so lärmhaft raschelten, hat mich um ein paar der schönsten Jugendjahre gebracht. Ich hätte gut Lust, auszusteigen und ihm heute noch die Fenster einzuwerfen, wenn er noch da wäre. Solche Unbill vergißt man nie. Raub an der Jugend ist ein Kapitalverbrechen. Boshafte Schulmeister sind die gefährlichsten aller Biedermänner.

* * *

Ich bin wirklich in Wurzen ausgestiegen, und jetzt schreib' ich hier im Goldenen Löwen.

Es gab mir einen Ruck, ich mußte heraus. Und ich bereue es nicht. Dieser Nachtgang durch die Stadt war mir ein Fest.

Vor einem Hause blieb ich wohl eine Viertelstunde stehen.

Ida!

Also hier wuchs mir der Baum der Erkenntnis.

Oh, ich weiß es noch, als wär' es gestern geschehen. Wie ich den schmalen Gang hinuntertappte ... dann die Lattentür auf ... dann die zweite, und nun zum erstenmal die heißen Wellen über mich.

Schön war es, schön! Befreiung und Sieg. Hurra! Jetzt bin ich erst ein rechter Kerl! Was? Gewissensbisse? O Herr Professor! Hat die Sonne Gewissensbisse, weil sie scheint? Unsinn! Hurra! Das Leben beginnt!

Und nun jeden Abend den Gang hinunter, und jeden Abend das heiße Wellenbad. Oh, wüßtet ihr, wie's wohlig ist dem Fischlein in der Flut!

Damals stiegen die ersten Raketen aus meinem Herzen, und es waren Verse, die nicht bloß einen Teufel im Leibe hatten.

Gott, wenn Bimsstein-Pascha davon eine Ahnung gehabt hätte!

Ich wünschte wohl, ich könnte Ida wiedersehen. Es war ein richtig sächsisch Mädel, schlank, aber voll, und hatte so liebe blaue Augen, und die harten Arbeitshände konnten so schön streicheln. Wie hat sie mich bemuttert! Und lieb mich gehabt!

* * *

Wurzen, im Goldenen Löwen, früh.

Da steht's, ein Lied:

Düfte aus dem Rosenbusche
Meiner Jugend, süße Düfte,
Endlich seid ihr wiederkommen,
Wiederkommen in der Wolke
Dort.

Seht, ich wußt' es, daß ihr kämet;
Meine Seele sagte heute

Früh zu mir: Wach auf, Geselle,
Deine Jugend will dich grüßen
Hier.

Und sie nahm von meinen Augen
Alle Schleier meiner Dumpfheit,
Und sie nahm von meinen Sinnen
Alle Härten, alle Hüllen
Fort.

Darum seh' ich, darum fühl' ich
Heut in jeder hellen Wolke
Düfte aus dem Rosenbusche
Meiner Jugend, süße Düfte
Hier und dort.

Nun seh' 'mal einer an! Schimpfte ich nicht gestern noch in diesem selben Hefte hier auf Bimsstein-Pascha, meiner Jugend greulichen Verkürzer? Und heut':

Düfte aus dem Rosenbusche
Meiner Jugend, süße Düfte ...

Das ist nun aber so: Eine Ida macht hundert Bimsstein-Paschas wett ... Schade, daß ich nicht mehr für die Idas bin.

Wirklich, es ist schade. Die sogenannte Liebe ist wirklich ein gut Narkotikum. Unter Umständen, wie man sieht, vertreibt sie sogar die Wanzen

„und rufet die Musen, die Musen herbei".

* * *

Wieder im Eisenbahnwagen.

Rattapum, rattapum, rattapum, pum, pum.
Meine Seele ist gerade, die Welt ist krumm,
Das ist ein Ding zum Lachen,
Doch als ich ein junger Knabe war,
Da wollt' ich, ach, wie dumm ich war,

Das Krumme grade machen.
Rattapum, rattapum, rattapum, pum, pum,
Das ist ein Ding zum Lachen.

Und nun, komm her, Bimsstein-Pascha meiner Seele: hiermit küss' ich den krummen Buckel deiner Borniertheit mit dem saftigen Kusse des Humors. Ich will dich nimmer schelten.

* * *

Auch Schmidts Mariechen habe ich verziehen. Ich bin in der Absolutionslaune heute.

Absolvo te,
Nun, Schäfchen, geh
Im Wiesengrund spazieren.
Die Welt ist bunt,
Es lacht mein Mund,
Wohltut das Absolvieren.

* * *

Übrigens: es fängt nachgerade an, bedenklich zu werden, wie's wieder bei mir verselt.

Aber auch mich selber will ich heute nicht schlecht behandeln, gratia Idae.

Hei, der Versehaber sticht,
Leben ist ein schön Gedicht,
Wer's versteht zu reimen.
Fröhlichkeit, Leidschleimigkeit,
Läßt mir Verseseimigkeit
Sich zusammenleimen,

Es hält aber nicht immer.

XV.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Handelt vom Stammtisch zum Ring in der Westentasche

Leipzig, Ende Mai.

Mein Peter!

Kennst Du die alte Bauernregel:

Der Mai ist selten so gut,
Er bringt dem Zaunpfahl noch einen Hut?

Und, wenn Du sie kennst, verstehst Du sie auch, Mann in der steinernen Stadt?

Was für einen Hut bringt der Mai dem Zaunpfahle?

Hier in diesem schauderhaften Rußneste, über dem aber noch immer die Glorie des jungen Goethe schwebt, seh' ich's nicht, aber ich sehe im Geiste meinen lieben Kiebitzhof und den alten Zaun um den Kohlgarten, und da stehen gravitätisch die angemoosten Zaunpfähle, und jeder hat seinen Schneehut auf, diesen Kotillonhut, den der Winter dem Frühling zum Andenken schenkt. Aber die nächste Morgensonne kommt und leckt ihn weg.

Nichtsdestoweniger fühl' ich mich ein wenig blamiert mit meinem Ahei!-Liede vom nackten Mai. Wenn ich recht damit hatte, — wie muß der Ärmste jetzt frieren.

Es schneit ganz derbe. Zwar, es sind die großen Matschflocken, denen es an der richtigen, grimmigen Konzentrationskraft fehlt, sie haben (jetzt fall' mir nicht um, Philologe) was Schmetterlingliches an sich, wie sie so breit und behutsam niederwehen, — aber jedennoch: es ist Schnee.

Indessen, die Sachsen sagen: „Das is doch Ihr Ernst nich?"

Und: „I nee doche!" antwortet der Alte, greift noch 'mal in

den Sack, schmeißt noch eine Hampfel rund um sich herum, und nun trollt er sich und sappt ab.

Warum diese Einleitung vom Wetter?

Weiß selber nicht.

Vielleicht ist ein bißchen Schadenfreude meines unlyrischen Ichs dabei, das meinem lyrischen Ich die Hohnrübe schabt und grinst: „Ätsch! Das ist nun Euer Hochwohlgeboren berühmter Mai. Mich dünkt: es schneit. Wollt Ihr nicht ein Gedicht verzapfen?"

Aber das lyrische Nebenseelchen ärgert sich nicht im geringsten über Bruder Rauhbein, und es zwitschert:

Schnei', Himmel, schnei'!
Es ist doch Mai;
Der Schnee will nichts bedeuten.
Er liegt nur dünn,
Und unter ihm hin
Hör' ich den Frühling läuten.

Du wirst Dich wundern, daß ich jetzt so ungeniert drauflos tanze mit allerhand Versfüßen, und ich muß gestehen, daß ich selbst einige Beängstigung darüber empfinde, aber es ist nun 'mal so, und ich kann's nicht ändern: seit einiger Zeit skandiere ich nicht unbeträchtlich.

Ich habe alles mögliche dagegen versucht.

Zuerst einfache physische Mittel: ich kniff mich zornig ins Bein, wenn mich's dichterte. Resultat: meine schwache Seele fühlte sich Märtyrerin und dichtete glutvoll weiter.

Dann das Mittel der Ertötung des Geistes nach dem Rezepte der asketischen Heuschreckenesser (z. B.: „der heutige Effektenmarkt zeigte dasselbe Gesicht wie gestern, nicht sauer und nicht süß"), wenn's über mich kam; aber es ging mir nicht besser, als den guten Asketen: Die Teufelinne erzeigte sich nur noch lockender.

Schließlich verfiel mein antilyrisches Ich darauf, das lyrische

zu parodieren. Aber dieses war charakterlos genug, sich darüber zu amüsieren und unentwegt weiter zu harfen.

Kurz und gut: es hilft nichts. Nur die Zeit kann hier heilen. Sie wird ihre Schuldigkeit tun. Fieber wollen ausgeschwitzt sein. Punktum.

Aber das ist es eigentlich nicht, wovon ich Dir schreiben wollte.

Wovon ich Dir schreiben will, das ist der Stammtisch zum Ring in der Westentasche.

Unser guter Stilpe hat mich dieser Tafelrunde des Gottes Momus zugeführt. Er durfte es um so mehr, als ein gutes Drittel dieser Tafelrunde Korpsbrüder von uns sind. Ich bin ihm auch recht dankbar dafür, denn der Ring in der Westentasche hat mich mancherlei gelehrt, was wertvoll zu wissen ist für einen, der auszog, zu freien, ohne damit seine Freiheit verlieren zu wollen.

Ich lasse alles Unwesentliche weg und gebe Dir nur den Extrakt des Abends an diesem momischen Tische.

Stilpe, in seiner alten, hyperbolischen Art, die wir schon an ihm bestaunten, als er seine Gabe hauptsächlich an Mensurdetails und Tingeltangeleusen-Intimitäten übte, gab mir zuvörderst eine Erklärung dieses Tisches.

„Wisse," sprach er, „es ist gut, daß der Mann zuweilen einen nackten Goldfinger habe. Zu diesem Behufe besitzt er eine Westentasche, die nämlich auf der linken Seite über der Urtasche. Niemand hat noch den Zweck dieser von allen Schneidern der zivilisierten Welt wie infolge eines Meistereides unfehlbar und ausnahmslos angebrachten Tasche ergründet, bis unser kleiner Piepgras, der schon zur Zeit seiner Aktivität ein scharfsinniger und problemwälzerischer Kopf gewesen ist, dahinterkam: Diese Tasche ist dazu da, daß man zuweilen den Ehering in ihr verschwinden lasse. Kaum, daß er dies dem Gehege seiner Zähne (du weißt, es ist etwas lattenschief) entlassen hatte, umgrunzte ihn eine Ovation, in

der jedes Wort ein Lorbeerkranz, jedes Ausrufezeichen ein Ehrensäbel war."

Ich: Bitte, wer brachte Piepgraf'n diese Ovation dar?

Stilpe: Na, wir doch! Wir!

Ich: Bitte, wer wir!?

Stilpe: Na, die gesamte Alte-Herrei, was hier ein Bein hat, und noch ein paar andere Staatsbürger von derselben Observanz. Heißen Doktoren, Magister gar! Auch Richter und des Staates Prokuratoren! Kurz und gut: lauter Wohlbestallte und Ehrenfeste, Vielgelehrte und Eingeeichte. Dein Auge wird sich senken vor dem Schimmer ihrer Glatzen, und deine Nase wird es ein üppig Bad heißen, ihren Atem zu saugen.

Ich: Stilpe! Hast du noch immer diese Grammatik am Leibe?

Stilpe: Mehr denn je spreche ich die Sprache derer, die mit Frucht in den Büchern der Alten gelesen haben, denn es ist genug, daß ich die schwarze Livree dieser graugreulichen Zeit am Leibe tragen muß. Proh pudor, daß ich auch mauluniformiert wäre!

Schließlich sprach er aber doch ernsthaft über dies alles, und ich brauchte nicht erst angestrengt zu lauschen, um ein innerliches Unbehagen herauszuhören: „Gott ja, es hat was Fatales, das Leben ohne Perspektive nach außen oder nach innen. Wir ackern fast alle fremdes Land. Da ist der Würz. Arzt ist er, aber er paßt dazu wie der Igel zum ... Du weißt schon. Er wäre ein tüchtiger Landwirt. Dann der Burgkmayr. Amtsrichter. Du lieber Gott! Was ist ihm Justitia? Er hatte Lust und Zeug zum Offizier. Prellerhahn! Ich bitte dich: der Mann ist Staatsanwalt! Mit seiner inwendigen Güte, mit seinem aufs Ästhetische gerichteten Sinn! Ein feiner Kunstgelehrter wäre aus ihm geworden. Das sind die Persönlichkeiten, und die sind eigentlich bedauernswert.

Die übrigen ... na ja: „Prosit, die Blume" und „Fangen

wir einen Lachs!" Gerade, wie damals, als noch der Bierzipfel baumelte.

Ich: Aber sie sind doch alle verheiratet?

Stilpe: Das will ich meinen! Gründlich! Voll und ganz! Aber das ist ja eben der Kitt des Stammtisches.

Ich: So, so!? Dann bin ich allerdings gespannt.

Stilpe: Wieso das?

Ich: Weil ich nämlich auch heiraten will.

Stilpe: Mann! Mann!! ... Lern' schleunigst unser Lied vom Korps Suovia:

Sus heißt das Schwein,
Ovum das Ei,
Suovia drum Schweinerei.

Ich: Ich versteh' dich nicht.

Stilpe: Du wirst schon.

Und ich habe.

Peter, es war traurig.

Ich will nicht viele Worte machen. Es widersteht mir, die alten Kameraden zu kritisieren. Aber ich kann mir nicht helfen, einen Ausruf muß ich wenigstens von mir geben: Was hat das Leben aus diesen Korpsburschen gemacht! Sie sind so kümmerlich geworden, so, ich weiß nicht, so stier vor sich hin, ohne Zuck und Ruck, so mit der Nase nach der Erde, so gräßlich anspruchslos hinsichtlich ihrer selbst.

Vielleicht sag' ich am kürzesten: so philisterhaft, so spießerlich. Und doch war auch ihnen das Leben einmal bunt wie ein Kartenspiel, und die Mütze saß ihnen im Nacken, und sie schlugen mit der Faust auf den Tisch, wenn es hieß: Frei ist der Bursch! Daß Gott erbarm', wie hat sich das geändert.

Alt geworden,
Kalt geworden,

Schmer geworden,
Leer geworden.

Da sitzen sie nun allwöchentlich an diesem Stammtische und tragen ihren Ehering in der Westentasche und reißen Zoten, daß ein Unteroffizier erröten könnte.

Freilich, sie sind sonst um so würdiger und gemessener, und der Abend ohne den Ring, das ist nur so das Ventil, das 'mal aufgemacht wird, damit die gefährlichen Dünste aus dem Kessel können.

Gewiß, gewiß: Ein Zötlein in Ehren soll niemand wehren. Aber ... aber ... Nein! Das ist eine blamable Art, unanständig zu sein. Und, wenn wenigstens herzhaftes Vergnügen dabei wäre. Aber Prinz Sauertopf sitzt auf dem Präsidentstuhl. Als sie jung waren, und wir sangen im Chore:

Auf der Lüneburger Heide ging ich auf und ging ich unter,
Bruder, pump' mir deine Liebste, denn die meine ist nicht munter.
Valleri, vallera,
Schatz, du weißt es ja.

worauf ich heute bloß „et caetera" reimen will, da lag Kern und Gesundheit in der lockeren Art. Aber heute, während die „Frau Gemahlin" sich daheim im staatlich gesegneten Bette dehnt?

Was geht's mich an! Sehe jeder, wie er's treibe.

Aber, nicht wahr, die Frage wird mir doch wohl gestattet sein: wo bleibt der sittigende Einfluß der Frau? Ich hörte, irr' ich nicht, doch immer sagen: „Laßt nur den Most steigen und schäumen! Es wird die Frau kommen und mit dem Schaumlöffel der Weiblichkeit den schmutzigen Gischt wegschöpfen." Die guten Damen haben wohl gerührt, statt zu schöpfen.*)

*) Peter Kahle bemerkt am Rande zu dieser Stelle: Der gute Graunzer hat wieder einmal die schwarze Brille auf. Ich werde sie ihm ein wenig putzen müssen. Was fällt ihm doch ein, hier so en gros spitzig zu werden. Er ist wert, daß seine Zukünftige den Schaumlöffel zuerst an ihm probiert.

Den Gipfelpunkt erreichte mein Ärger an diesem Abende, als der Stammtisch zum Ring in der Westentasche ganz unvermittelt anfing, moralisch zu werden, wie es denn eine Eigentümlichkeit der Deutschen überhaupt zu sein scheint, daß unter der Sauglocke gesittepredigt wird, — vermutlich zur Stärkung der unruhigen Gewissen.

Prellerhahn begann nämlich aus heiterem Himmel von moderner Kunst und Literatur zu reden, und nun erhob sich ein Hin und Her der Meinungen, ein Auseinanderfalten und Ausklopfen alter, uralter ästhetischer Schlafröcke, daß ich förmlich den Moder roch.

Ich konnte mich nicht enthalten, dem würdigen Stammtische zu sagen: „Früher war't ihr für dies Thema überhaupt nicht zu haben. Das war bös. Jetzt aber bequatscht ihr es, meine Freunde, — das ist gräßlich. Denkt an das heilige Schweigen eurer Jugend und redet nicht von Dingen, für die euch der Sinn fehlt."

Prellerhahn lächelte sein sauerstes Lächeln. „Mein guter Graunzer," sagte er, „wir behandeln dies Thema in dem Stile, wie er uns geläufig ist. Wir sind deutsche Patrioten und kennen unsre Pflicht. Es war ein Mann, der lebte in Weimar, hieß Goethe und übte das Geschäft des Dichtens aus. Der hat uns unsern Weg gezeigt:

Wenn Werke sich zeigen,
Erst tödliches Schweigen;
Dann hämisches Kritteln,
Mit üblichen Mitteln;
Dann Nasenrümpfen
Und weidlich schimpfen;
Endlich darf nicht fehlen
Heimlich bestehlen."*)

*) Anmerkung Peter Kahles: Der Vers ist dem Sinne und den Redewendungen nach allerdings von Goethe. In Verse hat die böse Sentenz aber Wilhelm Weigand gebracht, was ein Bibliothekar a. D. wissen sollte.

Sprach's und trank, und an der Tafelrunde war ein Staunen.

Was hatte er denn, der Prellerhahn? Sprach er nicht eben in Versen? Und war er nicht auf dem Umwege über Goethe etwas grob?

Stilpe war es wieder einmal, dem das Wort der Rettung kam. Er erhob sich und sprach: „Mein lieber Bruder z. R. i. W.! Ein guter Freund von uns hat es soeben gewagt, unser heiligstes Recht anzutasten, das Recht aufs Quatschen. (Wahr! Wahr! Leider!) Ein Genosse unseres engeren Kreises und, was den Fall noch krasser macht, ein Staatsanwalt sogar, hat diese Rechtsbeleidigung geradezu sanktioniert, indem er sich unqualifizierbarer Versäußerungen eines Mannes bedient hat, der durch seinen lockeren Lebenswandel ebenso historisch geworden ist wie durch seine nicht viel würdigere Poesie. Dies Unterfangen, das des Freundes und das des Bruders, ist einfach unmoralisch. Machtmittel dagegen haben wir nicht, aber wir haben ein Mittel, den üblen Eindruck dieses Attentates wegzuschwemmen durch den Geist des R. i. W.! Auf, meine Brüder, laßt uns singen das Lied vom Korps Suovia!

Sus heißt das Schwein,
Ovum das Ei,
Suovia drum Schweinerei!

Und feierlich brauste der Jubelgesang . . .

* * *

Ich ging mit Prellerhahn und Stilpe zusammen nach Hause. „Gott ja," sagte Stilpe, „wenn man einen Stein in einen Sumpf wirft, gibt's bloß kleine Ringe."

„Und um den Stein ist's dabei schade," meinte Prellerhahn dazu.

* * *

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, hatt' ich seit vielen Jahren zum erstenmal wieder moralischen Katzenjammer für andere Leute.

Heute noch reis' ich weiter. Nach Altenburg. Find' ich dort keine Frau, so bin ich doch sicher, den besten Ziegenkäse der Welt zu essen.

Dein

Pankrazius.

XVI.

Herr Pankrazius Graunzer macht eine Reise ins Altenburgsche, wo er nach dem Prinzip der Zuchtwahlauslese eine mit besonders schätzbaren Vererbungsfaktoren ausgestattete Gattin zu finden hofft. Was ihm dabei widerfahren ist, meldet er seinem Freund, dem Staatsanwalt Dagobert Prellerhahn, in verschiedentlichen Briefen

---

Erster Brief an Dagobert

Altenburg, im Juni.

Staatsanwalt meiner Seele!

Lebst Du noch oder hat Dich der Ring in der Westentasche in die Pleiße geworfen für Deine Frivolität, in goethischen Zungen zu reden?

Armer, lieber Dagobert! Warum hängst Du nicht den Talar des Staatsanwalts an den Nagel und wirst ein Anwalt des deutschen Geistes?

Staatsanwälte, so will es mir scheinen, haben wir ausreichend, Geistesanwälte viel zu wenig, wenn sich auch jeder Leitartikelaus-

walzer dafür hält. Und dabei wird der deutsche Geist in diesen Zeiten beleidigt, besudelt und verunstaltet, daß es ein Jammer ist.

Du hättest das Zeug dazu, die Sünder wider diesen heiligen Geist mores zu lehren. Aber statt daß Du ihnen, die gewürdet und gewappelt und die lautesten Mäuler im Tempel der herrschenden Gottheit sind, den Prozeß machst, mußt Du allerhand kleinen armen Teufeln das Fell lausen und mußt ein wichtig Gesichte noch gratis dazu machen. Bei der klappernden Wage der Gerechtigkeit:

Wunderlich am hohen Himmel
Durch der Sternchaussee Gewimmel
Lenkt das Fatum sein Karriol ...

Fatum fatalitatum! Im Grunde sind wir alle bloß Steineklopfer am Straßenrande, und die Karossen des schaffenden Lebens rasen an uns vorbei.

Sollen wir mit unseren Steinen nach ihnen werfen?

Das ist bedenklich, und uns Heutige dilettiert's just nicht, den Vorhang der Revolution aufzuziehen.

So sollen wir also krummrückig und mit klammer Hand die Straße flicken?

Das wollen wir eben nun auch nicht. Dazu sind wir nun doch zu wählerisch geworden, wir hinaufgekommenen Mittelständler.

Revolution sowohl wie Fronde überlassen wir dem Bruder Proletarier, dem wir übrigens bloß im Geiste die Hand drücken.

Offen gestanden: die Situation ist nicht sehr edel, und zu unserer Entschuldigung haben wir das Wort Dekadenz erfunden. Lieber krank, als verkommen. Das ist der Rest unseres Ehrgefühls.

Was mich persönlich betrifft, so hab' ich auch in diesem Punkte das Vergnügen, zwei Seelen zu besitzen, die sich nicht ohne Leidenschaft in den Haaren liegen. Manchmal begehrt die eine auf und schreit nach Barrikaden, aber die andere dreht sich müde um

im warmen Bette und brummelt: „Laß mir mei' Ruh'! I mag net!"

„Vorwärts!" schreit die eine. — „Quieta von movere!" bismarckt die andere. Worauf die eine sich folgenden Vers gemacht hat:

Was ruhig filzt, das störe nicht,
Laß ruhig weiter filzen,
Es ist durchaus nicht förderlich
Die Reinlichkeit den Pilzen.

Und jede von beiden führt gewichtige Gründe ins Feld, zwischen denen zu entscheiden keine leichte Aufgabe meines innersten Ichs ist, von dem ich durchaus nicht genau weiß, wo seine Sympathien liegen. Fast glaub' ich, es ist mehr für den konservativen Part, denn schließlich: Barrikaden hab' ich noch keine gebaut, aber dafür wirft mein Quietismus Bollwerk nach Bollwerk auf, sich abzuschließen vom Lärm des Werdens.

Möglich, daß hinter ihnen der Streit in mir erst recht entbrennen wird, und soviel ist sicher: ich bilde mir wenigstens ein, daß ich ein inwendiger Evolutionist bin:

Tragt Stein auf Stein zum Bau der Zeit:
Ich bau' mich;
Türmt Türme für die Ewigkeit:
Ich bau' mich;
Schleift spiegelblank die Menschheit glatt:
Ich bau' mich;
Ich bin der blauen Pläne satt:
Ich bau' mich.

Was für ein Bau das wird? Wozu sind die Götter da! Ich glaube kaum, daß ich selber den Turm daraufsetzen werde. Vielleicht gelingt das dem, dem ich jetzt die Mutter suche.

Du kennst ja den Zweck meines kombinierten Rundreisebilletts,

und, wie Du darüber nicht lachst, wirst Du auch nicht über den Spezialgrund dieses altenburgischen Abstechers lachen.

Höre: eine Stunde südlich von der Stadt Altenburg hat mir der zuweilen gütige Himmel einen Freund beschieden, der ein veritabler Baron ist. Denke!

Dieser Freund und Baron nun weiß gleichfalls von meinem Plane, und seine Freundschaft hat beschlossen, mir bei seiner Vollführung behilflich zu sein. Er schrieb mir nach Leipzig in einem Briefe folgendes:

„Vielleicht, daß ich das mir Angenehme mit dem Dir Nützlichen verbinden kann, wenn ich Dich einlade, mich hier zu besuchen. Nicht nur, daß ich Dir wahrscheinlich einige landwirtschaftliche Ratschläge werde geben können, deren Du sicherlich bedarfst (denn man sattelt nicht so leicht vom Schreibtischsessel auf den Ackergaul um), sondern ich hoffe auch, Dir vielleicht dazu verhelfen zu können, wonach Du augenblicklich aus bist. In meiner Nachbarschaft nämlich ist eine Frau v. Z. ansässig, die eine Tochter von jetzt fünfundzwanzig Jahren hat, von der man sich in den Kreisen meiner Bekanntschaft nur Gutes zu erzählen weiß, so daß ich mich wundere, daß sie noch nicht unter der Haube ist. Der Grund liegt vielleicht darin, daß ihr verstorbener Vater aus einem bestimmten Grunde, den ich Dir persönlich mitteilen werde, sehr unbeliebt war. So was bleibt manchmal lange hängen. Hierzu kommt, daß beide Damen durchaus zurückgezogen leben. Ich selbst habe auch keinen eigentlichen Verkehr mit ihnen, aber ich könnte es leicht arrangieren, daß wir einmal bei ihnen einfielen.

Jedenfalls: komm! Ich bilde mir ganz bestimmt ein, daß ich mir hier den Kuppelpelz verdienen werde. Komm!"

Du wirst den Gedanken vermutlich etwas phantastisch finden und meinen guten Baron für eine Art altenburgischen Don

Quijote halten. Ich muß gestehen, daß mir die Sache selber ein bißchen nebulos vorkommt. Aber diese merkwürdige Bestimmtheit seiner Zuversicht frappiert mich, und dann ist mir diese ganze Idee überhaupt sehr sympathisch.

Und nun kommt der Punkt, bei dessen Traktierung ich mich Deines Ernstes versichern möchte, weshalb ich denn vorhin schon meine Zuversicht aussprach, daß Du nicht darüber lachen wirst.

Nämlich: der Gedanke, eine Adlige zu heiraten, besticht mich.

Es ist heraus: wenn mir morgen früh um die Zeit Deiner Morgenpost die Ohren klingen, weiß ich, woran ich bin, und Dein Gelächter hat Dich um meine Freundschaft gebracht.

Das glaubst Du nun freilich nicht. Aber höre! Ich kalkuliere so: es ist, was auch die Freiheit-Gleichheit-Brüderlichkeit-Leute dagegen sagen mögen, kein schlechtes Ding um die gute Abstammung. Gewiß, es läuft manch zweibeiniges Argument gegen diese Behauptung herum, und es fehlt unter Leuten von unzweifelhaft guter Abstammung und tadelloser Kinderstube nicht an unzweifelhaften Hundsföttern und Schafsköpfen. Aber im ganzen wäre es sinnlos, zu leugnen, daß die Vorteile einer besseren Auslese doch beim Adel sind. Mag auch hier und da ein Kutscher oder sonst was lendenstramm Untertäniges mit eingestreut sein in die Ahnenreihe: das andauernd gute Milieu, die höhere Freiheit, das gewisse Maß von Herrschaftsbefugnis, die Übung der Waffen, dann auch das engere Zusammengehörigkeitsgefühl mit einem Stück eigener Erde, das höhere Bauerngefühl also, — all das muß, so mein' ich, wenn nicht überwiegende Gegenmächte, wie das Bedientenleben bei Hofe, das Klettern an der schlüpfrigen Protektionsstange, die Einbreiung in den Bureaukratismus, die allzu große Verleitung zum Äußerlichen und zu leerer Dünkelhaftigkeit, schädigend eingewirkt haben, doch einen gewissen Fonds guter Gaben in einem adeligen Geschlechte ansammeln.

Auch der Geist darf im ganzen als wenigstens nicht unter pari fundiert angesehen werden, denn wenn auch der heutige Adel im allgemeinen mehr die Waden, als das Gehirn kultiviert, so war das doch nicht immer so, und wir haben Zeiten gehabt, in denen die Aristokratie wenigstens im zweiten Treffen der geistigen Kämpfer stand.

Gut also. Dies angenommen (und ich muß nochmals sagen: mir scheint diese Annahme durchaus berechtigt zu sein, so schwer es uns auch fällt, uns aus dem Banne der sozialdemokratischen Lyrik: „Alle Menschen, gleich geboren, sind ein adelig Geschlecht" loszumachen), also: dies angenommen, wirst Du mir recht geben, wenn ich sage: versuchen wir's wenigstens 'mal mit dem Von. Führt's zu nichts, schadt's auch nichts. Sehen wir uns das Burgfräulein 'mal an!

Und in diesem Sinne bin ich denn hierhergefahren.

Zunächst in die Haupt- und Residenzstadt, die ich schon von früher her kenne, und die mir sehr wohl gefällt. Es steckt Historie drin, und Reichtum ist um sie herum, und es fehlt auch nicht an Schönheit der Natur, wenn es auch mehr eine nahrhafte Schönheit ist, will sagen eine solche, die den Hauptton auf das Futtertüchtige legt und eigentlich malerische Extravaganzen verschmäht.

Vorderhand seh' ich mir die Stadt von allen Seiten, am liebsten aber von oben, vom Schloßberg, an und warte nur auf meinen Baron, der mich im Wagen hier abholen wird.

Ich werde Dir weiter berichten, was mir im Lande Altenburg geschieht.

Heilige Felicitas, bitt' für mich!

Dein

Pankraz.

Erstes Zwischenstück, aus welchem der Leser einiges von dem erfährt, was der Staatsanwalt Dagobert Prellerhahn über Herrn Pankrazens zuchtwählerische Pläne denkt

Leipzig, den 6. Juni.

Meinen besten Dank, lieber Pankraz, für Deine gute Meinung, aber Deine schmeichelhaften Bemerkungen können mich nicht davon abhalten, Dir zuzurufen: Pankraz, Du bist im Begriff, auf einen Leim zu kriechen, der zwar parfümiert, aber darum nicht weniger aus alten Knochen gemacht ist, wie jeder andere.

Auf das Sumpfgefrorene Deiner Vererbungstheorie will ich Dir nicht folgen.

Ich sage Dir bloß das eine: entweder ist das altenburgische Fräulein aus der Melange, d. h. aus dem Adel, der aus irgendwelchen Gründen schon teilweise verbürgerlicht ist, und dann ist es schon besser, Du suchst Dir eine richtige Bürgerliche, oder aber: sie ist aus dem starren Adel, und dann rat' ich Dir: nimm die Beine untern Arm und flieh.

Mit diesen Leuten sich verschwägern, heißt auswandern. Das ist eine andere Welt. Andere Gefühle, andere Sprache, ander Blut. Sie können sich noch so sehr anstellen, als wären sie unsersgleichen, aber es ist nur Maske. Die Einbildung der Kaste ist der Kern ihres Wesens, um den wir sie nicht beneiden wollen, der aber ihr Stolz ist und bleibt.

Ohne ihn wären sie auch nichts oder wenigstens nicht viel, mit ihm sind sie was, — aber das Was ist unser Feind.

Geh mir doch mit solchen Plänen! Das ist atavistisches Zeug und, nimm mir's nicht übel, auf dem Misthaufen gewachsen. In der Stadt fliegt einem derlei kaum mehr an, und das ist ein Vor-

teil der Stadt. Wir haben die Herren hier aus der Nähe kennen gelernt und gesehen, daß ihre Adelsschilde heutzutage von eitel Pappe sind. Und die Gescheiteren unter ihnen wissen das und stellten das Pappenwerk in die Ecke.

Dein

Dagobert.

Der zweite Brief an Dagobert

Birkicht im Altenburgschen,
am 8. Juni.

Aber Dagobert!

Was ist Dir in die Bürgerkrone gefahren?

Ein Staatsanwalt, der wider den christlichen Adel deutscher Nation den flammenden Federhalter zückt — ecce miraculum.

Jetzt glaub' ich wirklich an Zeichen und Wunder.

Aber recht hast du trotzdem nicht.

Ich will Dir nicht langschürig erzählen, warum Du nicht recht hast, denn da Du von Berufs wegen an Repliken gewöhnt bist, würden wir nie fertig werden. Ich sage nur soviel: was auf dem Miste, d. h. auf dem Lande, wächst, ist besser, als was auf den Steinen, d. h. in der Stadt wächst, — das Mistwachsene ist mir lieber, als das Mißwachsene. Und: wenn der Adel, wie nicht geleugnet werden soll, zum sehr großen Teile nicht mehr die Blüte am Baume der Menschheit darstellt, so ist just der Umstand schuld daran, daß er vielleicht entbauert, d. h. entwurzelt ist. Die Leute, von denen Du sprichst und über die ich nicht viel anders denke, wie Du, das sind die Parallelerscheinungen zu dem Ackerknecht, der in die Stadt zieht und Dienstmann wird. Draußen ein freier, herrlicher Schlag, drinnen verkümmertes Zeug.

Hier mein Baron Birkicht, das ist ein Edelmann nach meinem Sinne. Landjunker, amtlos, frei und herrlich — ein adeliger Mensch.

Mit Mutter Kunst steht er auf demselben guten Fuße, wie mit Mutter Erde. Sie geben ihm beide das Beste, was sie haben. Sein Korn ist so gut, wie seine Thoma's, und seine Bibliothek kann sich gerade so sehen lassen, wie sein Kuhstall.

Sein Leib lebt nach der alten brav probaten Landadelregel:

Säe Körner Ägidi,
Haber, Gerste Benedikti;
Säe Flachs und Hanf Urbani,
Wicken, Rüben Kiliani,
Viti Kraut,
Erbsen Gregori,
Linsen Philippi Jakobi;
Grab Rüben Vincula Petri;
Schneid Kraut Simonis und Judä;
Fang Wachteln Bartholomäi;
Bleib Stuben Kalixti;
Trag Sperber Sixti;
Heiz warm Natali domini;
Iß Lammsbraten Blasii;
Guten Hering Oculi mei;
Heb an Martini,
Trink Wein per circulum anni.

Daneben aber hat er auch einen Kalender für seine kunstfröhliche Seele, und Sanktus Apollo Musagetes hat bei ihm verschiedene Altäre, — nur daß er, gottlob, nicht selber in schlechten Versen oder üblen Bildern opfert.

Wirst Du glauben, daß dieser Junker alljährlich nach München

fährt, Bilder zu kaufen, und daß er allvierteljährlich große Buchhändlerrechnungen zu begleichen hat?

Du machst schon den Mund auf zur Replik. Mach ihn nur wieder zu. Laß mir meine Freude an dieser einen Schwalbe, wenn sie auch noch keinen Sommer macht.

Morgen fahren wir nach Praxhausen zu den Z.schen Damen.

Dein

Graunzer.

Zweites Zwischenstück, in dem der merkwürdige Staatsanwalt Prellerhahn wiederum am Adel kein gutes Haar läßt

Leipzig, am 9. Juni.

Jetzt wird mir's zu bunt, Krazi! Also auch in diese Schlinge gehst Du? Der Adel, der sich für Kunst „interessiert"! Na, ich danke!

Weißt Du, Deinen altenburgschen Junker will ich Dir nicht nehmen, ich will mich nicht lächerlich machen und bestreiten, daß auch hier Ausnahmen möglich sind.

Im allgemeinen aber sage ich Dir das: Der deutsche Adel heutiger Zeit hat zur Kunst überhaupt kein Verhältnis, höchstens das minervaverfluchte des Dilettanten.

Möglich ist nur das eine, daß er wieder 'mal eine Rolle spielen will auf Kosten der Kunst. Er kann nichts weiter, als begönnern, aber auch das nur in einem schwächlichen Sinne. Auch ist seine Gunst nichts mehr wert, denn er hat keine Macht. Und das ist gut. Denn eine adelbegönnerte Kunst, eine von diesem Adel begönnerte Kunst, wäre eine Kunst für höhere Hausknechte, eine Kunst zwischen Trennseilen, eine flügelbeschnittene Kunst für den Salonkäfig.

Weißt Du, wie der Kammerherr von Seckendorff am 12. April

1776 über die Weimarer Dichter an seinen Bruder schrieb, damals, als unsere große Literatur im Werden war? „Ces messieurs paraissent s'augmenter chaque jour" — „Diese Herren", — darin liegt's: Die da, die Eindringlinge!

Ach, geh mir mit dem Interesse unserer Adeligen für Kunst. Das hätte nur Wert, wenn unsere Adeligen Potenzen wären. Es ist, wenn es einmal in die Erscheinung tritt, nur die angeborene Dreistigkeit, überall mittun zu wollen. Vielleicht langweilt's den einen oder andern einmal, Rekruten zu kommandieren, und so wollen sie's mit Dichtern, Künstlern versuchen. Ich finde das impertinent, denn dieses Unterfangen steht zu den Fähigkeiten dieser Leute in einem zu großen Gegensatze.

Ja, wenn sie bescheiden wären, wie es sich für sie gebührt, wenn sie sagten: Seht, wir können zwar nichts, aber wir haben Geld, Namen, Ansehen und wollen damit der Kunst dienen, ohne ihr befehlen zu wollen, — a la bonheur! Dann seien sie willkommen, wie jeder Kunstfreund, auch wenn er bloß Lehmann heißt; aber mit ihren unverschämten Aspirationen soll man sie zum Tempel hinausjagen auf ihre Exerzierplätze, in ihre Landratsstuben, wo ihrer Aufgaben harren, denen sie gewachsen sind.

So, da hast Du meine Meinung über Deinen kunstfördernden Adel, vor dem alle neun Musen unsre Kunst in Gnaden schützen mögen.

Ich bin Dein

Dagobert.

Der dritte Brief an Dagobert

Birkicht, den 10. Juni.

Mein lieber Dagobert!

Nun höre, mein Freund, die Geschichte,
Wie ich sie dir treulich berichte,

Die Mär vom Besuche bei Frau v. Z.
Und was für ein End' er genommen hätt'.

Also ... aber nein: Zuerst ein Hymnus auf Birkichts Frühstückstisch. Freilich, ich kann nur lallen:

Göttlicher Kaffee, himmlischer Sahne
Selig gepaart,
Goldener Honig auf blond-weicher Semmel,
Schmelzend und zart,

und nun, weil die Verse 'mal laufen, gleich weiter im Text:

Leis in der Linde
Harfen die Winde,
Über die Gräser streichelt ein Wehn,
Waldvogelrufe,
Scharrende Hufe,
Heute, mein Herz, will ich freien gehn!

Nimm das als Ouvertüre. Ich hätt' es auch in Prosa sagen können, aber wenn mir die Dinge gar so liebenswürdig um den Bart gehen, wie gestern früh (solche Sahne gibt's überhaupt nur im Altenburgschen!), dann kann ich mir nicht helfen, dann muß ich mit geprägten Worten zahlen. Es ist mein Pech, wenn die Prägung zu wünschen übrig läßt.

Du meinst, es wär' Dein's, weil ich Dir das Geprägte in die Hand drücke?

Ih, so schmeiß' es doch weg, aber schimpf' nicht!

Aber nun ungeprägt und ruhig im Trabe auf Schusters prosaischen Rappen: wirklich himmlisch war die Fahrt durch Birkichts Reich. Der wachsende Segen rechts und links machte uns fröhlich, und wir sangen sogar, — ein schönes Lied:

Huhjahuh!
Die Pferde laufen immerzu,
Huhjahuh!

Sie laufen immerzu.
Der Gottlieb auf dem Bocke
Bläht sich in seinem Rocke,
Der Rock, der ist ihm viel zu groß,
Im Winde flappt der rechte Schoß.
Huhjahuh,
Er flattert immerzu.

Gottlieb fühlte sich etwas geniert durch diesen anzüglichen Gesang in seinem Rücken, aber richtig war's doch: Sein rechter Rockschoß flog im Winde, und da er rot gefüttert war, nahmen wir das als ein gutes Omen.

„Du wirst sehen, Pankrazi, ich bringe dich heute unter die Haube. An einem solchen Tage gelingt so was immer," sagte Birkicht.

„Nee, nee, du, ich finde, das Wetter ist zu schön für so 'was. Da liegt kein Stil drin. Es müßte Packstrippen regnen, dann hätt' ich Mum dazu. Aber so: das ist die reine Suggestion von oben: Gehet hin und mehret euch. Es fehlte bloß, daß heute der Tag der heiligen Felicitas wäre."

„Was für 'ne Dame ist denn das wieder?"

„Das ist die heilige Fürbitterin für Leute, die einen Sohn haben wollen. Also meine eigentlichste Patronin."

„Heute brauchst du sie nicht. Heute geht's auch so."

„Nee, nee. Aber na ja: wenn's heute sein soll: gut! Sag' 'mal, du kennst also Fräulein von Zurwenken nicht persönlich?"

„Paar 'mal gesehen. Ich sage dir ja: Zwei Einsiedelweiber. Ihr Gut ist ihre Welt."

„Hm. Also wohl so 'n bißchen sehr duster? Du verstehst mich: nicht gerade übermäßig gescheit?"

„Was fällt dir ein! Beste Erziehung! Damenstift. Da fehlt nichts! Auch nicht etwa ungesellig, unangenehm! Gar nicht! Bloß ... na, ich will dir's erzählen."

„Das ist wohl was Grausliches?"

„I nein doch! Also: der alte Zurwenken hat es, ein richtiges Original, wie er war, verstanden, sich mit aller Welt in Unfrieden zu setzen. War ein wunderlicher Kauz, Prozeßhengst, laudator temporis acti. Die Welt war ihm nicht mehr recht, die Nachbarn erst recht nicht. Und furchtbar adelstolz war er. ‚Nur nicht das Blut verdünnen!' war sein Wort."

„Und in so 'ne Familie führst du einen pp. Graunzer als Freiersmann? Ich bin ja die Verdünnung in Person."

„Du sollst ja auch nicht den seligen Herrn Vater heiraten. Dem hättest du allerdings nicht genügt, selbst wenn du mit einem tadellosen Von behaftet wärst. Für ihn gab es nur etwa drei Familien im Altenburgschen, die er für zweifelsohne hielt. In allen übrigen war nach seiner Meinung, die er leider auch aussprach, ‚Verdünnung von unten'. Und das ist der Grund gewesen, weshalb er sich mit aller Welt verfeindete.

Der gute Gneomar — Gneomar hieß er! — wußte nämlich von jedem Hause was. Dort war im siebzehnten Jahrhundert 'mal was mit einem Kutscher gewesen, da hatte um die Mitte des sechzehnten ein Stallknecht verdünnend gewirkt, und wieder wo anders war ein Komödiant nachweisbar als derjenige welcher."

„Na: hatte Gneomar denn recht?"

„Hier und da wohl, aber meistens waren es doch bloß alte, unbeweisbare Geschichten.

Es war geradezu sein Sport, solche zu sammeln. Und hatte er eine, so sorgte er schleunigst dafür, daß man sie erfuhr. Und zwar auf drastische Weise."

„Schieß los!"

„Z. B.: Er trifft einen Herrn von X. Zufällig. In der Residenz vielleicht. Auf dem Markte.

Fünf Schritte vor ihm bleibt er in seiner ganzen Länge stehen,

zieht sein Stiellorgnon, hebt's langsam an die Augen, nimmt's wieder ab, schüttelt den Kopf und sagt nichts als: ‚Merk— würdig!'

Der andere natürlich auf ihn los. ‚Was ist merkwürdig!'

Gneomar nimmt wieder die Stielbrille hoch, sieht sich den Mann wieder an, schüttelt wieder den Kopf und sagt wiederum: ‚Merk— würdig!'

Nun der andere, schon sehr wütend, nochmals: ‚Was, wenn's beliebt! Was!?'

D'rauf Gneomar: ‚Die Hände! Diese Hände! Oh! Oh! Sind das adelige Hände?'

Nun der X. wieder: ‚Was unterstehen Sie sich! Wollen Sie wohl belieben, deutlicher zu sein?'

Und nun Gneomar aufs gelassenste: ‚Das sind Kutscherhände, mein Herr, rote, dicke, ungeschlachte Kutscherhände in der fünften Generation.'

‚Sie sind verrückt!'

‚Nein, ich bin unterrichtet!'

‚Zum Teufel, wovon sind Sie unterrichtet!'

‚Daß Ihr Urgroßvater ein Kutscher war und Leberecht Lampe hieß.'"

„Gottvoll! Gottvoll!" Ich mußte lachen.

„Jawohl, gottvoll, aber das Ende war natürlich ein Hin- und Hergeschieße und später die völlige In-die-Acht-Erklärung Gneomars. Mein Vater war zuletzt der einzige, der noch mit ihm verkehrte, und auch der tat es nur, weil er den Alten für übergeschnappt hielt."

„Und so ging's bis ans Ende Gneomars?"

„Bis ans Ende. Und bis über sein Ende hinaus. Denn auch die Witwe und die Tochter sind wie in Gesellschaftsacht. Der Alte hat zu viele beleidigt."

„Hm. Und du meinst nun aber, daß Frau und Fräulein v. Z. nicht denken, wie der Alte gedacht hat?"

„Ja, das mein' ich. Und ich meine weiter noch, daß sie sehr froh sein werden, wenn ein Freier kommt. Eben, weil keine Hoffnung besteht, daß von hier einer kommt."

„Danke bestens. Prankraz als faute de mieux. Du bist doch ein Baron!"

„Du!! Aber du verstehst mich ja doch! Du sollst ja auch nur 'mal hineinsehen. Kein Mensch zwingt dich, auch nur einen Ton von deinen Plänen zu reden. Ich denke einfach: so ein Mädchen aus alter Grundbesitzers Familie müßte nicht übel als Frau für einen sein, der ein bißchen zu wenig Bauernblut in sich hat, und der doch ein Bauer werden will."

„Du hast recht. Das bestärkt mich ja in dem Plane, und es wäre mir sogar ganz recht, wenn das Fräulein ein bißchen die Siebenzinkige fühlte. Ich verlange gar nicht allzuviel Annäherungstrieb. Du weißt schon. Wir wollen getrennt Hof halten. Und gerade auch das wird eine Adelige eher verstehen, denn das ist ja ein Vorzug der Aristokraten, daß sie weniger an Sentimentalität, am Bedürfnis nach Gefühlen leiden, als wir von der Bourgeoisie, die wir just darum sowohl gegen oben wie gegen unten im Nachteil sind. Die gewisse Gefühlsbreiigkeit, die das deutsche Bürgertum auszeichnet, das ist seine Hauptschwäche."

„Du möchtest einen Leitartikel reden, Alter, aber es wird dir nicht gelingen. Dort, das alte Dach mit der Moosdecke, da, hinter den schönen Buchen, das ist das Zurwenkensche Haus. Wir werden gleich am Parktor sein."

* * *

Ich habe meiner alten Gewohnheit, zu tagebücheln, ein bißchen arg gefrönt, indem ich Dir das ganze Gespräch hier wiedergegeben

habe; ich tat es, weil ich Dir damit am besten auf Deinen Brief zu antworten glaubte, und weil es mir als eine sehr heilsame Manier erscheint, sich den hinabgerollten Tag noch einmal im Worte fest zu halten. Ob ich's in einem Brief tue, oder in einem Tagebuche, das bleibt sich gleich. Das Bild steigt noch 'mal auf, Du überblickst es ruhig und kritisch (was Du der Wirklichkeit gegenüber fast nie kannst), und nun weht es langsam fort von Dir, wird kleiner und kleiner, jetzt in den Konturen verwaschen, dann auch in der Farbe schleirig, und nun ist es weg.

Ich werde meinem Sohn das Tagebücheln angewöhnen. Es ist eine Haus- und Kammerkunst, feiner und wertvoller als Laubsägen und Holzbrandmalerei — sogar dem Klavierspielen ist es vorzuziehen.

* * *

Und nun zu unserem eigentlichen Besuche im Hause der beiden Damen von Zurwenken.

Das Parktor (ein altes schönes schmiedeeisernes Tor mit einem sehr feinen Lilienornamente, hoch vornehm, reich) war verschlossen. Der Glockenzug war abgerissen. Gottlieb klatschte daher gebieterisch mit der Peitsche.

Nach einer guten Weile erst kam ein alter Diener in sehr abgetragener, ganz altfränkischer Livree und in Kanonenstiefeln (!) den Buchengang herunter auf das Tor zu, blieb zehn Schritt vor dem Tor stehen und rief unwirsch aus: „Wer ist da? Wer will hier was?"

Gottlieb antwortete darauf mit Würde: „Der Herr Baron von Birkicht ist da mit dem Herrn Dr. Graunzer aus Berlin!"

Darauf der Alte in den Kanonenstiefeln kehrt und langsam den Buchengang hinauf. Langsam!

Wir sahen uns an und lachten, Gottlieb hustete vor Empörung und murmelte was vor sich hin.

Nach wieder einer guten Weile kamen die Kanonenstiefel das zweitemal auf das Tor zu. Diesmal kamen sie bis an das Tor heran, und der kleine Alte, den sie, so schien es, vermöge eines sinnreichen Mechanismus vorwärtsbewegten, zielte mit einem alten großen Schlüssel auf das Schlüsselloch.

Kein leichtes Ding das, hat man den Tatterich! Und der Alte hatte ihn.

Fünfmal zielte er vergeblich, das sechstemal traf er ins Loch. Aber, wenn damit die Partie gewonnen gewesen wäre! Nun galt es den Schlüssel zu drehen.

Der Altfränkische gab sich redliche Mühe. Erst mit der rechten Hand allein, dann unter Zuhilfenahme der linken, schließlich hing er seine ganze Leiblichkeit, inklusive der Kanonenstiefel, an den Schlüssel. Vergeblich.

„Gottlieb, hilf!" sagte Baron Birkicht, und Gottlieb kletterte vom Bock. Nachdem es gelungen war, den Schlüssel wieder herauszuziehen, galt es, ihn herauszureichen. Pech! Sein Bart war zu dick, das Gitter zu eng. Der Altfränkische mußte ihn übers Tor werfen. O ja, das ist leicht gesagt, aber, mein Lieber, das Ding war schwer, und das Tor war hoch. Der unselige Lakai sprang und nahm Anlauf, was weiß ich, kurz, es gelang nicht.

Da, eine schrille Stimme aus dem Hintergrunde: „Leberecht!"

„Gottegotte, Gotte nee!" keuchte der Alte, „die Gnädige ruft! Jh, der verfluchte Schlüssel! Jh, das verdammte Tor! Jh, du Luder, du!"

„Leberecht!"

Es war, als gäbe diese Stimme dem Alten übernatürliche Kräfte. Er schwang zweimal den rechten Arm, der Schlüssel flog hoch und richtig: er blieb oben an der obersten Lilie hängen.

„Gottegottegottegotte," jammerte der Alte, machte kehrt und ließ sich von seinen wildgewordenen Kanonenstiefeln den Gang hinauftragen.

Da aber riß unserm Gottlieb der durchgescheuerte Faden der Geduld. Er fluchte, grunzte, zog seinen Rotgefütterten aus, spuckte in die Hand und begann, an den schmiedeeisernen Lilien emporzuklettern.

Es wirkte belustigend und symbolisch auf mich. So kletterte, ein philologischer Lakai, unser Konrektor einst am hohen Gebäude einer Sophokleischen Tragödie empor.

Er, nämlich Gottlieb, war just oben angelangt, da rauschte was Seidenes den Gang herunter, und es erschien eine lange, dürre Dame in einem geblümten Seidenkleide. Spitz den Zeigefinger auf Gottlieb gerichtet, die Augen aber auf Birkicht, rief sie: „Was macht der Lümmel da?"

Birkicht entschuldigte sich, Gottlieb erreichte glücklich das Schlüsselmonstrum, aber nun war auch seine Kontenance zum Teufel, er ließ sich los und rutschte mit seiner ganzen Vorderseite (ein schmerzlicher Anblick) die schmiedeeisernen Lilien herunter. Ein Glück, daß nur ein paar Knöpfe platzten, es hätte auch seine Nase draufgehen können. Indessen: den Schlüssel hatte er, und nun war etwas immerhin gewonnen.

Gottlieb schloß auf, wir schritten durchs Tor.

Frau von Zurwenken (denn das war die Seidene) zeigte sich gnädiger, als wir nach ihrem Entree erwartet hatten.

Dem Baron gab sie sogar die Hand.

Der erzählte nun eine Geschichte, daß ich über seine Erfindungsgabe staunte. Ich hörte mit Verwunderung, daß ich ein berühmter Historiker sei, der augenblicklich Altenburg bereiste, um Spezialforschungen anzustellen, und er, Birkicht, hätte mich hier einführen wollen, weil im Familienarchiv derer von Zurwenken wichtige Dokumente auch von allgemeinem Interesse sein möchten.

Die Gnädige schüttelt das Haupt: „Unsere Dokumente, lieber Baron, können nicht eingesehen werden. Die Geschichte unserer

Familie ist die Geschichte unserer Familie, und nur unsere Familie soll diese Geschichte lesen!"

Alberne Schachtel! dachte ich, und ich sah in Birkichts Augen, daß er dasselbe dachte.

In Worten aber drückte sich dieser Gedanke bei ihm so aus: „Oh, oh, wie schade, gnädigste Frau. Aber natürlich: die Anschauungen Ihrer Familie gehen vor. Ich bitte vielmals um Verzeihung, daß wir soviel Störung verursacht haben, wie wollen . ."

„Aber, lieber Baron, ich bitte sehr! Sie stehen auf unserm Grund und Boden! So schnell dürfen Sie nicht fort, Sie, der Sohn des einzigen Freundes meines Gneomar. Nein! Nein! Wenn wir auch leider nicht in der Lage sind, Ihrem gelehrten Freunde unser Archiv zu öffnen, so wollen wir doch nicht ermangeln, Sie und ihn freundlichst in unserm Hause zu bewillkommnen."

Ist denn keine Versenkung hier, dachte ich bei mir selber; ist denn keine Flucht möglich? Soll ich bei lebendigem Leibe aufgeredet werden?

Und Birkicht dachte dasselbe, aber er sprach wie folgt: „Zu gnädig, gnädigste Frau, wir fürchten indessen, lästig . . ."

„Nicht doch, nicht doch. Sie wissen, meine Tochter und ich sind stets erfreut und werden stets erfreut sein, wenn Sie, der Sohn des einzigen Freundes meines Gneomar, unser Haus besuchen, und mit Ihnen jeder, der sich Ihrer Freundschaft erfreut und dadurch auch unserer freundlichen Gesinnungen stets sicher sein kann."

„Leberecht!"

Die Kanonenstiefeln galoppierten herbei.

„Geh dem da zur Hand!"

„Der da" war Gottlieb.

„Klothilde wird sich herzlich freuen, lieber Baron, wenn sie sieht, wen ich bringe. Sie malt eben."

Es war, wie wenn eine eiserne Hand plötzlich aus den Riesenwipfeln herabführe und mir eine schallende Ohrfeige versetzte.

Sie malt! Klothilde malt! Hörst du, Birkicht! Klothilde malt! Und in diesen Abgrund hast du mich gelockt! An diesem herrlichen Tage! Pfui! schäme dich, Birkicht!

Schließlich schlägt sie noch die Harfe und singt dazu Hausmacherballaden!

Oooo!

Birkicht mußte mir meine Verzweiflung ansehen, denn er beeilte sich, mir zu zeigen, wie völlig unbekannt er mit dieser künstlerischen Neigung Klothildens sei, indem er im Tone des höchsten Erstaunens sprach: „Wie, sie malt? Mir völlig neu! Oh, ich bin gespannt."

Ich auch! grunzte meine Seele.

Na, mein Lieber, wir sahen, was sie malte!

Die Gnädige führte uns geradewegs in das jungfräuliche Atelier, und wir hatten die Ehre und das Vergnügen, Fräulein Klothilde zu erblicken, noch ehe sie selbst unserer Gegenwart gewahr geworden war.

Wir sahen also zuvörderst eine lange (sehr lange), schmale (sehr schmale) Rückseite eines weiblichen Wesens, das in verschossen blauen Samt gekleidet war und sich eines lang hinabwallenden Haupthaares erfreute, wie weiland Absalom, der Königssohn.

Aber während jener Prinz, schätz' ich, hebräischschwarzhaarig gewesen ist, war Fräulein Klothilde eine von jenen Blondinen, für deren Haarfarbe man das Prädikat „impertinent-blond" geprägt hat.

Weißt Du, so ein rostiges Rot, das man sich fürchtet anzugreifen, weil man bangt, es könnte elektrische Schläge austeilen.

Ich will nichts gegen dieses Rot sagen. Es kann eine schöne Sache sein. Unzweifelhaft. Aber auf dem verschossenen blauen Samt sah es himmelschreiend aus. Wie eine Milchstraße von Sommer-

sprossen auf einem blaugesottenen Aal. Und dabei schaute es her, wie wenn es vom Theaterfriseur bezogen wäre.

Es führte mir sogleich die Assoziation zu: Klothilde hat auch vorn Sommersprossen. Und richtig! Wie sie sich umwendete, war das erste, was ich sah, daß ihre Haare gewissermaßen durchgefärbt hatten, durch den ganzen Kopf durch, bis vorn auf Stirn und Backen.

Sie wandte sich also um. Die Gnädige hatte die Glastür, durch die wir das Farbenduell Verschossenblau kontra Rostrot gesehen hatten, aufgeklinkt, und dieser Ton hatte Fräulein Klothilde einen Ruck gegeben.

Alle Wetter, was machte das Malmädchen für ein paar wütende Augen. Ich wollte gewettet haben, daß sie etwas Unliebenswürdiges sagen wollte, aber, wie sie neben der Gnädigen uns zwei sah, versüßte sich das gesprenkelte Antlitz, und es flossen die allerholdesten Worte von den Lippen, die eben noch das Sprungbrett für ärgerliche Töne sein sollten.

Daß ich es nun mit einem Worte sage, welchen Eindruck Fräulein Klothilde auf uns machte: Sauer.

Wäre ihr Wappen nicht alt genug, ich gäbe ihr einen Holzapfel hinein. Vielleicht einen kandierten Holzapfel, denn sie gebärdete sich süß genug. Aber man merkte zu schnell, daß das bloß Überzug, Zuckerbäckerarbeit, nicht Natur war.

Übrigens: schlechte Zuckerbäckerarbeit war auch ihre Malerei. Alle guten Geister! Eine Ritterdame mit einem Falken hatte sie hingestrichelt, daß man hätte um Gnade flehen mögen.

Siehst Du, Alter, wie ich das sah, da sagte ich mir: Das gute Dresdener Gänschen mit ihren Häkelgreulichkeiten und dieses federnarme Wappenpfauweibchen mit seinen Pinselgreueln, das ist im Grunde dieselbe unvornehme Spezies moderner Weiblichkeit; oder: Beide sind gleichwertige Nuancen auf dem fatalen Bilde dessen, was man heute Weib nennt.

All das Gemächte, was sie hervorbringen, hat den gemeinsamen Zug des absolut Gewöhnlichen. Dort der Sumpf der Gemütlichkeit, hier ein Gänsegeschnatter in Farben.

Und mit so was soll ich das glorreiche Geschlecht der Graunzer fortzeugen?

Eher Eunuch!

Jetzt wirst Du wohl befriedigt sein, Staatsanwalt mit dem Bürgerstolze.

Aber es war wirklich keine Gefahr vorhanden, daß die Häuser Graunzer und Zurwenken sich vereinigten. Denn sobald Dame Klothilde vernommen hatte, daß ich vonlos war, ward ich für sie wesenlos.

Es war, als wenn jede einzelne ihrer Sommersprossen mir entgegenflammte: Geh' Er in die Gesindestube!

Nicht so, daß man mich unartig behandelt hätte, — gewiß nicht. Aber im Tone der Worte, im Lächeln der Lippen, in den Bewegungen des Kopfes war mir gegenüber ein gewisses Etwas von Abschätzigkeit, das nur ein Dickhäuter nicht hätte fühlen können.

Dem guten Birkicht war das sichtlich fatal, denn er hatte wohl eine Weile die Empfindung, ich möchte mich darüber ärgern, aber schließlich genoß er wie ich nur den Humor davon.

Freilich! es gibt bessere Humore. Dieser da war halt auch — sauer, und das soll der Humor nicht sein. Es war ihm zu viel Mitleid beigemengt.

Mein Gott, dacht' ich mir, Essig statt Blut in den Adern zu haben, muß doch recht unangenehm sein, und sei es immerhin — blauer Essig.

Ärgerlich war mir nur, daß wir den schönen Frühlingstag so schnöde verloren hatten.

Als wir heimfuhren, sangen wir nicht mehr Hu — ja — juh,

sondern redeten tiefsinnig und nicht ohne Melancholie von dem Thema Adelsmensch.

Als ich aber einmal gesagt hatte „Das Adelsmensch", da bat ich den herrlichen Baron doch um Verzeihung und machte mir selber Vorwürfe darüber, daß, wie ich nun merkte, wirklich der Bürgerliche in mir sich hatte beleidigt fühlen können, während ich doch anständigerweise immer bloß Mensch hätte bleiben und als solcher lächeln und verzeihen sollen.

Die armen Zweie!

Es hat mich maulhenkolisch gemacht.

Dein

Graunzer.

Übrigens! Du bist ja der leibhaftige Feuerspeier wider den christlichen Adel deutscher Nation. Dir muß 'mal ein ganz infamer Bursche mit einem Pappewagen über den Weg gelaufen sein, denn, weißt Du, sehr objektiv klingt Dein Gezeter nicht. Da grollt irgendein böses Erlebnis heraus, das noch nicht in Humor mariniert ist.

Staatsanwalt! Mensch! Philosoph! Wie kann man so ungerecht sein! So kleinlich ungerecht! Geh, laß den Burschen laufen, der Dich geärgert hat. Lach' hinter ihm her und schimpf' nicht auf alle, die seines Standes sind.

Ich hab' 'mal einen „Rat an einen Riesen" gelesen, der hieß so:

Sie machen die Luft dir dumpf und schwer,
Die zeternden Zwerge?
Lach' ihnen Abschied! Fahr' über das Meer,
Steig' über die Berge!
Doch ehe du gehst, nimm einen am Ohr
Und schüttel' ihn leise.
Weh, Riese, der den Humor verlor!
Glück auf die Reise!

Beutel' den, der Dich ärgert, aber sei gerecht!

P. G.

XVII.

Ein Stück aus Herrn Graunzers Reisetagebuche, wunderlich überschrieben: Pas de deux getanzt von meinen verehrlichen beiden Seelen.

Die eine: Unser guter Graunzer macht ein übel Gesicht die letzte Zeit her. Was fehlt ihm wohl?

Die andere: Äh, — du machst ihm Kopfweh!

Die eine: Also ich! Sehr schön! Ich! Wäre der Mann nicht so unklar, ich würd' ihn fragen, wer von uns beiden ihm beschwerlicher fällt: ich, die Wünscherin, oder du, der Sandsack, du, der Geist der Schwere, du mit dem ewigen Leierliede: Lassen wir's beim alten!

Die andere: Sagten Sie was? Bitte: Schimpfen Sie ruhig weiter! Ich weiß, was ich weiß; ich weiß, was ich soll; ich weiß, was ich will; ich tu', was ich muß!

Die eine: Und das wäre?

Die andere: Ich weiß, daß Graunzer ein Sitzfleischmensch ist; ich weiß, daß ich ihn am Herumgehupf hindern soll, wozu Sie ihn gern verleiten möchten; ich weiß, daß ich deshalb seinen höchstehrenwerten Trieb nach dem Kanapee kräftigen will; ich tu', was mir dies Wissen, Sollen und Wollen gebietet.

Die eine: Und ich werde mein möglichstes tun, Euch entgegenzuwirken, Verehrteste, und wenn ich Raketen abbrennen sollte unter dem pp. Graunzerischen Sitzfleisch. Springen soll er, wie ein blutlustiger Floh, der Brave, und seien Sie sicher, ich werde für Stecknadeln in dem Kanapee sorgen, auf das er sich etwa niederlassen sollte. Ich!

Die andere: Hähä! Mir gehört er, der Pankraz! Und wenn er erst eine Frau hat, wird er noch mehr mir gehören.

Die eine: Aber er wird keine Frau haben!

Die andere: Wetten?

Die eine: Ich wette bloß mit anständigen Leuten.

Die andere: Das nehmen Sie zurück!

Die eine: Fällt mir nicht ein!

Die andere: Sie sind ein . . .

Die eine: Was bin ich?

(Sie geraten sich in die Haare und walken einander. Aus dem Unterbewußtsein dröhnt ein gewaltiges Quos ego! Pankrazius begibt sich in eine Weinstube und ertränkt seine beiden Seelen in drei Flaschen Burgunder Nuits.)

* * *

Regiebemerkung zu diesem Ballett: So darf nicht weiter getanzt werden! Bei dieser Kampelei geht alles in die Brüche. Man muß eine neue Prima Ballerina anstellen. Das Weibsvolk hat keine Zucht mehr.

* * *

Nein, auch ohne Bild gesprochen, so geht's nicht weiter! Diese unselige Idee mit dem Heiraten hat mich aus Rand und Band gebracht.

Das beste wäre, ich geb' ihr den Abschied. Es ist ja ein Unsinn! Ich finde ja doch nicht, was ich suche.

Und, zum Teufel, braucht man zu einem Sohne denn eine kopulierte Frau? Tut's nicht auch eine andere?

Pfui, Graunzer! Du bist doch ein Gutsbesitzer! Wie kann man so wenig Stilgefühl haben! Eine wilde Ehe, ein bloßes Multiplicaminiverhältnis, das geht in der Stadt, bei Literaten, Künstlern und anderen Anarchisten, aber auf dem Lande, nein, da geht's nicht, — wenigstens doch nicht so offiziell coram Hansjörg und Christiane! Abgelehnt! Wir bleiben bei der Stange der Moral.

Ha, wie das wohltut! Ja, ja, gute Taten wirken belebend wie Magenbitter!

Also nun weiter herumgefahren in der Welt und eine Frau gesucht?

Scheußlich! Scheußlich!

In was für schmierige Töpfe werd' ich noch greifen müssen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie wär's, wenn ich bloß führe und nicht suchte?

Vielleicht fänd' ich gerade dann?

Sehr schön gesagt, Pankrazi! Sehr schön gesagt und leidlich paradox!

Alle Achtung!

Aber es bleibt bei der neuen Prima Ballerina?

Es bleibt dabei . . .

Hol's der Teufel!

XVIII.

Herr Pankrazius Graunzer reist nach Nürnberg, badet sich in Deutschtum, lernt eine seelenfeste Witwe kennen und berichtet über all dies seinem Freunde Herrn Peter Kahle in mehreren Briefen

---

Der erste Brief aus Nürnberg

Mein vielgeliebter Peter!

Du bist schwarz-weiß-rot, und ich bin schwarz-weiß-rot, und wenn uns beide jemand Reichsfeind nennt, so bismarcken wir ihm eins, daß er sich's künftig überlegt, einem teutonischen Teufel auf den Schwanz zu treten.

Denn, nicht wahr, wir waren beide fünfzehn Jahre alt, wie der große Rummel losging, zu dem der glorreiche Junker die Pauke schlug, und wir haben es als Fühlende miterlebt, wie der Sturm die deutschen Völker zusammenfegte, und so was bleibt in der Seele sitzen.

Also: wir lieben das Reich, und wir wollen nicht von ihm lassen.

Aber, wenn wir uns recht auf Herz und Nieren prüfen, ich glaube, wir müssen uns dann gestehen, daß ein recht dicker Bodensatz von Nichtbehagen am Grunde dieser Liebe liegt.

Du lieber Gott, bei festlichen Gelegenheiten, wenn die Flaggen wimpeln, da sieht es ja recht lustig aus, das Reichsgebäude, aber wenn die Fahnen eingezogen sind, hol' mich der Teufel: wie nüchtern und rissig dann die Fassade herschaut. Schießscharten sind ihr hauptsächlicher Schmuck, und die Bedeutung des Bajonetts als Ornament wird uns recht blitzend ad oculos demonstriert. Aber eigentlich deutsch sieht mir das nicht aus.

Ich möchte wissen, was Goethe sagen würde, sähe er diese Unteroffiziersarchitektur. Und wenn er gar hinter die Fassade sähe...

Gott behüte mich vor Nörgelei, aber mein Deutschgefühl kommt nicht ganz auf seine Kosten in diesem Deutschen Reiche.

Mir kommt das alles so ohne deutsche Seele vor, es ist alles so über einen Leisten geschlagen, alles so abgerichtet und nach der Paradelinie gezogen, ich sehe zu wenig persönliche Kanten, zu viele Uniformen und zu wenig Menschen.

Sieh Dir 'mal, bitte, Berlin an. Ein Allerweltsnest, aber keine Hauptstadt des Deutschtums.

Und unsre Kunst, zumal die angewandte, die Kunst im Leben, und unsre Literatur (ich fürchte mich, Dichtung zu sagen), soweit sie in irgendeinem Grade populär ist, unser Theater, — Gott steh' mir bei: ist das nicht alles eine Karikatur der deutschen Art?

Nein, wer heute Deutschtum genießen will, muß aus der Gegenwart und möglichst weit von Berlin weg fliehen.

In alten Städten, wo deutsches Wesen einmal reich lebendig gewesen ist, sehen wir mit Staunen, was für Kerls unsere Vorfahren gewesen sind, und was für einen Abrutsch wir gemacht haben, wir, die wir mehr als die Deutschen irgendeiner anderen Zeit das Wort deutsch im Munde führen. Mauldeutsch sind wir, nicht herzdeutsch.

Nirgends aber wird uns der nationale Abfutsch so deutlich, wie in Nürnberg, nirgends anderswo weitet sich so Dein Herz im Stolzgefühle, einer großen Nation, wenn auch nur als verkrüppelter Enkel, anzugehören, wie hier. Aber die Scham ist der Schatten, den dieser Stolz wirft, und ein Schubbejack wäre, wer in diesem Schatten ruhen wollte.

Darum hat ein Aufenthalt in dieser alten, herrlichen Burgstadt deutscher Großart etwas Aufpeitschendes, so angenehm er uns auch mit Träumen umgibt, und so wohl er es uns in diesem Träumen sein läßt.

Wir müssen wieder auf eine solche Volkshöhe, wie es die war, auf der eine solche Kunst, ein solches Leben, eine solche Stärke, Echtheit und Klarheit gedieh.

Das war deutsche Kultur, das war Wohnen in deutschem Geiste, das war deutsches Leben.

Diese Leute, die das hinterlassen haben, waren nicht schneidig, die waren mannhaft, aber fein dabei, ganze, freie, schaffende Menschen, ihrer selbst bewußt, Herren aus eigener Art, Herren auf eigenen Wegen, Kerls mit Gesichtern, nicht Puppen mit Larven.

Jeder Erkersäulenknauf hier spricht, wo im Neudeutschen ganze Straßen nur eine geschwollene Phrase sind.

Ich glaube, jeder Schuster, auch wenn er nicht Hans Sachs

hieß, fühlte zu jener Zeit hier mehr deutsche Kunst, als heute ein, sagen wir 'mal, um uns nicht zu vergaloppieren, Geheimrat.

Wird's besser? Es gibt gläubige Seelen, die's behaupten, und ich habe von ferne allerlei Kunde vernommen, als rege es sich in der jüngeren Generation, nachdem sie durch mancherlei Sümpfe, deren Namen immer auf -ismus endigen, geschritten ist, wieder zu einem schaffenden Leben im Heiligen Geiste der alten deutschen Kunstkraft, die die Welt verstand, aber sich selbst nie vergaß.

Wenn dem so ist, dann Heil diesen Jungen!

Es wäre herrlich, wenn unsern alten Tagen eine neue Wiedergeburt, eine deutsche Renaissance modernen Gepräges beschieden wäre.

* * *

So. Da hätt' ich mein alt' Steckenpferd wieder 'mal galoppen lassen.

Sei mir nicht böse drum!

Zuweilen muß ich mir Luft machen, und wenn ich Dürer sehe, möcht' ich am liebsten schreien und vor Freuden um mich schlagen.

Schreiben aber wollt' ich Dir eigentlich von was anderem. Nämlich . . .

Ja, nämlich!

Höre!

Ich glaube, ich habe sie!

Du fragst doch hoffentlich nicht: Wen?

Es wäre über die Maßen scheußlich von Dir, wenn Du so zu fragen vermöchtest.

Wenn ich „sie" sage, so meine ich jetzt stets meine Zukünftige, genauer gesagt, die Mutter meiner zukünftigen Kinder. (Gott, Du, wenn das mütterlicherseits Nürnberger, quasi Dürersche Kinder wären, — es wäre herrlich! Ein bißchen krank' ich doch noch

am Glauben an die Vererbungstheorie, die mich in die Nähe der rostrot Säuerlichen geführt hat, von der ich Dir kurz berichtet habe.)

* * *

Ich war natürlich nicht nach Nürnberg gefahren, um hier eine Frau zu suchen.

Im Gegenteil, ich wollte mich auf ein paar Tage von dieser schrecklichen fixen Idee befreien, die mich furchtbarerweise in Klau' und Krallen hat.

Und ich dachte auch richtig an nichts Schlimmes die ganze Zeit, war vielmehr rechtschaffen glücklich im Anschauen dieser altjungen deutschen Herrlichkeiten, die sich um so köstlicher ausnehmen, da der Frühling sie umwoben und in grünen Banden hat.

Mit jungem Grün schmückt sich der Mai;
Das blickt so zag
In den hellen Tag,
Als ob es fremd auf dieser Erde sei.

Nun ist es freilich schon Juni, aber wenn es mir recht frühlinglich zumute ist, mai't mich's. Das muß ein lyrischer Atavismus sein, und ich empfehle es strebsamen jungen Literarhistorikern als ergiebiges Thema, nachzuforschen, worauf sich die Maiwut der deutschen Dichter und Lyrikdilettanten zurückführt.

Übrigens hinderte mich mein Maigefühl nicht, mit besonderer Freude zu beobachten, wie aus einem Fenster der alten Kaiserburg ein salva venia Nachttopf in den Wallgraben entleert wurde, mich mutete dieser sonnenbestrahlte Guß vielmehr angenehm charakteristisch, mittelalterlich ungeniert an, geradeso, wie es mir ein kräftiges Bild der Vergangenheit gab, als ich auf einem Teile der alten Burgmauer die königlich bayrischen Artilleriepferde das Gras abrupfen sah, das aus den alten Mauerritzen herausgrünt. Die gu-

ten bayrischen Jungen in ihren Drillichjacken sahen zwar weder wie Ritter noch wie Knappen aus, aber doch gut deutsch derbe, und, je nun, ich tat dazu, was fehlte, und freute mich des Bildchens.

Das ist überhaupt so köstlich hier, daß das Leben schöne Bilder gibt.

Wie wunderbar sich der alte Turmwächter auf der Burg machte, der, seine Pfeife schief im Mundwinkel, durch seine Luke heruntersah auf die giebelige Stadt.

Er winkte mir.

Ich soll hinauf und auch mit auf die Dächer gucken? Aber natürlich! Warum denn nicht?

Und nun eine halbe Stunde oben durch die Luken geschaut.

Wie das alles schön ist, da unten. Das Rot der Giebel, das Grün des Frühlings, die schönen Formen der reicheren unter den alten Gebäuden, das Turmwerk da und dort, dann ein Blick in die wimmelnden Gassen, — nah und ferne schönes Bild an schönem Bilde.

Nur eins störte mich: auf einem Giebel eine wunderlich unschöne, schwarz berußte Statue. Also auch unsere Altvorderen waren nicht ganz frei von jenem ruppigen Naturalismus, der es nicht versteht zusammenzufügen, der bloß zu kopieren, nicht zu schaffen weiß ... Wie ich näher hinsah, war's ein lebendiger Essenkehrer, der nur eben stille stand. Mir fiel, wie ich diesen Irrtum gewahrte und mich freute, daß der Kerl lebendig und kein schlechtes Stück Kunst war, einiges über Naturalismus ein, diese Stimmwechselperiode der Kunst, die mit den Rüpeljahren zusammenfällt. Meine Gedanken verdichteten sich in einem kleinen Spruch, dessen Mitteilung ich in Hulden hinzunehmen bitte:

> Ein jeder Mann hat seine Rüpeljahr':
> Der wird kein ganzer Kerl, der nie ein Rüpel war.
> Nur freilich, daß es geht, so wie man's treibt:
> Mancher sein Lebtag bloß ein Rüpel bleibt.

Wie ich den Turm wieder hinunter und dann hinab in die Stadt ging, hatt' ich mich so in die Einbildung des alten Nürnberg hineingelebt, daß ich mich schier wunderte, einen Spazierstock und nicht einen Spieß in der Hand zu tragen:

Mit meinen Speeren
Will ich dich ehren,
Mit meinen Schwerten
Will ich dich werten,
Mit Stechen und Hauen
Will ich dir trauen,
Herr Feind!

Ein guter Zufall wollt' es, daß ich in der Sensenschmiedgasse an einem kleinen alten Hause vorüberkam, in dessen Erdgeschoßstube sich zwei junge Jongleure übten. Sie hatten abgeschabte Trikots an und machten erstaunlich ernste Gesichter, während sie sich die Messingkugeln zuwarfen.

Da hatt' ich nun auch fahrende Leute zu meinem Bilde.

Ich wurde unglaublich vergnügt, ich fühlte mich so herzhaft fröhlich deutsch, und ich ging ins Bratwurstglöckle und trank mit Dürer und Hans Sachs Brüderschaft.

Was wunderbar Heimliches hat die Schenke, die sich an die Kirche anschmiegt. Sie klebt an dem großen Gebäu, wie die Balgtreterstube an der Orgel, und wenn ich das Glas an den Mund setzte, tat ich's mit Bälgetreterwichtigkeit.

* * *

Hm, ja: Mit dem Glauben fängt's an windig zu werden im Reiche, aber der Durst ist der alte geblieben.

Stimme aus dem Kruge: Das macht, weil ihn kein Geistlicher reformieren hat woll'n.

Hm, ja: Wenn mit dem Glauben nur nicht auch die Kunst flöten gegangen wäre.

Stimme aus dem Kruge: Hat eine Religion die andere mitgehen heißen.

Hm, ja: Vielleicht müssen wir aufs neue glauben, um aufs neue eine richtige Kunst aus dem Grunde wieder zu bekommen?

Stimme aus dem Kruge: Mathematik tut's freilich nicht.

Hm, ja: Ob es dazumal, als das deutsche Wesen blühte, in Deutschland wohl auch das gab, was man heute vergeblich sucht: Weiber, die wirklich Weiber sind, Weiber aus dem Grunde, bloß Weiber und ganz und gar nichts anderes als Weiber?

Stimme aus dem Kruge: Man möcht's wohl glauben, wenn man „Das große Glück" des großen Albrecht sieht. Aber sicher ist: es gab Männer dazumal, wirkliche Männer.

Hm, ja: So sind denn also auch wir in der Dekadenz, wir Deutschen ...?

Stimme aus dem Kruge: Mumpitz! Neurasthenisch seid ihr, aber Pfarrer Kneipps Gießkanne wird euch wieder auf den Damm bringen, sie und ein bißchen Willensstämmigkeit. Die Dekadenz ist bloß ein literarischer Trick. Übrigens keiner von den unamüsanten. Er mußte kommen, nachdem euch der Naturalismus abgelaust hatte.

Hm, ja: Ich dächte, wir gingen hinüber ins Posthörnlein, zum Wein?

Stimme aus dem Kruge: Das woll'n wir. Hoho! Auf und an! Willensstämmig!

* * *

Ja, mein lieber Peter, das sind so Balgtreterstubengespräche. Ich hätte sie im Posthörnlein, dieser uralten und urgemütlichen Weinstube, sicherlich fortgesetzt, maßen der Rapport zwischen mir

und dem Mann im Kruge ganz außergewöhnlich gut war, aber ich traf dort, ganz wider Erwarten, meinen alten Institutskameraden Paul Posser, der in dieser schönen Stadt das schöne Gewerbe eines Pinseldilettanten betreibt, und mit diesem mir sehr lieben Manne hatt' ich vielzuviel zu erzählen und zu berichten, als daß ich fürder mit dem Krügler hätte Zwiesprach pflegen können.

Da das Gespräch mit Posser für meine augenblicklichen Pläne ganz besonders wichtig geworden ist, möcht' ich Dir gerne sogleich darüber berichten, zumal, da Du wahrscheinlich begierig bist, den Kommentar zu meinem „Ich glaube, ich habe sie" zu erfahren; aber dieser Brief ist bereits so über alle Maßen in die Breite gegangen, daß ich ihn billig schließen muß, denn meine Finger sehnen sich vom Federhalter weg

Zum Kruge, dem blanken,
Dem Bauch voll Gedanken.

Und was für eine schöne Nacht heut über dem alten Nürnberg liegt! Ich muß zur Burg hinauf, mir anzusehen, was der Mond zu Nürnberg sagt, und dann ins Posthörnlein wiederum hinab, zu lauschen, was der im Kruge zu meinen letzten Erlebnissen meint.

Über diese selbst morgen.

Ich bin Dein fröhlicher

Kraz.

Der zweite Brief aus Nürnberg

Also nun, mein lieber Peter, das Eigentliche! Du mußt mir die lange Einleitung dazu im vorigen Briefe schon nachsehen. Wer käme hier nicht ins Schwärmen!

Heute will ich aber nach Möglichkeit an mich halten und bloß

zur Sache, will sagen: zur Frau verwitweten Matthäi, geb. Frankebeil reden.

Das ist nämlich sie.

Ah, eine Witwe! Ich sehe Dich grinsen, mein Bester, aber laß nur, es ist nichts Grinserliches an dieser Witib.

Mein guter Freund Posser also hat das Verdienst, mich auf diese vortreffliche Witfrau aufmerksam gemacht zu haben.

Ich hatte ihm natürlich erzählt, aus welchem Grunde ich augenblicklich die Welt befahre, und so kam es, daß er plötzlich mit der flachen Hand auf den Tisch schlug, mich mit den bekannten Augen, die was offenbaren wollen, ansah und dann schier feierlich sagte: „Mannmensch, den Pelz verdien' ich mir!"

„Was für einen Pelz, wenn ich bitten darf?" erwiderte ich.

„Den Kuppelpelz," sagte er.

Darauf wiederum ich: „Paul, die Sache ist penetrant ernsthaft! Es könnte sein, daß ich sehr grob würde, wenn du in dieser Angelegenheit ein Späßchen mit mir machen wolltest!"

Nun aber Posser ganz feierlich: „Mensch und Mann, ich schwöre dir, ich bin ernster als ein Marabu in diesem Augenblicke. Ich habe wirklich was am Bändel, das ich dir an den Bettpfosten binden kann." (Mein guter Paul hat eine etwas wunderliche Redeweise, wie Du siehst. Ich fühle mich aber nicht berechtigt, seine Art, sich auszudrücken, zu korrigieren. Ich liebe die Querschnäbel.)

Du kannst Dir denken, wie ich ihm nun aufs Fell rückte.

Er ließ sich auch keineswegs lange bitten, sondern erzählte mir sogleich ausführlich wer, wie und wo.

Also eine Witwe. Dreißig Jahre alt. Keine Kinder. Etwas Vermögen. Etwas „Bildung". Haupteigenschaft: gute Hausfrau.

Alles in allem also wohl: eine Biederfrau.

Das war nach der Schilderung mein erster Gedanke.

Aber: „erst 'mal sehen!"

Das war nicht schwer, denn Witib Matthäi ist die Besitzerin des Hauses, in dem Posser wohnt. Außer ihm und ihr wohnt niemand weiter dort. Sie hat das Erdgeschoß und den ersten Stock, er den zweiten inne.

Es ist ein hübsches altes Haus hinter der Stadtmauer. Oder besser: Häuschen. Recht schmal und, ich möchte sagen, eingemiedert wie eine dünne Dame steht es da, rechts und links flankiert von robusteren Nachbarshäusern.

Aber es ist entzückend schön, wenn man eintritt. Alles blitzeblank, trotz des Alters. Man fühlt sich gleich heimisch. Ein bißchen winkelig, ja; aber es ist kein Schmutz in den Winkeln, und für Luft wird wohl gesorgt. Nichts Muffiges.

Ich schloß sofort auf die Witib und sagte still für mich: sie ist gesund und hat helle Augen, sie schlurft nicht auf Pantoffeln, sondern hat einen guten, hurtigen gestiefelten Gang.

Da hörten wir sie auch schon. Klapp-klapp-klapp, — ein gutes Tempo. Und dann die Stimme: „Christel! Dem Herrn Posser den Kaffee!"

Christel kam. Sauber, rotbackig, den Kopf hoch, die Augen lebendig. Natürlich schloß ich wieder auf die Witib, und jetzt kriegte sie was Streng-Mildes, und ich dachte mir: gut Regiment!

Posser ließ uns anmelden. Er stellte ihr alle seine Gäste vor. Also hatte es nichts Auffälliges.

Wir stiegen hinunter.

Angeklopft; drin ein resolutes „Herein"; Türe auf — ah: Famos! Die richtige deutsche Frau; mittelgroß, mittelstark, schlicht gescheiteltes blondes Haar; eine gerade Nase; zwei helle, blaue Augen; gesundfarbenes volles Gesicht; die Kleidung einfach, aber so, daß der Gedanke an Ärmlichkeit nicht aufkommen kann.

Sie kam uns freundlich entgegen, sicher im Auftreten, ohne viel Gick und Gack und Geknix. Alles gut bürgerlich mit einem unaus-

gesprochenen Selbstbewußtsein: wie ich gewachsen bin, so bin ich; ich hab' mich nicht gemacht, aber ich bin zufrieden, wie ich gemacht bin.

Natürlich zuvörderst die üblichen Verlegenheitsgespräche: ob's dem Herrn in Nürnberg gefällt, woran sich dann das übliche Lob der Stadt knüpfte.

Aber all das hatte doch einen mehr persönlichen Ton, als er sonst bei solchen Gelegenheiten aufgewandt wird. Und je mehr wir ins Gespräch kamen, um so frischer und bewegter ward die Atmosphäre.

Sie konnte gut erzählen und hatte eine hübsche Art, von ihrer Vaterstadt zu reden. Man fühlte Heimatston heraus, und der klingt immer gut.

Also: sie ist ein richtiges Nürnberger Kind. Ihre Familie ist nürnbergisch, soweit man von ihr weiß. Alles, was Nürnberg heißt, ist ihr innerlich bekannt. Nur das Modernwerden an der Stadt ist ihr was Fremdes. Sie nennt es — Preußischwerden.

Das gefiel mir nun eigentlich besonders gut, denn es beweist Instinkt.

Kurz: als wir gingen, sagte ich mir: Diese Witib ist nicht ungeeignet.

Besonders angenehm war mir dabei, daß ich absolut kühl blieb, und daß auch nicht eine Spur von eigentlichem Gefühl dabei flackerte.

Das könnte eine wirkliche Verstandesheirat werden! Alles, was nach „Liebe" aussieht, hübsch beiseit', aber Respekt und Wohlgefallen.

Das erste, was Posser sagte, als wir oben bei ihm wieder angekommen waren, war: „Na?!" Du weißt, dieses „Na?!" der großen Sicherheit, die sich in die Brust wirft und den Dankeshändedruck in würdiger Stellung erwartet.

Das Kompliment dazu pflegt ein ausdrucksvolles „Hm!" zu sein, ein „Hm!", das sagen will: „Jawohl, jawohl, du bist ein

Teufelskerl und hast wieder 'mal den Nagel auf den Kopf getroffen, aber, daß ich eine Hymne singen soll, erwartest du wohl gefälligst selber nicht!"

Dieses vielsagenden Hms bediente auch ich mich, und das genügte vollkommen, Possern in ein Gefühl behaglicher Zufriedenheit zu versetzen.

Von nun an war er aber auch ganz Beflissenheit und Kuppler.

Ich wollte, sein Pinsel könnte so malen, wie es seine Worte taten. Er wurde so eifrig in der Besingung der Witib, daß ich einen Augenblick schier glaubte, eigentlich sei er selber maßlos in sie verliebt, aber als ich eine Bemerkung in dieser Richtung fallen ließ, wurde er grob.

Ob ich ihn für einen Debaucheur hielte?

Ob ich glaubte, er sei ein Viech?

Wenn er verliebt wäre, so würde er doch nicht bei der Witib wohnen?!

Er sei doch, wenigstens in diesem Punkte, ein anständiger Mensch!

Ich aber sei ein Berliner, ganz einfach: ein Berliner! und leide an Moral insanity, wie alle Einwohner dieser infamen Stadt.

Hier aber, in Nürnberg, herrschten, gottlob! noch die alten deutschen Sitten! . . .

Er war so wütend, daß er „teutsch" sagte, und ich hatte nicht wenig Mühe, ihn wieder gut zu machen.

„Nein," sagte er besänftigt, „ich denke an so was nicht. Ich habe das hinter mir. Ich — male jetzt."

„Wie? Du bist also gewissermaßen ein Pinselcoelibatair, dem die Malerei die Liebe ersetzt?"

„Sehr richtig bemerkt. Ich habe in der Liebe meinen Knacks weg und benutze die Kunstliebhaberei als Surrogat."

Eigentlich schämt' ich mich. Der Mann war doch weiter als ich.

„Aber die Nachkommenschaft?"

„Es ist mir ganz schnuppe, wer meine Bilder erbt."

„Und du hast gar keinen Trieb, Kinder zu kriegen."

„Komisch! Ein Mann kriegt nie Kinder."

„Dummheiten! Sagen wir: zeugen."

Da grinste er: „Das Zeugen ist ein Gebiet für sich, und auf dem kann man wildern."

„Ah, das sind also deine teutschen Sitten, mein biederer Paul? Pfui! Schlecht und modern, Sardanapal!"

Darauf er: „Ich will dir was sagen, mein Junge: Der Deutsche ist kein Mönch, sondern vielmehr ein Mann. Die Liebe zwar, die richtige, die einweibige, die mit dem Ring am Finger, die ist ihm heilig, — aber wenn er die nicht haben kann, dann geht er noch lange nicht hin zum Bader und sucht sich das Messer, welches am schärfsten ist, sondern vielmehr, er geht zu einem gefälligen Fräulein und macht vor der Natur seine Verbeugung."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Werde mir einer aus den Deutschen klug!" hat der Herrgott gesagt, als er sich einmal eingehender mit ihnen beschäftigte. „Selbst der Teufel kann aus diesen Burschen nicht klug werden. Sie sind halt — ausbündig."

Aber zurück zu unserer Witib.

Da Du meine Meinung über das Weibtum kennst, da Du weißt, daß ich im ganzen mehr Geschick dazu habe, an einer Frau das Unangenehme zu sehen, als jene Eigenschaften zu entdecken, mit deren professioneller Verzimtung das Gros der Lyriker seine Tage ausfüllt, so kannst Du Dir ohne weiteres vorstellen, daß Witwe Matthäi kein ganz gewöhnliches Weib sein kann, wie sie augenblicklich gang und gäbe sind.

Nein: sie hat wirklich was Dürerisches an sich, was Unzeitgemäßes, was —, ich bin ums richtige, ums eigentliche Prädikat verlegen. Es ist das, was die Frauenlobseriche „echt weiblich" nen-

nen, aber ich kann mich mit dem besten Willen nicht dazu entschließen, diese Melodie mitzusingen, denn die Weiber zeigen das, was diese glorreiche Witwe auszeichnet, just am wenigsten. Das ist freilich richtig: um das Prädikat zu verdienen, nach dem ich suche, muß man ein Weib sein — aber ein Weib, das den übrigen möglichst wenig ähnlich ist.

Doch gleichviel, wie ich's nennen soll: es ist was Treffliches, Tüchtiges.

Nun denn also, daß ich es Dir bekenne: ich habe mich entschlossen, hier das Wagnis zu begehen.

Posser ist Feuer und Flamme und unerschöpflich darin, mir auszumalen, wie wundervoll sich alles entwickeln wird.

Ich habe natürlich meine Einwände.

Ad 1 bestehe ich selbstverständlich auf der absoluten Reinheit von jeglicher Liebessentimentalität und konstatiere damit:

Ad 2 die Schwierigkeit, die Witwe geneigt zu machen.

Denn, so fürchte ich: wenn Witwe Matthäi auch ein Weib ist, für die es im Lexikon der Weiblichkeit an dem richtigen Prädikate gebricht, so wird sie doch nicht gänzlich frei sein von dem weiblichen Untergrundsverlangen nach Schnäbelei in Worten und Werken, worauf ich mich durchaus nicht einlassen kann.

Sie wird um so weniger frei davon sein, als dieses Verlangen in ihrer ersten Ehe unbefriedigt geblieben ist.

Diese erste Ehe nämlich ist ein mehr als kaltes Kontraktverhältnis gewesen. Der Mann, viel älter als sie, ihr in sehr jungen Jahren durch die Eltern aufgenötigt, kränklich, grämlich, dabei aufbrausend eifersüchtig und argwöhnisch. Und nach zwei Jahren dieser kinderlos gebliebenen Ehe die Witwenschaft. In ihr, so scheint es, hat sie sich erst zu dem entwickelt, was sie jetzt ist. Sie hat sich selbst gebaut, sie ist in harten Erfahrungen das geworden, was sie ist, das ausgeglichene, ruhige, bewußte Wesen.

Vielleicht kann ich gerade darum hoffen, daß sie auch in puncto puncti reif geworden ist und nun jenseits jenes Verlangens steht, das meinen Plänen hinderlich sein müßte.

Ihre großen blauen Augen, die mich so uninteressiert ansahen, deuten darauf hin. Diese Augen, das sah ich, gehörten nicht zu den wollenden, sondern zu den beim weiblichen Geschlechte überaus seltenen, die unbegehrlich schauen.

Aber, du lieber Gott, was liegt nicht alles hinter Weiberaugen. Wer darauf traut, kann mit derselben Sicherheit auf Sumpfwiesen reiten wollen.

Diese Ungewißheit ist gräßlich. Und wer weiß, wie lange es dauern wird, bis ich Klarheit habe. Wir müssen uns an unser Ziel heranschleichen, wie Indianer. Ich selbst würde ja einen richtigen Artillerieangriff vorziehen, aber Posser, der die Witwe kennt, rät durchaus davon ab.

Es ist eine infame Situation, und heute nacht hatt' ich glücklich den Traum wieder, den ich immer habe, wenn meine innerste Seele ängstlich ist.

Ein gräßlicher Traum! Ich sitze dann wieder auf der engen Gymnasiumsbank, bin schlecht präpariert und zittere vor den Kalbsaugen des Konrektors, der mich plötzlich anbrüllt: Höh, mein Lübber, welche Verba regiern den Genitiv? Und ich erhebe mich in entsetztem Schreck und sehe mich flehentlich um, ob mir's niemand einblasen wird, aber ich sehe nichts als schadenfrohe Gesichter, kleine Bübchen mit dicken Köpfen und großen Brillen, die alle, alle wissen, welche Verba den Genitiv regieren, während ich allein, ich, der alte Graunzer mit dem Dickbauche und den vierzig Jahren, jammervoll dastehe und kein Wort hervorzubringen vermag. Und der Konrektor bläht sich in pädagogischem Triumphe ochsenfroschartig, daß er mich wieder erwischt und als phänomenalen Dummkopf öffentlich nachgewiesen hat, und er streicht sich den Schnurr-

bart, daß die Haare krachen, und er glotzt mich höhnisch an, bis die Augen, zwei wasserblaue, gräßliche Kugeln, aus den Höhlen treten und langsam, scheußlich langsam auf mich zurollen, immer größer werdend, immer größer, zwei greuliche, feuchte Monde. In Schweiß gebadet wach' ich auf . . .

Daß ich diesen furchtbaren Traum wieder geträumt habe, beweist mir, wie verängstigt ich innerlich bin.

Hab Mitleid, Peter, mit

Deinem

Pankrazio.

Der dritte Brief aus Nürnberg

Mein lieber Peter, die Sache macht sich.

Posser ist ein unglaublich geschickter Kundschafter auf dem Kriegspfade wider die Witib.

Wir sind schon gute Freunde, sie und ich.

Teufel nein: ich und sie; denn so weit sind wir denn doch noch nicht, daß ich die galante Alfanzerei mitmachte und irgendein Weib mir voransetzte. Mit diesen verdammten Höflichkeiten haben wir die Weiberherrschaft bisher ungebührlich gefördert. In so gefährlichen Dingen muß man auch auf Kleinigkeiten achten.

Aber wirklich: die Witib ist ein tüchtiger Kerl. Das ist eigentlich ein Wort, das nur Männern zukommt, aber diese geborene Frankebeil verdient es, daß man sie mit einem Männernamen ehrt.

Wir trinken jetzt jeden Nachmittag den Kaffee bei ihr.

Als Vorwand dient ihre Eigenschaft als eingeborene Nürnbergerin, als welche sie mir, so will's unsere Kriegslist, allerlei Interessantes aus dem Nürnberger Bürgerleben erzählen soll, denn ich bin ihr gegenüber als — Kulturhistoriker hier anwesend.

Auf diese Weise nähern wir uns wirklich ganz nett. Sie erzählt gern von Nürnberg und ich höre ihr gern zu. Freilich: dem eigentlichen Ziele nähern wir uns nicht eben, und es wird mir schließlich doch bloß die große Kanonade übrig bleiben. Aber C'est le premier coup de feu qui coute. Aufgeprotzt hab' ich schon ein paarmal, aber zum Schießen komm' ich nicht.

Kanonenfieber?

Man möcht's fast glauben. Mir ist zumute, wie vor der ersten Mensur. Sehr mutige Gebärden, aber unter ihnen eine gewisse Bänglichkeit.

Es ist eigentlich sehr blamabel. Nicht?

Ich halt's auch nicht mehr lange aus so. Posser rät unausgesetzt zum Schleichkriege, aber ich werde doch nächstens die Taktik ändern.

Denn: schließlich verlieb' ich mich noch, und dann ist es natürlich zu allen guten Dingen zu spät.

Was schrieb ich eben? „Verlieb' ich mich?" Ich flehe Dich an, Peter, nimm das für einen Witz! Und für einen sehr schlechten! Es wäre beleidigend, wolltest Du es anders nehmen.

Nein: davon kann gar keine Rede sein. Ich bin zwar ängstlich, wie ein liebesfeiger Verliebter, aber meine Angst hat keine Hitze, sondern sie ist ganz kalt, — schlotterkalt.

Morgen, wenn schönes Wetter ist, wollen wir drei einen — Ausflug machen. Nach Schmausenbuck. Der Name hat was angenehm Kompaktes, und wenn der Ort halbwegs so tüchtig wie der Name ist, so werd' ich der Witib wohl endlich krupp'sch kommen.

Schmausenbuck — das Wort ist selber eine Kanonenkugel.

Dein P.

Der vierte und letzte Brief aus Nürnberg

Nun denn! . . .
Hopp! . . .
Will Er wohl? . . .
Na?! . . .
Also los! . . .

* * *

Diese Zurufe, mein Vielgeliebter, die Dich ein wenig erstaunen werden, richten sich nicht an Dich, sondern an mich.

Ich hatte sie nötig, denn es fiel mir nicht leicht, diesen Brief zu beginnen, und die Götter wissen, ob es mir leicht werden wird, ihn zu beendigen.

Nämlich . . .

Aber nein, ich will den „Kelch" nicht umstürzen, sondern ihn Dir langsam zutrinken, bis auf die Nagelprobe leer, und wenn ich früher bei sotanen festlichen Taten eine dunkelrote Mütze auf hatte, so habe ich diesmal einen roten Kopf auf, ich . . .

Du merkst, daß ich etwas übler Laune bin?

Ei freilich, Du merkst recht, mein Guter. Sehr fidel bin ich nicht gerade.

Du weißt doch noch, was die Füchse für Gesichter machten, wenn sie auf der Mensur „umgedreht" wurden?

Viel fröhlicher seh' ich nicht aus, augenblicklich.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich werde wohl von vorne anfangen müssen, oder, um im Bilde von vorhin zu bleiben: zuerst vom Ganzen, den ich Dir trinke, kommt die Blume. Die schmeckt so übel nicht.

Denn es war gestern ein herrlicher Tag, als wir losfuhren, wir drei.

Nach Mogeldorf ging die Fahrt.

Gott, was war der Junitag schön! Ich war in gottlobesamster Stimmung und ließ in mir Wort und Weise von des alten Hans Haßler, des Kaisers Rudolfs des Zweiten Kapellmeisters, schönem Liede summen:

Nun fanget an ein gut's liedlein zu singen,
last instrument und lauten auch erklingen.
Lieblich zu musiciren
will sich jeßund gebüren.
Drum schlaget und singt
das alles erklingt,
helst unser fest auch zieren.

Der Himmel hing wirklich voller Geigen und Basettl'n, und ich hatte die Ehre und das Vergnügen, die Frau verwitwete Matthäi, geborene Frankebeil, auf ein paar rosige Hinterpausbacken von unzweifelhaft echten Thoma-Engelsbübchen aufmerksam zu machen, die, offenbar von Frankfurt her, auf einer Wolke ritten, just über einem zartgrünen Birkenhain, der gegen den blauen Himmel stand wie ein leibhaftig Bild des sproffenden Lebens.

Die Witib war sehr frühlinglich und hübsch angetan mit einem hellen, schönfaltigen Kleide und trug einen breiten, weißen Strohhut von der Art, die wir in unserer Jugend Florentiner Schwinger nannten.

Eigentlich gehören zu solchen Hüten lange, hinten hinunterhängende Bänder aus schwarzem Samt, aber die Witib meinte, solch Flottierwerk zieme der schnellfüßigen Jugend, aber nicht ihr, die sie, was die Beine anlange, mehr für ein gesetztes Tempo sei.

Es muß auch gesagt werden, daß sie en plein air betrachtet und nicht mehr im Schleier des deckenden Interieurlichtes, entschieden nicht den Eindruck eines jungen Mädchens machte.

Diesen Satz bitt' ich aber nicht mißzuverstehen. Ich will mit ihm

nicht gesagt haben, daß die Witwe mir häßlicher erschienen wäre. Nein. Gar nicht. Ich betrachtete sie vielmehr mit einem Wohlgefallen, das die Grenzen der Objektivität stark überschritt.

Ich fand: ein bißchen reif zwar, aber — allerliebst. Rubens und Jordaens hätten ihre Freude daran gehabt.

Und: wie nett sie sprach! Kein albernes „ach wie reizend", „Gott wie süß", keine Naturbeleidigung durch abgegriffene Phrasen, sondern ein ruhiges Aussprechen, vielleicht ein bißchen zu ruhiges Aussprechen der Freude über die Schönheit, wo sie eine empfand.

Bloß: sie baedekerte ein bißchen zuviel. Das kam aber daher, daß sie glaubte, sie müsse auch im Freien fortfahren, den „Kulturhistoriker" in mir zu kultivieren.

Ich ließ mir das ruhig gefallen, denn ich hatte mir vorgenommen, plötzlich und mit einem großen Flankenangriff dieses Geplänkel aufzuheben.

Nur: wann, wo und bei welcher Gelegenheit?

So plötzlich Zieten-aus-dem-Busch spielen, das läßt sich ja recht hübsch anhören, aber man muß es sich nicht vornehmen. Es macht sonst elend nervös, wenn man immer wieder auf neue lauern muß.

Diese Nervosität, in die ich nach und nach trotz der Schönheit des Junitags geriet, will ich Dir nicht ausmalen. Ich bin nicht für das Nervöse in der Malerei. Auch könnte es anstecken. Ich besaß leider gar nicht den Nervenhumor, diesen modernsten und seltensten aller Humore, mich darüber hinwegzusetzen.

Kein Wunder, daß unsere Schmausenbuckpartie dadurch, wenigstens für mich, aber auch für Posser, einen etwas fatalen Anstrich kriegte.

Der arme Posser, das merkte ich bald, litt geradezu unter meinem Kanonenfieber, und als wir in die Nähe des großen Aussichtsturmes gelangt waren, duldete ihn die Angst nicht mehr in unserer

Nähe, und er entfernte sich unter dem Vorwande, daß er eine Skizze im Walde machen wollte.

Nun sagte ich mir, daß es die höchste Zeit sei.

Stieß er wieder zu uns, bevor ich losgeschossen hatte, so war ich grenzenlos blamiert.

Also: hurtig!

Meine Gedanken rannten Wette nach dem Ziele, daß sie einen Anfang für meine Kanonade fänden.

Und also sprach meine Angst, die sich als Mut gebärdete: „Der gute Posser hat sich entfernt wie die Duenna im spanischen Lustspiel. Wär' ich der Don Amoroso, so müßt' ich jetzt in die Knie sinken und sagen, Donna ich liebe Euch."

Die Witib: Oh, dabei platzen die Trikots zu leicht. Gottlob, daß Sie kein Don Amoroso sind, Herr Doktor.

Ich: Gottlob? Meinen Sie das wegen der imaginären Trikots, Frau Matthäi, oder — wie meinen Sie das?

Die Witib: Aber Herr Doktor! Wir zwei Leute aus dem Mittelalter! Wir und amorose Ironien!

Ich: Warum nicht? Wenn nur die Ironie dichte genug ist. Sie wissen doch, die Ironie ist die Stiefschwester des Humors, und alles, was mit diesem braven Burschen verwandt ist, ist von guten Eltern.

Die Witib: Nur, daß er unmodern ist, der Humor.

Ich: Um so besser paßt er für uns Leute aus dem Mittelalter. Also, gesetzt: ich riskierte meine Trikots. Was würden Sie sagen?

Die Witib: Ich? Gott, ich würde sagen, daß ich nicht Spanisch verstehe.

Ich: Wenn ich aber dann deutsch redete?

Die Witib: Das wäre grob!

Ich: Was? Von Liebe? Grob?

Die Witib: Lassen wir den Humor, Doktor!

(Pause.)

Ich: Hm, Frau Matthäi; — wenn ich nun in die Knie fiele, ohne von Liebe zu reden?

Die Witib: Das versteh' ich nicht.

Ich: Ich meine so: wenn ich nun sagte: Keine Angst, Donna, ich liebe Euch nicht, ganz gewiß nicht, aber — Ihr gefallt mir. Wie wär's, wenn wir uns heirateten?

Die Witib: Sie haben wunderliche Einfälle. Sie sollten Operettentexte schreiben.

(Pause.)

Ich: Frau Matthäi —: ich falle wirklich in die Knie.

Die Witib (etwas unsicher): Aber Herr Doktor: was ist denn los mit Ihnen? Ein Kulturhistoriker wie Sie?

Ich: Ach was, Kulturhistoriker! Ich bin gar kein Kulturhistoriker. Ich bin ein Gutsbesitzer, der eine Frau sucht.

Die Witib (erst sprachlos): Ich weiß wirklich nicht ... Ich glaube, Sie ... Wo bleibt nur Herr Posser?

Ich: Wir brauchen Herrn Posser nicht. Er ist tief im Walde und macht Studien. Übrigens ist er ganz eingeweiht. (Ich wurde wirklich mutig.) All das war bloß Komödie, ja, das war wirklich Operette. Aber jetzt kommt der Ernst, die Wirklichkeit. Ich stelle wirklich die Frage an Sie ...

Die Witib: Alle Heiligen! Doktor! Nein, dieser Posser! Und Sie! Offen gestanden ...

Ich: Nur nicht böse werden, Frau Matthäi. Hören Sie mich ruhig an ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie ich so weit war, waren wir am Aussichtsturm angelangt.

Wir nahmen uns Karten und fingen an, die Wendeltreppe hinaufzusteigen. Das war eine ganz günstige Situation für mich, auch

die heiklen Punkte meines Antrags vorzutragen. Denn es war etwas dunkel im Turme, und ich stieg voran. Ich ließ das Heikle von der Spule. Hinter mir klang es von allerlei Interjektionen; vornehmlich registrierte ich sehr lange „Ahhs", auch einmal etwas wie „Unglaublich"!

Als wir oben angelangt waren, hätt' ich mich, offen gestanden, am liebsten den Turm hinabgestürzt, denn es war mir gar unbehaglich zumute. Ich traute mich kaum, die Witib anzusehen.

Die aber, hochrot von der Anstrengung des Steigens, hatte sich auf eine Bank gesetzt, den Schwinger abgenommen und sah mich ganz ruhig mit ihren klaren Augen an.

Dann sagte sie: „Lassen Sie mich erst ausschnaufen, Doktor, dann will ich Ihnen die Umgegend zeigen."

Und richtig: wie wenn sie ein Fremdenführer wäre, führte sie mich im Kreise herum und erklärte mir das ganze Gebiet der ehemals freien Reichsstadt Nürnberg, das wir unter uns in aller Frühlingspracht liegen sahen. Sie vergaß sogar die verschiedenen ehemaligen Papiermühlen und ihre Wasserzeichen nicht.

Diese Ruhe machte mich wild.

Wollte das Weib mich zum Narren haben? Mich? Was führt sie mich da im Kreise und redet historische Reden! Zum Teufel! Antwort will ich!

Und ich sprach, sehr dezidiv: „Rührend, was Sie alles wissen, Frau Matthäi! Aber was ich wissen möchte, ist, ob Sie eine Antwort auf meinen Antrag haben?"

Die Witib: Gewiß! Freilich, Herr Doktor!

Ich: Und?

Die Witib: Ich denke gar nicht daran, Ihren Antrag anzunehmen! Nicht im entferntesten denk' ich daran!

Ich: So! So! Das ist klar geredet. Hm! Köstlich! Ein Korb! Aber Frau Matthäi, warum?

Die Witib: Weil Sie mir leid tun, Herr Doktor. Und heiraten soll man nicht aus Mitleid, sondern aus Liebe.

Ich: Ah, ah, da haben wir's! Die mit Recht so beliebte Liebe! Frau Matthäi, — das hätt' ich von Ihnen nicht erwartet! Ich hatte geglaubt, Sie wären . . .

Die Witib: Bitte, sagen Sie das lieber nicht, wofür Sie mich zu halten geneigt waren. Es war nichts Gutes.

Ich: Im Gegenteil, das Allerbeste, ich . . .

Die Witib: Nein, wirklich: ich mag's nicht hören. Ich möchte gerne ganz einfach für eine normale Frau gehalten werden und nicht für 'was Konstruiertes. Und, sehen Sie, was eine normale Frau ist, die spintisiert sich nicht in die Ehe, sondern sie fällt entweder aus Dummheit und Unerfahrenheit, wie ich damals, oder aber aus Liebe hinein. Ob sie hart oder weich fällt, das ist ihr Glück oder ihr Unglück, aber daß sie bloß aus den genannten Gründen hineinfällt und nicht etwa mit jämmerlichem Bedachte hineinsteigt, das ist ihre Ehre.

Ich machte vor Wut und Bedeppertheit eine Verbeugung und wollte etwas erwidern, aber die Witib fuhr fort: „Das müssen Sie nun aber nicht für große Worte halten, und Sie müssen nicht glauben, daß ich etwa beleidigt und ärgerlich bin. Nein, nein. Ein bißchen verstehe ich Ihre Konstruktion, und, wie gesagt, Sie tun mir leid deshalb. Herrgott, zu was für merkwürdigen Dingen ein Mensch kommen kann, wenn er anfängt, sich unnatürlichen Empfindungen hinzugeben. Guter Herr Doktor, ich rate Ihnen: Probieren Sie es doch lieber mit der Liebe. Halten Sie sich mehr an die jungen Mädels! Da wird schon eine sein, die Ihnen das dumme Zeug wegtaut. Aus lauter Dankbarkeit werden Sie sie schließlich sogar glücklich machen, — so unwahrscheinlich das auch aussieht."

Gott sei Dank, in diesem Augenblick tauchte Possers Kopf in der Wendeltreppenwindung auf.

„Na!" sagte er, „gut unterhalten?"
„Sehr gut," sagte die Witib.
Den Rest des Tages füllten wir wieder mit Kulturhistorie aus.
Morgen fahr' ich nach München.
Die Abfuhr genügte aber, — nicht wahr?
O ja, Schmausenbuck ist ein Kanonenkugelwort.

Dein rumgedrehter

Pankrazius.

XIX.

Einige Seiten aus Herrn Pankrazius Graunzers Reisetagebuch, aus denen hervorgeht, daß er philosophische und andere Anwandlungen wunderlichsten Charakters hat

Von † † † Nürnberg nach München.

Wenn wir ganz verkatert waren, wir in den dunkelroten Mützen dazumal, dann sangen wir das schöne Lied:

Hin und her, hin und her
Geht der Pendelschwengel,
Auf und ab geht er nicht,
Schatz, du bist ein Engel.

Mancherlei, mancherlei
Dreht sich hier im Kreise,
Manches geht auch gradeaus,
Sprach der alte Weise.

Dieser alte Weise war
Klüger, als man dachte;
Dachte sein Gehirn zu schnell,
Sprach er: „Sachte! sachte!"

Litt der alte Weise an
Welthämorrhoiden,

Sucht' und fand bei Hannchen er
Seinen Seelenfrieden.

Hannchen, das war ein Juwel,
Und der alte Weise
Kniff sie, wo sie dicke war,
Und er summte leise:

Hin und her, hin und her
Geht der Pendelschwengel,
Auf und ab geht er nicht,
Schatz, du bist ein Engel,

Ja, ja, diese Philosophen! Es ist keine Frage, daß sie's hinter den Ohren haben. Sein Hannchen hat ein jeder, und er weiß wohl, wo sie am kniffigsten ist.

Ob aber ein jeder dieser Weltweisen (das ist eine Doktorfrage) mit seinem Hannchen verheiratet ist?

Pfui, Pankraz, wer wird solche Fragen stellen?

Was hat die Weltweisheit mit dem Standesamt zu tun?

Das Hannchen in jenem Liede ist ein Symbol, mein Freund, und honny soit, qui mal y pense! Oder ...? ... Ach! Was gehen mich die Hannchens der Weltweisheit an! Wie komm' ich überhaupt drauf?

Ach so: der Katzenjammer, das Katzenjammerlied:

Katerblas, Katerblas, du mein Vergnügen,
Katerblas, Katerblas, du meine Lust,
Gäb's keine Katerblas, gäb's kein Vergnügen,
Gäb's keine Katerblas, gäb's kahaine Lust!

Das heißt den Teufel mit Beelzebub austreiben, der Teufel Obersten. Und das Rezept ist nicht so schlecht, als man's macht.

Welches bessere Mittel gibt's gegen das Leben, als sich totzuschießen? Und: Was hilft besser gegen den Wurm des inneren Ärgers, als die sanfte Pille philosophischen Stumpfsinns?

Ich kannte einen Mathematiker, der, wenn ihn seine Frau recht ehegespönstisch beliebfraut hatte, sich hinsetzte und mit allen Regeln dieser greulichen Kunst ausrechnete, daß zwei mal zwei sechsundzwanzigundeinhalb sei. Sobald er mit der Rechnung fertig war, war er auch von jeglichem Bodensatz des Ärgers frei.

Schade, daß ich kein Mathematiker bin. Mir bleibt nichts anderes übrig, als Verse zu machen oder zu philosophieren.

Halt, da hab' ich mich: ich bin also ärgerlich?

Wundervoll!

Ad 1. Was ist Ärger?

Ärger ist die Seekrankheit der Seele, Ungleichgewicht, Mangel an festem Boden, Schaukelweh.

Ad 2. Auf welchem Meere hat meine Seele das Gleichgewicht verloren?

Bitte: es war kein Meer, es war ein Tümpel.

Schön, — aber, mein Bester, das ist eine blamable Seele, die auf einem Tümpel seekrank wird.

Ja, aber es war ein besonders gefährlicher Tümpel.

Alle Wetter: ein gefährlicher Tümpel! Das ist ein Wort! Deine Seele saß vermutlich auch in einem höchst gefährlichen Kasten von Schiffe, wie? Und, mein Gott! vielleicht fiel eine Gans ins Wasser, und es gab Wellen auf dem Tümpel!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Lassen wir das Tümpelthema!

* * *

Wenn ich mir's recht überlege: die Witib hat vielleicht ganz recht gehabt.

Nicht freilich so, wie sie's meinte!

Das mit der Liebe, du lieber Gott, — den Speck kennen wir Mäuse! Die Jungen, die Schleckrigen, die mögen dran lecken und

immerhin dann zwischen den Drähten piepen, daß es von weitem wie Halleluja klingt. Wir alten, klugen, schon etwas angegrauten Mäuseriche aber, wir nicht mehr Speckerigen und Schleckerigen, die wir von dieser ausgezeichneten Welt keineswegs mehr das sogenannte Glück, diese glänzende, aber sehr problematische Schwarte, verlangen, wir, die wir vielmehr mit dem hausbackenen, harten Brot der Ruhe zufrieden sind, wir, weder Glücks- noch Liebesritter, sondern ganz einfach Lebenswanderer oder Lebensbummler, oder, wenn wir den Tick des Feierlichen haben, Lebenspilger —: wir ziehen nicht 'mal die Nase mehr hoch, wenn wir die Düfte dieses Lockbratens riechen. Die kluge Witib an der Falle freilich erklärt, nur durch den Speck gelange man zum Heil. Je nun, seien wir gelassen und verzichten wir auf dieses Heil.

Lassen wir die Idee mit der Ehe schwimmen, Pankraz.

Posser, das ist der Held! Der hat die Wahrheit intus. Wie wohl fühlt er sich in seiner Ehe mit der Palette!

Wir werden schon auch so ein Behelfchen finden.

Wie wär's, Pankrazi, wenn wir uns aufs Dichten verlegten? Wir kommen zwar nicht in die beste Gesellschaft dadurch, aber besser als die einer Frau ist sie immer noch. Und wenn die Leute auch über die Kinder lachen, die wir mit Frau Lyrik zeugen, so wird das unsern Vaterfreuden ebensowenig Abbruch tun, wie es den ehevåterlichen Freuden Abbruch tut, wenn die Welt die pp. Kinderchens nicht ganz so entzückend findet, wie der Herr Papa.

Also, topp: schlagen wir die Leier!

Unmöglich, Pankrazi, unmöglich! Zu altmodisch und auf die Dauer degoutant. Die Reimwiese ist zu abgegrast, und die blaue Blume hat jeder Kommis im Knopfloch. Es muß was Exklusiveres sein.

Irgendwas sammeln?

Radierungen, Briefmarken, Zeitungsausschnitte, Zigarrenabfälle, Exlibris, Korkstöpsel, Autogramme, Porzellan, Käfer, japa-

nische Buntdrucke, Pariser Plakate, alte Theaterzettel, Münzen, Medaillen, Bücher, Petrefakten? — Alles zu gewöhnlich.

Man müßte was Abominables finden: Korsette berühmter Kokotten etwa; aber das paßt sich wieder nicht für mich.

Alle ersten Hefte von Zeitschriften, die nach dem ersten Heft eingegangen sind; — zu umfangreiches Gebiet, unmöglich ohne Staatshilfe.

Wie wär's mit einem Register aller Schlagworte, politischer, künstlerischer, wissenschaftlicher?

Dazu müßte man einen Verein von Gelehrten gründen.

Wie wär's mit einem Sport? Rollschuhlaufen oder Spiritismus etwa!

Der letztere wäre nicht ohne, wenn er nicht so verteufelt feminini generis wäre.

Halt: die Politik! Reichstagskandidat! Auf den Tisch hauen, die Lungen vollpumpen, die Backen blähen, die Stirn runzeln, die Augen rollen, und nun los: Meine Herren!

Unzweifelhaft: diese Emotion ersetzt vollkommen jede Zimmergymnastik.

Aber auf die Dauer?

Und auch hier: die Gesellschaft, in die man gerät . . .!

Schließlich würde man Anarchist aus ästhetischer Opposition und käme in Ungelegenheiten mit der Polizei.

Das ist dann auch nicht viel angenehmer als verheiratet sein.

Ich bin wirklich in einer üblen Lage.

Wenn das die Tante wüßte!

* * *

O ich unglaubliches Schreibetier. Da sitz' ich hier und schmiere unter Rattern und Ruckeln mein Notizbuch voll, und draußen saust der Frühsommer vorbei in allen seinen Prächten.

Da: Gärten mit nickenden Rosenbäumen; die Häuser dahinter umklettert von Grün, und der Himmel drüber hoch aufgewölbt in tiefer, satter, seliger Bläue.

Es dreht sich die Schönheit um mich wie ein Reigen von Göttern, und ich sitze im Mittelpunkte des Kreises und kreische mich an und bewerfe mich mit Ironien und bespicke meine Seele mit Selbstinvektiven.

Warum leb' ich nicht einfach? Warum mach' ich nicht einfach meine Augen auf, weit auf meine Augen und alle meine Sinne und lasse in mich einströmen Gerechtes und Ungerechtes, alles, was da lebt und webt, alles, ohne Kritik, ohne Gesperr und Gezerr!?

Warum sag' ich immer und immer nein? Warum hab' ich's ewig mit dem Gehirn und nie mit den Sinnen?

Warum verzwittere ich mein bißchen Dasein zu einem Monstrum, das weder gibt noch nimmt?

Zum Teufel mit dem Spintisieren und Nörgeln! 'mal losgelebt! Keinen Zweck aufgerichtet! Keine Zukunft aufgepflanzt! Augenblick gefügt an Augenblick und ruhig hineinwachsen in Zeit und Welt!

Da stehen Blumen. — Nimm sie!

Da glänzt ein Licht auf dem schießenden Grün des Stroms. — Nimm's, es ist dein!

Da harft der Wind durch die Telegraphendrähte.

— Horch' dir seinen Ton in die Seele, wenn er dir gefällt!

Was dir aber nicht gefällt, laß es ruhig sein und schimpf' es nicht!

Was geht dich deines Nachbars schiefe Nase an? Und der Witib spitzige Bemerkungen, — was haben sie mit dir zu tun? Und all das Weibsvolk, das dir so lange fatal war, — was hast du mit ihm zu schaffen?

Freund, sapere aude! Geh', wenn du nach München kommst, ins Hofbräuhaus, oder, wenn jetzt der Augustiner besser ist, in den Augustinerkeller.

Geh' aber nicht hin, um eine Frau zu suchen, mein Lieber!

Denn das ist die Hauptsache: bau' dir keinen Zweck auf! Die Zweckmesserei ist ebenso dumm wie die Beckmesserei.

Was sagt' ich? Sapere aude! Nicht doch! Vivere aude!

Los! Leben, hurra!

* * *

Sobald ich im Hotel sein werde, werde ich der Witib folgenden Brief schreiben:

Gnädige Frau, Sie haben recht! Die Liebe ist die Hauptsache. Aber nicht bloß fürs Heiraten, sondern überhaupt.

Denn die Liebe ist das Gedankenlose.

Meinen verbindlichsten Dank, daß Sie mich das gelehrt haben. Ich hätte es eigentlich schon wissen sollen aus dem Worte: Dem Gerechten schenkt's der Herr im Schlafe.

Ich will mit wachen Augen schlafen. Ob mir dabei was geschenkt wird oder nicht, soll mir gleich sein.

Dankbarst der Ihrige
Pankrazius Graunzer,
weder Kulturhistoriker noch Freiersmann.

XX.

Herr Pankrazius Graunzer trinkt in München Bier, sieht sich Bilder an, fühlt sich wohl und berichtet über all dies seinem Freunde Posser in Nürnberg

„So du nach München kommst, Mann aus Berlin, ziehe deine Stiefel aus und wirf sie hinter dich, denn siehe, hier ist gelobtes Land.

Tu' von dir, was berlinisch ist, Mann und sorge dafür, daß deine Seele blau-weiß werde, das ist: fröhlich.

Du sollst nicht auf den Straßen rennen und deine Nachbarn anstoßen mit spitzigen Ellenbogen, sondern sollst fein behäbig deines Weges wandern und keine Eile haben.

Sollst auch nicht schnarren mit deiner Stimme und Quetschlaute lassen aus deinem Munde, wie die jungen Leutnants tun, die von der Garde sind, sondern sollst reden wie ein Mensch, und zwar nicht in der Fistel und nicht zu laut und nicht zu viel. Denn so du sprichst, kannst du nicht trinken.

Denn also spricht das Münchener Kindl: Mei Ruah mecht' i!"

Das Heil ist eingekehrt beim Augustiner, mi Possere! Kein Zweifel: das beste Bier trinkt man heuer im Augustinerkeller.

Ich würde das nicht mit solcher Bestimmtheit behaupten, wenn ich nicht die Meinung ganz Münchens auf meiner Seite hätte. In diesem Punkte darf man sich auf das Urteil der Menge verlassen. Besonders hier, wo in punkto Bier durch Generationen ein Urteil gezüchtet worden ist.

Dieses Bier ist wert, besungen zu werden. Es hat richtigen Schmelz. Nur die besten Verse Goethes lassen sich damit vergleichen. Es gibt keine bessere Synthese von Kraft und Geist, als sie der Augustiner-Bräumeister hier geleistet hat. Respekt!

Ich sitze jeden Abend im buschigen Augustinerkeller und unterhalte mich mit dem Maßkruge. Erschöpfendere Diskussionen sind nie abgehalten worden. Der Geschlagene bin aber immer ich. Wenn ich auch anfangs ein bißchen aufmucke, am Ende neige ich mich doch stets dem erleuchteteren Geiste, der aus Malz und Hopfen ist.

Es ist der Münchener Geist, der daraus spricht, der Geist der Lebfrische, der Sinnentüchtigkeit, der Geist, der hier sogar die Philister erträglich macht.

Aus diesen Maßkrügen kann man was lernen, und wenn ich

das nötige Geld dazu hätte, ich gründete Ferienkolonien für die Berliner und ließe einen jeden der wackeren Reichshauptstadtbürger, vom Tiergartenviertel bis zur äußersten Müllerstraße, einen Maßkrugkursus hier durchmachen. An Schneidigkeit und Schnoddrigkeit (ominöse Alliteration!) würden sie freilich einbüßen, aber sie würden an Liebenswürdigkeit und Lebenskunst zunehmen.

Lebenskunst — das ist's. Wie für alle Künste, so ist auch für sie eine gewisse innerliche Naivität, ein gewisses Naturburschentum, das aber recht wohl kultiviert sein kann, die Voraussetzung. Man muß sich vor allem seiner Natur nicht schämen. Man muß den Mut seiner selbst und die Lust an sich selber haben. „So bin ich; ich kann nicht anders; ich werde mir schon selber helfen! Amen!"

Lebenskünstler von diesem etwas groben Schrot und Korn findet man hier mehr als anderswo, und deshalb findet man hier mehr als anderswo Lebensfreude und Lebenskraft. Das ist der Grund, weshalb es den Fremden hier so wohl gefällt. Sogar die Durchschnittsreiseengländer bekommen hier etwas Menschenähnliches.

Dabei ist es doch nicht eigentlich das spezifisch deutsche Wesen, das einem hier so lippenrot entgegenlacht. Davon ist nur ein Teil hier zu finden. Es ist schon was Südlicheres hier lebendig, was Romanisches. Aber Romanentum ohne Gezappel, wie es andererseits Germanentum ohne zuviel innere Schwerfälligkeit ist. Eine gute Mischung.

Es ist ein wahres Glück, daß das die Hauptstadt der deutschen Kunst ist, — zum mindesten ist es sehr gut, daß Berlin das nicht ist. Es steckt hier sowohl an Natur wie an Kultur mehr als dort. Selbst Menzel, wie famos er auch ist, hat doch was preußisch Verkrüppeltes, während hier selbst der kleinste Pinselmann und das kleinste Pinselmädchen was Frisches, gerade Gewachsenes hat. Nur das Intime, die Kunst des Lauschens fehlt. Das ist mehr die Sache des Mitteldeutschen und des deutschen Nordrandländers.

Franz Stuck, das ist der Typus dieser münchnerischen, dieser romanisch-germanischen Kunst. Italienischer Geschmack und deutsche Tatzigkeit, Sinn fürs Dekorative, aber doch ab und an 'mal eine Prise von Idee, — nur Innerlichkeit sucht man vergebens, jenes Inwendige der Kunst, das ihr Tiefstes und Höchstes ist. Der viel deutschere Uhde hat das, dieser unmünchnerischste aller Münchner Künstler, dieser wunderbare Meister des Schlichten, der ohne Illuminationseffekte und ohne stilistische Ateliergymnastik groß ist, aber noch größer wäre, wenn ihn die sächsische Unruhigkeit nicht am Kragen hätte.

Ich komme ins Kunstgeschreibe und verleugne die gute Erziehung, die mir der Maßkrug im Augustinerkeller gegeben hat. Er wird mich heut' abend schön anfahren dafür, aber ich kann mir nicht helfen.

Ich will, wenn ich von Kunst rede, ja auch nicht nörgeln und will keine Proklamationen erlassen. Mir ist die Kunst nur Auslöserin von Empfindungen und Gedanken, wie es alles Gute, Kräftige ist. Ich erhebe nicht den Anspruch, daß meine Gedanken die richtigen, daß meine Empfindungen die allein wahren sind, aber ich finde, daß ich meinen Dank der Kunst gegenüber nicht besser zum Ausdruck bringen kann, als indem ich das von mir gebe, was sie in mir aufgedeckt hat. Ein sehr spärlicher Dank, — gewiß, aber ein armer Teufel hat bloß sein „Vergelt's Gott!" Und ein Schelm ist bekanntlich, wer mehr gibt, als er hat. Es gibt aber ziemlich viel solcher Schelme, zumal unter den Kunstschreibern.

Der Haupteindruck, den ich hier von der zeitgenössischen Kunst habe, ist der: es wird wieder 'mal was, „es regt sich was im Odenwald".

Die bildenden Künstler haben in außerordentlich kurzer Zeit einen außerordentlich weiten Weg zurückgelegt. Erstens haben sie die Kunst des persönlichen Sehens wieder gewonnen, dann die Kunst

des persönlichen Ausdrucks, und jetzt sind sie drauf und dran, unter die Dichter zu gehen, dorthin also, wohin jeder wirkliche Künstler gehört, der nicht bloß Fingerfex ist.

Und welch ein Reichtum in dieser Welt der neuen Kunst, — von Liebermann bis Klinger, von Uhde bis Böcklin ...

Freund, wär' ich ein Künstler, ich spräche heute mit dem alten Hutten: Die Geister werden wach, es ist eine Lust zu leben. Ja, ich spreche sogar so, obwohl ich kein Künstler bin. Ich armer, lahmer Schlachtenbummler auf der Walstatt der Kunst freue mich doch unbändig, wie lustig hier gefochten wird, und wie sich die Siegeszeichen türmen. Auch für uns Nichtkombattanten fällt vieles und Köstliches ab. Auch unser Leben gewinnt an Licht und verklärter Bedeutung durch das, was hier gewonnen wird. Auch wir werden, wenn auch nur anschauend, aus dem Alltag erhoben, denn uns erhebt die Mitfreude, daß Geschöpfe unserer Art imstande sind, noch einmal Leben, noch einmal Natur zu schaffen, ein neues Leben, eine neue Natur, diejenige, in der Menschen die Herrgötter sind.

Du siehst, ich bin nicht faul, mir überallher Material zu holen, aus dem ich mir ein Kapellchen der Lebensfreude bauen kann.

Dies aber sei Dir gesagt: eine Priesterin, die darin zu zelebrieren hätte, suche ich nicht mehr! Ich finde: es ist hübscher so, mit seinen Göttern alleine zu sein. Es heißt: Taceat mulier in ecclesia. Da es aber den Weibern schwer fällt, stille zu sein, lassen wir sie lieber draußen.

Grüß mir die Witib!

Ich bin Dein

Pankrazius.

XXI.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Handelt von idyllischen Plänen

Dießen, am Ammersee, im Rosenmond.

Lieber Peter!

München ist eine herrliche Stadt, aber es wird zu viel Kunstsimpelei dort getrieben. Das Kunstschaffen ist ein köstlich Ding, aber das Kunstschwatzen ist ein greulicher Unfug.

Schlimm ist es, wenn dieser Unfug von Künstlern begangen wird, schlimmer, wenn ihn die Philister treiben, am schlimmsten, wenn ihm Kunstgelehrte obliegen.

Denn, wie sagt doch schon der göttliche Sterne in Tristram Shandys drittem Teile? Dort steht im zwölften Kapitel also geschrieben: „Von allem Geschwätze, das in dieser geschwätzigen Welt geschwatzt wird, ist das Kennerkunstrichtergeschwätz das unausstehlichste." Sei mir gepriesen, Mann aus Clonmel!

Ich hatte das Unglück, mit einem besonders degoutanten Exemplar dieser Spezies hier in Berührung zu kommen, mit einem vom jungen Nachwuchs, daß Gott erbarm'! Ein langer, dürrer Kerl mit sauren Lippen und Augen wie aus ranzigem Öl. Sprach von nichts als von Kunst, aber in einem Tone, als beklagte er sich, daß es ihm vom Schicksal beschieden sei, über derlei Zeug zu reden.

Ich hätt' ihn immer an den Schultern packen, schütteln und ihm ins Gesicht schreien mögen: Mensch, warum handeln Sie nicht lieber mit Perleberger Glanzwichse, wenn Ihnen die Sache doch so schnuppe ist?

Thoma war ihm bäurisch, — und das sagte er wegwerfend. Uhde „machte ihm zu viel mit Empfindung", und „bei Böcklin muß man den Fabulisten vom Maler trennen".

Kein Bild, das er nicht beschleimte, kein Maler, den er nicht mit Vergleichen bekleckerte, — die ganze Kunst war ihm bloß eine Gelegenheit, um prätentiöse Fadheiten zu sagen. Nur kein Enthusiasmus! Nur keine Hingabe! Nur nicht das Land der Schönheit mit der Seele suchen!

Haupterfordernis für einen derartigen Kunstgelehrten ist, und daran kannst Du ihn erkennen: stets mit halb zugekniffenen Augen ein Bild betrachten und dabei die Mundwinkel fallen lassen. Nur die geübteren wagen dazu ein unausdeutbares „Hm".

Der meine war einer von den Vorgeschrittenen. Er operierte mit einem Riesenapparat von Atelierredensarten, — ich möchte ihn einen Maulmaler nennen.

Apage monstrum! Der Kerl hat mir die Lust an München vergällt, ich nahm meinen Rucksack und schob ab.

Nach dem Ammersee.

Du! Der ist schön! Schöner als der Starnberger, fand ich. Der ist schon ein bißchen Bassin geworden, „umkränzt von Villen". Ich danke für diesen Kranz.

Der Ammersee dagegen hat noch viel Natur. Item: es gefällt mir hier.

Ich habe mich in Dießen eingenistet. Vorerst im Kloster oben, das jetzt ein Gasthaus ist. Aber ich bin auf der Suche nach einem Bauernhaus, in dem ich wohnen könnte. Mich gelüstet's nach Idylle. Ich möchte 'mal ein bißchen Unkultur kosten, 'mal bloß naturbeschaulich leben, ohne Wollen, ohne Ziel.

Ob's geht?

Retournons a la nature, d. h. auf deutsch: sehen wir uns 'mal in uns selber um.

Dazu kommt man in der Kultur nicht. Die besteht aus lauter Verhältnissen und läßt keinen sich selber haben. Da wird man nur gehabt. Es ist eine ewige seelische Prostitution, und das Beste,

was die Kultur hervorbringt, die Kunst, ist aller Prostitutionen tragischste. Gottlob, daß ich kein Künstler bin. Es muß etwas Gräßliches sein, sich von aller Welt befingern und kennerhaft abtasten lassen zu müssen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie ich hier lebe? Ganz schäferlich. Wandre hin, wandre her und weide meine Schafe.

Ich bin Herr von einer großen Herde,
Und die ganze Welt ist meine Weide,
Meine Schafe weiden selbst im Himmel.

Es ist doch kein Kritiker in der Nähe? Wie würde der witzig den Bleistift spitzen, wenn er läse, daß ich meine Gedanken und Gefühle Schafe nenne.

Man wird so angenehm müde bei dieser Beschäftigung, so ruhig, so abwartend, so haßlos. Das Vegetieren ist die gesündeste Beschäftigung.

Nerven? Was ist das für ein Wort?

Ärger? Wo hab' ich doch dieses Substantivum 'mal gehört?

Die größte Aktualität sind mir jetzt Rosen.

Wunderbare gibt es davon hier.

Und dann das Bauernblumenzeug, das in den Gärten blüht. Welch eine Pracht!

„Bäurisch!" würde das wandelnde Pergament sagen. Fahr' ab, Greuel!

Du solltest einmal hier zu meinem Fenster hinausblicken können. Grün ringsum, aber in der Weite vorn der blaue See und drüber her der Himmel mit weißen Flaumwolken.

Auch die Menschen gefallen mir hier im ganzen. Es ist eine gute Mischung: Schwabbayern. Besonders gut gefällt mir die Sprache, dieses mit Schwäbischem durchsetzte Altbayrisch.

Beim Gingalawirt,
Beim Gangalawirt,
Da kehra d' Schwabe ei'
Und trinken 's Gläsle Branntewei'
Und schiewe 's Gläsle ei'.

Schwaben und Oberbayern stoßen hier hart aneinander, und es ist, obwohl sie eigentlich ineinandergeflossen sind, immer noch mancher Rest von früherer Gegnerschaft vorhanden, jetzt nur in Redensarten und leichten Spöttereien.

Man könnte fast versucht sein, „Studien" zu machen. Aber da sei Gott vor! Ich fang' mir nur hier und da ein alt Liedel ein und freu' mich d'rüber.

Was sagst Du zu diesem schwäbischen Schnapphahnlied:

I bin dei un dei,
Und du bischt mei un mei,
I geh ins Schtädtla nei
Und du in Tenna,
I schtiehl a Schtrimpfla mehr
Und du a Henna.

Ist das nicht wunderhübsch?

Solcher Lieder fliegen hier viele durch die Luft.

Weiß der Himmel, welcher Brandsohlenläufer sie einmal erfunden hat, aber wenn ich die Wahl hätte, wem ich den Kranz geben soll: ihm oder einem der reputierlichen Reimfriseure von heute, ich würde mich nicht lange besinnen.

Verliebt ist aber das Volk hier, — es ist zum Hinwerden! Ich würde Dir noch eine ganze Reihe von Liedern aufschreiben, wenn sie nicht ausschließlich von der Person eingegeben wären, die Fischart „Das federlinde Töchterlin" nennt.

Hans und Grete,
Grete und Hans,

Überall derselbe Tanz.
Immerfort derselbe Kreis.
Von Adam her im Paradeis
Zielt alles auf denselben Strich, —
Das Ding ist unabänderlich.

Dein
Pankraz.

XXII.

Heirn Pankrazius Graunzer parabelt es, und er erzählt seinem Tagebuche eine Hirtengeschichte

Ich bin Herr von einer großen Herde,
Und die ganze Welt ist meine Weide,
Meine Schafe weiden selbst im Himmel.

Ist da eins, ein Bock, ein schwarzer, großer,
Mit gewundenen Hörnern, zottelhaarig,
Seine Augen sind nicht liebenswürdig,
Und er rennt mit seinem dicken Schädel
Gern an jeden Baum und jede Mauer.

Dieser Bock nun, heute, da der Himmel
Voller Geigen hing und Schäfchenwolken,
Sprach zu mir: „Ich möchte oben weiden."

„Bitte!" sprach ich, „tu', was dir genehm ist,
Schwarzer Bock, doch sei nicht unmanierlich,
Wenn du oben etwa jenen Alten
Treffen solltest, den du gerne leugnest."

„Wen denn?" sprach der Bock. „Du wirst schon sehen,"
Sprach ich, und der Schwarze sagte „Mäh!" und
Hopste fort.

Nach einer langen Weile,
Während ich die weißen meiner Lämmer
Über grüne Wiesen trieb zum Klange

Meiner gelben Schilfrohrflöte, kam er
Wieder.

„Nun, mein sehr verehrter Schwarzer,
Was ist dir begegnet, oben, sage!?“

„Unerhört! Der Alte ist kein Märchen!
Leibhaft hab' ich ihn gesehn und selber
Zwiesprach' habe ich mit ihm gehalten.
Wundergütig ist er und gelassen,
Selbst mich schwarzen Bock, der ihn geleugnet,
Hat er väterlich und gut behandelt.
Nimmermehr, solang' ich meine Hörner,
Die gewundenen, trage auf dem Kopfe,
Kommt mir's wieder bei, daß ich ihn leugne.“

„Donnerwetter, Schwarzer meiner Seele,“
Sprach ich, „bist du etwa fromm geworden?
Einmal nur an Himmelsgänseblumen
Hat dein Maul gerupft, und apostatisch
Bist du schon? Das ist sehr schnell gegangen.
Alle meine weißen Lämmer werden
Sehr vergnügt sein, wenn sie das erfahren,
Und in Mäh-Chorälen werden laut sie
Preisen, daß ein Wunder sich ereignet.“

„Laß mir,“ sprach der Schwarze, „bitte, deine
Weißen Lämmer gütigst aus dem Spiele.
Ihretwegen bloß hab' ich bis heute
Ihn geleugnet, den in Mißkredit sie
Mit den vielen Mäh-Chorälen bringen.
Nein, ein Lämmerhirte ist der Alte
Nicht, obwohl er milde und gelassen.
Er ist größer. Oh, er ist gewaltig.
Schafe sind und Böcke seinem Auge
Gleich, er ist kein böser Stallverwalter,
Der dem einen Stroh gibt, jenem Hafer.
Liebe kennt er nicht und Haß nicht, alles
Lebende hat teil an ihm, in meinem

Schwarzen Auge ist er und im weißen
Wollhaar deiner mähvergnügten Lämmer."

„Weiter weißt du nichts mir zu berichten?
Dieser Pantheismus, gutes Böckchen,
Ist ein angejahrter Wein. Ich kenn' ihn."

„Nenn' es, wie du Lust hast, und datier' es
Meinetwegen bis zu Olims Zeiten,
Aber richtig ist es doch nicht minder.
Daß ich es erkannt, des bin ich fröhlich,
Und ich will von nun ab darnach leben,
Daß ich es erkannt."

Er hob die Hörner,
Straffte seine Beine noch um etwas
Steifer, als gewöhnlich, und stolzierte
Feierlich von dannen.

Lachen mußt' ich
Meines schwarzen Pantheisten. Selig
Mähten meine dicken weißen Lämmer.

XXIII.

Einige Stücke aus Herrn Pankrazius Graunzers Gerschle-Pepi-Buch. Man wird erfahren, was dies für ein Buch ist

25. Juni.

Gott verläßt keinen Junggesellen: ich habe mein Bauernhaus gefunden.

Hier sitze ich auf meiner Altane zwischen hellen Weinblattwänden und blicke über Wiese und Busch weg zum See.

Gesegnet seist du, o Gerschle-Pepi, die du zwar nicht schön bist

unter den Jungfrauen, aber du hast mir gegeben, was ich gesucht habe, und dafür preist dich meine Dankbarkeit. Dir zum Ruhme sei dies Buch genannt, in das ich meine einsamen Freuden eintragen will.

Ich fange an, zuzunehmen an jener Weisheit, die zugleich eine Kunst ist. Lebensweisheit: Lebenskunst.

Das ist die Weisheit, an Gott zu glauben, und die Kunst, sich wohl zu fühlen.

In ein Kompendium kann man sie nicht fassen, und auf Akademien läßt sie sich nicht lehren. Zu ihr wie zu allen Weisheiten und Künsten muß man Talent haben. Auch schenkt sie sich uns erst in einem gewissen Alter, denn sie liebt die Strudelköpfe nicht. Es ist Alte-Leut-Weisheit und Alte-Leut-Kunst. Drum machen sich die Jungen bös lustig über sie.

Ach, die armen jungen Schnäbel! Solange man noch küssen will, ist man dumm; die Weisheit wohnt nicht bei Frau Venus. Daher sind die Lyriker ihr Leibgesinde — nämlich der Frau Venus.

Man braucht übrigens deswegen kein Weiberfeind zu sein. Man muß nur das Weib nicht mehr wollen. Das ist das Kunststück.

Ich hab's bisher verkehrt angefangen. Ich hab' mich über das Volk geärgert und bin doch drauf angewiesen, mich mit ihm einzulassen. Das war die letzte Lockung. Sie wollten mich mit meiner Abneigung ködern, und ich hab' wirklich ein paarmal zugebissen.

Aber jetzt bin ich sicher. Ich hasse sie nicht mehr, also sind sie mir nicht mehr gefährlich.

Ein schönes Gefühl das, — es hat was von Frömmigkeit.

Du bist wieder eine Sünde los, Pankrazi!

* * *

26. Juni.

Wundervoll: ich bin jetzt so frei vom Weibe, daß ich sogar eine Freude an ihm haben kann.

Es ist also wahr: Frömmigkeit hat ihren Lohn.

Früher, wenn ich eine hübsche Larve sah, war mein nächster Gedanke: Hüte dich! Laß dich nicht fangen! Das bißchen Schönheit ist bloß der Speck für Mäuse, und dahinter lauert der Reinfall.

Und ich machte ein schief Gesicht, wie der † † † Kunstgelehrte vor einem schönen Bilde.

Wie anders jetzt! Sah ich da heute ein hübsches Kind im Vorübergehen da unten — richtig: ich kann das Haus von hier aus sehen, dort war's, hinter den Nußbäumen! — sah es und — freute mich! Sagte sogar Grüß Gott! Sie aber wurde rot und schoß ins Dunkel der Hausflur zurück.

Ein reizendes Ding! Augen wie, — ja, wie denn? Gleichviel: schöne Augen! Und Bewegungen wie eine Eidechse, so, so — kurzum: schöne Bewegungen!

Beinah' wär' ich umgekehrt, sie noch einmal zu sehen. Es war eine Art onkelhaftes Interesse. Aber ich ließ es doch bleiben.

Man muß seine Freiheit nicht mißbrauchen, und auch seine Frömmigkeit nicht.

* * *

27. Juni.

Die Kleine ist wirklich allerliebst. Ich habe sie durch Zufall wiedergesehen. Im Kloster oben.

Es war da so eine Art Tonleiterkletterübung von einem Gesangverein. Und während die wackeren Mannen baßgründig und tenorverwegen zum Himmel riefen:

„Heil dir, o König, Heil!
Heil, Heil, Heil, Heil, Heil, Heil!“

(mehr ist mir von dem Texte nicht geblieben), stand sie auf einmal schräg vor mir neben einem Fliederbusch.

Guter Himmel: wie reizend sah sie aus!

Ja, ja: Jugend!

Und irgendein Reim-Flügelbubchen mit rosaroten Hinterbäckchen ließ sich von der blühenden Akazie herab auf meine Schulter und skandierte mir ins Ohr:

Ein Mädel, gedrechselt fein wie ein Figürchen
Auf Rokokotischen galanter Marquisen . . .

Nun sag' mir aber eins: wie kommt so was Feines hierher?

Eine Städterin ist sie nicht. Gestern sah ich sie ja, wie sie mit der Wäsche hantierte.

Aber schon da fiel es mir auf, wie ihre ganze Art im Gegensatze war zu ihrer Hantierung.

Und wieder das Reimgottchen:

Prinzessin halb, halb Zofe,
Ein reizend Wunderchen . . .

Wenn ich sie nur einmal reden hören könnte. Das Schwäbeln muß . . . aber ich will schon wieder „allerliebst" schreiben.

Wenn ich jetzt nicht so gewiß wüßte, daß ich frei bin, würd' ich denken, ich wäre verliebt.

* * *

28. Juni.

Es regnet.

Wundervoll, dieses nasse Gespinst vom Himmel zur Erde. Man fühlt sich so sicher hinter dieser grauen Gardine.

Ganz leise rauscht sie, und in ihren Falten sind frische Gerüche. Es ist eine liebliche Musik zum Träumen.

Was steckt alles hinter dem Vorhange?

Du lieber Gott: ich kenne das Theater. Laß ihn unten, Meister vom Schnürboden, laß ihn unten! Ich will ihn nicht, den Krawall der Helden und das Liebesgegacker der Heroinen. Die Komödie ist mir fade geworden. Rüpelspiel und Tragödie, — sie wissen alle beide nichts weiter, als Hunger und Liebe.

Es wird zuviel gewollt hinter dem Vorhange. Als ob's nicht

genug wäre, da zu sein. Das Wollen muß man sich auskastrieren lassen. Das Wollen ist aller Laster Anfang.

Ah, wie ist es köstlich, mit allen Wünschen fertig zu sein!

Das kleine Mädchen da unten mit den braunen lustigen Augen, — was wäre sie mir jetzt für ein unbequemes Möbel, wenn ich sie wollte.

Ewig würde ich mich an ihr stoßen, es wäre ein Gezerre an ihr, ein unausgesetztes Unbehagen.

So aber genieß' ich sie wie einen schönen Vers, eine liebe Melodie, ein Stückchen Morgenhimmelbrand. All derlei lernt man erst genießen, wenn man die Jugend hinter sich hat, die im Grunde eine große Kinderkrankheit ist.

Merkwürdig ist es, wie mein lächerlicher Wunsch nach einem Sohne von mir abgefallen ist, wie eine morsche Rinde vom Stamme. Ich denke gar nicht mehr daran. Ich denke nicht einmal an Kiebitzhof.

Wenn das die gute Tante wüßte . . .

Herrgott! Vielleicht astralt sie hinter dem Regenvorhang und guckt mir zu, wie ich hier sitze und auf alle Nachkommenschaft pfeife.

Der Windstoß eben kam sicher von ihr.

Ich kenne dich, Tante! Möchtest mich ein bißchen ausschimpfen?

Wart', ich werde dich wegärgern.

Kannst du dich auf den „gräßlichen Scheerbart" erinnern? Auf den „Phantasten"? Auf den „Bureauvorstand des Verlags deutscher Phantasten"? Der aus dem Tee immer Grog machte und dann zu schwärmen anfing, daß du schriest: „Die Milch wird sauer! Die Milch wird sauer!"

Dieser Mann, Tante, den ich nicht umhin kann für einen Dichter zu halten, obwohl von seinen Phantasien nicht allein die Milch, sondern auch die deutsche Kritik sauer wird, dieser Mann hat mir

heute eine große Freude gemacht, indem er mir ein Gedicht (bleib' da, Tante!) geschickt hat.

Und das sollst du hören! Warum hast du mir das Blumenglas vorhin umgeworfen mit deinem Geblase.

Höre! Es heißt „Loscha" und lautet wie folgt:

„Weitab vom Gefilde der langweiligen, eklen, stumpfen Quarkgewalten rauscht ein dunkelgrünes großes Meer — das dunkelgrüne Meer des ewigen Vergessens.

Am Gestade dieses Meeres ragen wilde schroffe Gebirge hoch in den dunkelblauen Himmel hinauf.

Und am Fuße dieser Gebirge lagern weiße Paläste.

Die Paläste glänzen, denn sie sind aus weißem Milchglase gebaut; sie haben nur glatte Flächen an den Wänden und viele scharfe rechtwinklige Kanten — aber nur rechtwinklige Kanten — nicht andere.

Glatt und regelmäßig wie das Durcheinander von vielen großen Treppenstufen liegen die Paläste da — — — nur ein paar viereckige Türme mit Burgzinnen streben zwischen den Dachterrassen empor. Die Dachterrassen sind auch mit Burgzinnen gekrönt.

Abgeglättete Ruhe spiegelt sich in den weißen Palästen am Gestade der dunkelgrünen See, in der alles — alles vergessen wird . . .

— — —

Die Märchenengel schweben herbei . . . in langen weißen Gewändern — ein langer Zug.

Sie haben kleine Pauken in den Händen — und lange dünne Posaunen, alte Geigen und alte Flöten.

Und die Sonne geht auf — drüben im grünen Meer.

Eine silberne Sonne geht auf.

Silberne zierliche Wolken umkränzen die silberne Sonne.

Es sieht feierlich aus — der Himmel, die See und das Gestade.

— — —

Und Loscha, die stille Priesterin, sitzt jetzt hoch oben auf einem Turm.

Die blanken Burgzinnen glänzen und blenden.

Das dunkelgrüne Meer rauscht.

Aber unten zwischen den Palästen rauscht noch ein anderes Wasser — das strudelt und brandet und gurgelt so — denn es kommt vom Gebirge herunter — von den höchsten Bergspitzen strömt es hernieder ...

Und dieses Wasser ist dunkelrot, so rot wie das Blut wilder Tiere.

Das rote Wasser umspült die sämtlichen weißen Paläste.

Loscha sitzt hoch oben auf ihrem Turm, schaut die silberne Sonne nachdenklich an, fährt mit der Hand über die Stirn, steht auf — berührt einen runden silbernen Knopf, der aus dem weißen Milchglase der Burgzinne hervorragt, drückt ihn — und horcht ...

Da klingen in allen Palästen helle, feine Glocken durcheinander — wie tausend Spieluhren klingen die Glocken — wundersame lustige Lieder hallen in Glockentönen durch die weißen Paläste.

Loscha weckt die Tollköpfe — die Tollköpfe, die jetzt weitab vom Gefilde der langweiligen, ekeln, stumpfen Quarkgewalten ihr Leben verträumen —

Gierige, heiß und hastig aufstrebende Menschen sind's, die Loscha weckt — ihnen will sie zeigen, wie alle wilden, feurigen Wünsche — die blutroten Wasser — im Meere des Vergessens — spurlos versinken. Ob die Wünsche gut oder schlecht genannt werden, ganz gleich.

Dieses ewige Versinken schauen sich nun die trotzig begehrenden Menschen an — sie schauen sich das jeden Tag an — — —

Durch dieses Anschauen erzieht die stille Loscha die unbändigen Krallengeister zur Ruhe — zur ewigen Ruhe im Glanze der silbernen Sonne, die im dunkelblauen Himmel von hochgestiegenen Silberwolken umkränzt wie eine alte Weltuhr dahängt.

Alle die guten und bösen Tollköpfe, die's auf Erden gab und gibt, stehen nun auf den Dachterrassen der Milchglaspaläste, stehen da in ihren verschiedenen Trachten — in guten und schlechten Kleidern — mit freundlichen und mit verzerrten Zügen — stehen da und schauen in die roten Wasser und in die grünen Wasser.

Die Glocken klingen nicht mehr.

Aber die Pauken und Posaunen der Märchenengel tönen jetzt milde herüber — mit Geigen- und Flötenspiel.

Die Märchenengel fliegen langsam immer um die Paläste herum, so daß alle die heißblütigen Menschen, die da oben auf den Dachterrassen stehen und schauen — auch die feine Märchenmusik hören — die bald feierlich — bald lustig klingt . . .

Währenddem kommt Loschas Page zu seiner Herrin und meldet einen Menschen, der ganz besonders wild aussieht, einen schäbigen Rock trägt und Loscha durchaus und durchum zu sprechen wünscht.

Longulano heißt der Fremde.

Loscha, die stille Priesterin, hat nichts dagegen, daß der Fremde näher kommt.

Sie empfängt ihn hoch oben auf ihrem Turm.

Longulano stürzt der Loscha zu Füßen und küßt ihr die Hand.

Sie entzieht ihm ihre Hand.

Er aber begehrt die Loscha, die stille Priesterin, zum Weibe — ungestüm — rauh — sehnsüchtig.

Sie soll kommen mit ihm in die Welt.

Sie soll mit ihm zusammen alle Menschen in der Welt glücklich machen — alle Menschen — alle Menschen.

Doch Loscha lacht den Schwärmer aus.

Sie sagt:

‚Du bist nicht der erste, bist auch nicht der letzte, der mich zum Weibe begehrt. Doch ich werde weder dem ersten noch dem letzten noch einem andern die Hand zum Ehebunde reichen. Ich bleibe

hier hoch oben auf meinem Turm. Ich bin ans Geliebtwerden schon gewöhnt. Komm'! setz' dich still hier neben mich auf meine weiße Bank. Du sollst nicht traurig von dannen gehen.'

Longulano gehorcht.

Loscha fährt fort:

,Sieh, auch der Wunsch, mich als Eh'frau heimzuführen, strudelt dort unten mitten unter den anderen heißen Wünschen ganz gemütlich weiter. Er wird auch wie die andern gleich ins grüne Meer stürzen und dort spurlos versinken. Du willst, daß ich mit dir zusammen alle Menschen auf der Erde glücklich machen soll — aber ist das nicht auch bloß ein Wunsch, der im roten Strudelwasser dahinbraust? Du willst die Menschen glücklich machen? Mußt nicht so viel wollen — du weißt ja gar nicht, ob die Menschen auch glücklich werden möchten. Die meisten Menschen wissen gewöhnlich gar nicht, wann sie glücklich und wann sie unglücklich sind. Wenn sie aber letzteres zu sein glauben, dann können sie ja stets hierher kommen und von meiner Dachterrasse aus niederschauen in die roten Fluten, in denen auch die heißen Wünsche der Unglücklichen weiterströmen — dem Meere des ewigen Vergessens entgegen — — immerfort. Unaufhaltsam strudelt's da unten — sieh nur, wie schnell die roten Wasser an den weißen Palästen vorüberschäumen —. Longulano, willst du nun noch, daß ich Ja und Amen zu deinem so vergänglichen Wünschen sage?'

Longulano erwiderte:

,Du scheinst nur Freude am Neinsagen zu haben.'

Loscha, die stille Priesterin, nickt und meint:

,Ja — Neinsagen zu allem und sitzen bleiben, wo man gerade sitzt — das scheint mir das beste zu sein — — so geht's, wenn man alt wird. Sieh! Und hier kann man bei Märchenklang ohne Ärger sehen, wie auch das Wildeste, und wie auch das Größte in uns spurlos vergeht — spurlos!'

Da ruft Longulano:

‚Loscha, du bist alt und faul!‘

Und er stürmt rasch davon.

Und er verschwindet unten in der Menge, die jetzt, da die silberne Sonne untergeht, auch wieder verschwindet; die Tatmenschen tauchen nieder durch große Luken — versinken da — spurlos — so wie die heißen roten Wünsche spurlos im grünen Meere versinken.

Die stille Loscha ist wieder allein, wird nicht mehr von Longulano gestört.

Longulano hat draußen in der Welt schon wieder andere Wünsche.

Die roten Wasser aber stürzen unaufhörlich ins grüne Meer und kümmern sich nicht darum, ob die Menschen und Geister alt sind oder jung, faul oder fleißig, gut und schlecht . . .

Loscha sitzt ruhig hoch oben auf ihrem Turm, den die blutroten Strudel wildschäumend umrauschen.“

* * *

Ein Donnerschlag.

Wie meinst du, Tante? Die Milch wird sauer?

Aber recht hat sie doch, die gute Loscha. Nur glaub' ich nicht recht an dieses milchgläserne Mädchen, denn der Weiber Art ist es gar nicht, resigniert auf einem Turm zu sitzen und stürmische Longulanos abzuweisen.

Die Kleine da unten sieht sicherlich nicht danach aus. Donnerwetter, was hat sie mir gestern für ein paar braune Blicke zuspediert!

Bescher' ihr Gott einen rechtschaffenen Longulano!

Ich denke: das ist onkelhaft und würdig gesprochen.

* * *

29. Juni.

Sie hat eine Tante, und diese Tante ist dick. Sie hat einen Bruder, und das ist ein ungeschlachter Patron. Sie hat eine jüngere Schwester, und die ist passabel. Ihr Name aber ist sehr hübsch und lautet Brigitte.

Von wem ich das weiß? Von ihr weiß ich es.

Ich habe nämlich mit ihr gesprochen.

Mein Gott, ich bin ein älterer Herr ...

Es kam aber so: Im Kloster war Schützenball, und ich sah nicht ein, warum ich nicht einem Schützenball in einem Kloster beiwohnen sollte. Es hat das unleugbar was Merkwürdiges. In dem Saal, in dem er abgehalten wurde, haben die Väter Benediktiner ehemals ihr Coenaculum gehabt. Es ist ein schöner, heller Raum mit großen, hohen Fenstern, die auf den wundervollen Klostergarten hinausgehen. Ein italienisches Gemälde aus der Raffaelzeit, ganz angeschwärzt von Tabaksqualm, hängt dort. Es stellt die Fußwaschung dar, und Jesus Christus ist so pompös angezogen, daß man meinen möchte, sein irdischer Vater sei nicht ein Zimmermann gewesen zu Galiläa, sondern ein Zollpächter in Jerusalem. Die mächtigen Wirtstische, auf denen derbe Bauern- und Ackerbürgerfäuste emsig mit Maßkruglupf und anderen nicht eben heiligen Dingen beschäftigt sind, sind noch dieselben, von denen die Chorherren gespeist haben.

Also da ein Schützenball. Ein bißchen zu pseudohonoratiorenhaft, um wirklich lustig zu sein. Aber die kleine Braune, die hatte, was den andern fehlte: Natur und Grazie.

Schon wie sie hereinkam, verselte es mich:

Wie sieht das Mädchen reizend aus
Am großen Tantenbusen.

Die Tante aber verführte mich zu dem gewagten Bilde einer schwitzenden Eule.

In des Mädels Nähe machte sich ein Jüngling mit verliebten Gebärden und bachstelzenschwippigen Bewegungen bemerkbar, der als Hauptzierde einen überaus wohlgerundeten Popo in knapp anliegender Umhosung förmlich kokett zur Schau trug. Der Herr Apothekerlehrling, wenn ich bitten darf!

Auch die Literatur des Ortes war vertreten: der Buchbindermeister und Redakteur des Lokalblattes, ein sehr schüchterner junger Mann, der beständig an seinem Halskragen rückte, als hege er die Sehnsucht, ihn mit der Schlipsseite auf den Nacken zu placieren, und ein Rahmkäsegesicht hatte, — womit ich ihm nicht zu nahe treten will. Ich wüßte aber nicht, wie ich seinen Teint besser kennzeichnen sollte.

Dann waren noch eine Anzahl höchst absonderlich häßlicher Leute da, wie ich mit physiognomischem Interesse bemerkte, häßliche Gesichter mit vertauschten Geschlechtern, vor denen man sich die Frage stellte: Sahst du je ein so häßliches Frauenzimmer wie dieses Mannsbild, eine so wüste Mannsperson wie diese ausgerutschte Weiblichkeit?

Aber ich stellte diese Fragen ohne Bosheit. Es wäre schnöde von mir, wollte ich boshaft sein. Ich fühlte mich ja so wohl auf diesem Schützenball.

Ich habe sogar getanzt.

Was? Jawohl: mit Brigitten!

Aber richtiger wäre zu sagen, sie hat mit mir getanzt. Ich wurde gewissermaßen getanzt.

Und, merkwürdig, es machte mir Vergnügen. O himmlische Ki-Katharina, wie mein Pennaltanzlehrer zu seufzen pflegte, wenn ich den Walzer verpolkate. Ihre achtzehn Jahre schwangen meine vierzig in dem alten Coenaculo herum, daß es eine Lust war, und mein verehrter Leichnam fragte meine Seele: Werden wir schon vom Teufel geholt? O du törichter Leichnam, wann wirst du Himmel und Hölle unterscheiden lernen?

Bei der Gelegenheit erfuhr ich ihren Namen und das übrige. Das Schwäbeln steht ihr wirklich gut zu Munde. Wenn sich's nur wiedergeben ließe.

Eine Frische geht von dem Dinge aus! Ich habe derlei noch nicht erlebt.

Ein weibliches Wesen, das ganz und gar Natur ist, — Wunder! Unnatürlich scheint mir an ihr nur, daß sie Spaß daran findet, sich mit einem angegrieselten Doktor der Philosophie abzugeben, wie ich bin, einem Menschen, der zum Tanzen nicht viel mehr Geschick hat, als ein Sack voll Mehl, und der wahrhaftig in puncto Schnäbeln von jedem, auch dem melancholischsten, Kettenhunde übertroffen wird. Der Apothekerlehrling und der Buchbinder sind ja gewiß keine Adonisse, wenn sie's auch sicherlich glauben, aber im Vergleich mit mir sind sie einer achtzehnjährigen Brigitte gegenüber doch Potenzen, sollt' ich meinen.

Es muß das Onkelhafte sein, das mir so gut steht.

XXIV.

Herr Pankrazius Graunzer sitzt zwischen zwei wiesigen Hügeln am Bach und konfrontiert sich. Ein hochnotpeinliches Kapitel aus dem Gerschle-Pepi-Buch

Es rumort was in mir. Es ist irgendwo was nicht richtig.

Ich habe nicht mehr völlig die Ruhe des Onkeltums.

Es wäre Unsinn, es zu leugnen.

Wenn überhaupt noch Rettung möglich ist, so nur dadurch, daß ich klar erkenne und handle, d. h. ausreiße, ganz schnell, auf der Stelle, weit weg.

Köstlich!

Ich! Ich! Der Pankrazius! Ich!
Und das ganze Monstrum ist neunzehn Jahre!
Mehr als noch einmal so alt bin ich, — ich, der Pankrazius.
Es ist zum Lachen, — aber mit schiefem Maule.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe versucht, sie grob anzufahren und mich so zu benehmen, daß sie mir vielleicht a Watsch'n geben würde.

Fiel ihr gar nicht ein. Ausgelacht hat sie mich.

Und so herrlich sah sie dabei aus, daß ich sie am Kopf genommen und zweimal abgeküßt habe, daß es eine Lust gewesen wäre, wenn ich nicht der Pankrazius wäre ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, um Gottes willen, was ist denn das eigentlich? Ich bin doch kein Primaner?

Da ist dieses verfluchte Wort: Johannistrieb.

Nein, meine Teuern, ich danke. Im Johanni gibt's Hirschkäfer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn ich nur wüßte, genau, woran ich bin.
Kurz gesagt: Ist's der Onkel oder der Adam?
Na, und wenn's der Adam wäre?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tja ... „Was kannscht da mach'n?!" würde Brigitte sagen, diese ausgezeichnete Philosophin.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich hab' mich mit meinem Gerschle-Pepi-Buch hinausgemacht an den Krebsenbach und mir vorgenommen, diesem Unsinn mit dem Bleistift auf den Leib zu rücken und mir zu beweisen, daß ich der aschgraueste alte Esel bin, den der Mond noch je versilbert hat. Aber ich komme, so gut mein Wille auch ist, nicht dazu.

Das erste war — ich hatte mich kaum niedergesetzt — daß ich losreimte:

Zwischen zwei wiesigen Hügeln am Bach
Sitz' ich und sinne dem Leben nach.

Dieser Blödsinn ist eigentlich schon Beweises genug. Es ist geradezu unverschämt:

Sitz' ich und sinne dem Leben nach . . .!

Unglaublich! Bloß, weil sich „nach" so ungefähr, wenn auch falsch, auf „Bach" reimt, lüge ich lustig darauf los und werfe den Mantel des Philosophen um mich.

„dem Leben nach"!

Ich will mir diese Schwindelhaftigkeit denn doch austreiben!—:

Wem sinnst du nach?!

Einer kleinen dummen Gans sinnst du nach!

Was sinnst du ihr nach?

Daß du sie haben möchtest, sinnst du ihr nach!

Weshalb sinnst du ihr das nach?

Weil du ein alter Esel bist, sinnst du ihr das nach.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber es wird nicht besser, wenn ich mich angrobse.

Vielleicht ist es besser, milde mit mir ins Gericht zu gehen. Irgend etwas wie mildernde Umstände muß es doch geben!

Gewiß, es ist die Nachwirkung der unglücklichen Freierfahrtsidee. Sie hat sich bloß aus dem Bewußten ins Unbewußte umgesetzt. Erst hatte ich sie, jetzt hat sie mich.

„Was kannscht da machen."

Das Richtigste wäre, die Idee selbst endlich mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Du lieber Gott! Womit rottet man Ideen aus? Wieder mit Ideen!

Wenn aber eine Idee ein Trieb ist?

Herrgott: wenn diese Idee ein Trieb wäre?

Wieder das verfluchte Wort Johannistrieb.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Riet mir nicht die Witib, ich sollte mich in ein junges Mädel verlieben?

Wenn ich nicht so verdammt kultiviert wäre, — jetzt glaubte ich, die Witib hat mich verhext.

Soviel ist ohne weiteres sicher: sie hat mir diese Neigung zu jungem Gemüse suggestiv beigebracht. Das Volk nennt das: jemandem einen Floh ins Ohr setzen.

Ein ganz infamer Floh!

Wie singen die lustigen Gesellen in Auerbachs Keller?

Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht.

Na, also? Knicke doch, Graunzer!

Es geht nicht.

Ich kann mir nicht helfen: das Mäd'l hat mich am Bänd'l.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was tu ich jetzt jeden Abend?

Ich geh' ins Marionettentheater.

Was tu ich am Tag?

Ich spiele selber Marionettentheater, ich Pankrazius, ich, und bin das dümmste Kasperle, das je die Beine schlenkerte und schrie:

O Ah—de—leh!
O Mah—de—leh!

Es wäre zum Maulschellen, wenn das Mädel nicht gar so reizend, nicht gar so . . . Genug!

Ich klappe mein Buch zu.

Auch zwischen zwei wiesigen Hügeln am Bach komme ich nicht weiter.

Lassen wir's halt gehen, wie's geht.

„Was kannscht da mach'n," sagt's Brigittele.

XXV.

Noch ein Kapitel aus dem Gerschle-Pepi-Buch. Es scheint danach, daß Herr Pankrazius Graunzer an Phantasmagorien leidet

Pritsch! Pratsch!
Kralewatsch!

Jetzt mag i nimmer g'scheit sein! Hol' der Teifi die G'scheitheit! Wie? Hab' ich nicht links ein rotes Hosenbein und rechts ein gelbes? Und hat meine Weste nicht vorn eine blaue Schnebbe, die glöckelt?

Und meine Gogelhaube! Wenn die nicht siebenhundert Farben hat und drei, will ich Pankrazius heißen, wie jener Graunzer, den ich früher 'mal gekannt habe, ich, Kaschperle, Kapaschperle!

Hui, wie ich schön steif gehen kann und mit den Beinen säbeln und mit den Armen dreschflegeln und dabei die Nase, die feuerrote, zum Fenster gerichtet, zum Fenster, aus dem das Bändel hängt, an dem ich hänge.

Pritsch! Pratsch!
Kralewatsch!

Sie zieht, und ich laufe. Wo ich auch bin, — zuck! Und es geht los, steifbeinig und beharrlich. Die Arme sausen, und die Nase glüht.

O Ah—de—leh!
O Mah—de—leh!

Hup! Da steht sie neben mir.

Oh! Oh! Oh!

Oh, ich armes Kasperl, ich vierzigjähriges.

Ich halt' ja deinen Blick nicht aus, Madel, deinen jungen, klaren Blick, ich alter bunter Esel ich, ich Narr, ich — Graunzer.

Da lacht sie, und mir ist, als fielen Blumen, helle, rote Blumen von ihren Augen mir zu Füßen, und ich möchte mich bücken und sie aufnehmen und mir an die Narrenjacke stecken.

Sie aber wehrt mir's, und — gerechter Gott! — gibt mir einen Kuß und legt ihren Kopf auf meine Schulter und sagt: „Schau doch, alt's Kasperle, in mein junges Herz, schau doch, wie's da pumpert und krawoit und glücklich ist, glücklich zu dir, du alt's Kasperle, du lieb's!"

Herr-, Herr-, Herr-Gott! Ist das nicht zum Närrischwerden?

Ruck! Sie ist weg.

Und es ist Abend. Ich hänge fest am Bändel und folge ihr, die gelassen vor mir hergeht. Kein Mensch ist in der kleinen Straße. Der Mond sieht grün aus. Der Himmel ist halb hell. Die Rosen riechen so stark. Sie geht ganz langsam und ruckt nur manchmal, daß mir die Beine fliegen.

Vorn oben am Ende der Gasse glüht's rot herunter vom Licht am Muttergottesbilde ihres Hauses. So ruhig rot, so gütig rot, so muttergütig, mutterblutgütig rot. Mir wird schier ängstlich.

Ist denn niemand mit einer Schere da, daß er mich losschnitte von diesem Bändel, an dem ich hänge?

Barmherziger Gott, sie hat sich umgedreht und mich bei der Hand genommen. Und sieht mich groß und selbstvergessen an.

Wa ... wa ... was? Ich möchte in die Knie sinken vor ihr und ihr die Füße küssen, aber da ist etwas Inwendiges, was Spitziges, Entgegengesetztes, Scharfes in mir, und ich ziehe die Hand zurück, sehe das Mädel kalt an, drehe mich um und gehe fort, — nicht mehr Kasperle, nicht mehr am Bändel, sondern frei und onkelhaft, der freien Künste Doktor Pankrazius Graunzer.

XXVI.

Ein Brief des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle. Unnötig zu sagen, wovon er handelt

Lieber Peter!

Das hättest Du Dir auch nicht träumen lassen, daß Du Dich noch einmal würdest bemühen müssen, mich vom Weibe loszumachen, Du Prediger in der Wüste.

Zeichen und Wunder, mein Guter! Ich verüble es Dir aber nicht, daß Du mir rätst, sotanen Wundern nicht zu trauen. Jedennoch: ich erlebe sie eben, sie werden mir tägliches Ereignis.

Kein Zweifel: der neunzehnjährige reizende Balg mit den hurtigen Augen liebt mich, mich, den vierzigjährigen Haufen Sauerampfer.

Und ich?

Ja, lieber Peter, ich wünschte wohl, ich könnte Dir sagen, was ich fühle.

Sonderbar ist's. Vor allem dies: mir ist fortwährend gehoben zumute.

Das mußt Du Dir nun aber nicht sehr angenehm vorstellen. Es hat vielmehr was Schwindliges, und es wird einem schwach dabei um die Beine.

Aber trotzdem: es ist schön. Ja, kitzlig schön. Ich komme mir vor wie eine frischgefüllte elektrische Batterie, und ich bilde mir ein, zu allem fähig zu sein.

So geht der Held zur Schlacht, gespannt sind seine Waden.
Es schlotterbebt der Feind! mög' ihm der Herr genaden!

Wen aber will ich massakrieren?

Mich, mit Verlaub. Mich, d. h. diesen alten Griesebart und

Griesegram, diesen Schmollenden und Grollenden, der Welt und Weibern Übelwollenden.

Diesen alten Pankrazium, der zuviel gesessen und gegrübelt hat, nehme ich bei den Ohren, häng' ihm alle die dicken Schmöker an den Hals, mit denen er so viele Jahre lang den lieben Gott um seine Vaterfreuden und sich um den Frühling betrogen hat, und werf' ihn in den See, wo er am tiefsten ist. Und dafür zieh' ich den neuen, von Brigitten ausgeblümten Pankrazius an, der etwa fünfundzwanzig Jahre alt, von freundlicher Sinnesart und sanguinischem Temperamente ist.

Zeichen und Wunder, mein Alter, Zeichen und Wunder!

Aber ernsthaft: das kleine Mädchen häutet mich. Du glaubst gar nicht, was sie alles kann.

D. h., eigentlich kann sie bloß eins: unendlich lieb und unendlich natürlich sein. Damit bringt sie alle Kunststücke fertig.

Es gibt viel Gescheitere als sie, vor allem solche, die viel mehr gelernt haben, — sie aber hat die große Gabe des verstehenden Instinktes, ja sie hat selbst das, was ich das Genie des Herzens nennen möchte, diese wunderbare Fähigkeit, mit dem Gefühl aller Wahrheit nahe zu kommen.

Sie spricht und schreibt ungrammatisch und unorthographisch, aber in allem, was sie spricht und schreibt, ist eine innerliche Geradheit und Tiefe, die mich beglückt.

Kurz formuliert kann man sagen: sie ist eine unverbildete, aber begabte Natur.

Darum ist nichts Mißwachsenes, nichts Verkrüppeltes, nichts Saftstockiges an ihr. Darum hat sie etwas blühend Ruhiges, blühend Unbefangenes.

Wie kommt sie in diese Umgebung? Sie mit ihrem feinen Gefühl, ihrem zarten Takt, ihrer hellen Heiterkeit, ihren leichten Bewegungen, ihrer geraden Schlichtheit, ihrer herzlichen Wärme?

Es ist ein Wunder, glaubet nur! Es ist dasselbe Wunder, wie wenn unter einer Schar höchst gewöhnlicher Buben und Mädchen ein Genie ist.

Der Teufel mag wissen, welcher Urahn in Brigitte lebendig geworden ist.

Ich bilde mir ein, daß romanisches Blut in ihr ist. Diese Gegend hat jahrhundertelang römische Okkupation gehabt. Der Ort selbst wird auf die Römer zurückgeführt.

Im Grunde ist sie aber doch ein Schwabenmädel, ein deutscher Schatz.

Nein, Du: was sie für Augen hat. Augen wie das deutsche Volkslied, – sag' aber den Vergleich nicht weiter. Ihr Vater, der leider tot ist (dafür lebt die Mutter um so merkbarer), hat sie nicht mit Unrecht Gugeline genannt.

Außerdem führt sie in ihren Kreisen noch die folgenden, Dir mysteriösen, mir aber ganz verständlichen Namen:

Krawaunerle
Wolkenschieberle
Schnabberle
Krautiwautinußzwack.

In diesen Spitznamen haben die Leute nur den Teil von Brigittes Wesen niedergelegt, der ihnen am verwandtesten und sympathischsten ist: das Drollige, Koboldhafte.

Aber das ist nur ein Teil. Der andere Teil läßt sich mit Spitznamen nicht ausdrücken.

Ich lasse Brigitte mit allen Seiten ihres Wesens auf mich wirken — ich habe auch für alle Namen. Aber die wend' ich nur im direkten Verkehr mit dem lieben Wunder an. Wir haben schon so eine Art Geheimsprache miteinander.

Wenn ich ein Sekundaner wäre, ich könnte nicht mutwilliger sein.

So steckt die Jugend an.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe Dir aber, glaube ich, noch gar nicht erzählt, wie ich sie kennen gelernt habe. Das kommt davon, weil es mir mit einem Male ist, als kennt' ich sie schon jahrelang.

Es war aber so (natürlich in Kürze erzählt, denn, ließ' ich mich in einzelnes ein, würde ein Buch daraus — womöglich ein Buch in Versen): ich habe mich, wenn ich's recht überlege, sofort in sie verliebt (das schreib' ich nun so hin!), wie ich sie zum ersten Male gesehen habe. Und sie tat desgleichen.

Punktum.

Eine sehr kurze Geschichte — was?

Und Du möchtest mehr wissen.

Nun ja: sie stand im Hausflur und hatte ein Stück Wäsche in der Hand — ein Unterröcklein, ein weißes, wenn Du es wissen willst, eine echte Pfingstfahne, und sie kam just aus dem schattigen Flur hervor in die helle Sonne, die vor der Tür lag, wie ich durch diese Sonne ging, die Hände auf dem Rücken, den Strohhut in der Stirn. Erstaunt blieb sie stehn und sah mich an, und ich hob meinen Kopf und sah zwei braune Augen, aus denen es wie in alten Volksliedweisen sprach, vertraut, lieb, ruhig und voll Sehnsucht.

Groß sah sie mich an. Erstaunt.

Dann lachte sie, wurde rot, flammig rot, und rannte in den Schatten zurück.

Ich aber ging in einer seltsamen Betroffenheit fort.

Damals wußte ich nicht, daß ich mich in diesem Augenblick verliebt hatte. Ich, und so was ahnen! Ich, der große, standhafte Graunzer. Ich hüllte mich in eine Art seelischen Schlafrock, in die Onkelhaftigkeit, und bildete mir ein, daß ich jenseits von Mann und Weib in diese braunen Sonnen, die das Mädel im Kopf hat,

gesehen hätte. „Ja, — Schnecken!" Wie das Brigisteslein (auch einer ihrer Spitznamen) sagen würde.

Jetzt weiß ich's besser. Es hat sich ausgeonkelt.

Gut. Es ist eigentlich nichts Verwunderliches daran, daß ich mich verliebt habe . . .

Holla! Sind wir schon so weit? Ich wundere mich schon nicht mehr über mich?

> Groß sind deine Wunder, o Eros, groß und
> Unbegreiflich.

Doch ich wollte damit sagen: verwunderlich ist nur, daß auch sie . . .

Aber Du willst Tatsachen.

Also: ich saß nun an der Peripherie der Spinnwebe, halb frei, halb gefangen, und wie die dicken Fliegen tun, protzig halb, halb widerwillig, promenierte ich den äußersten Faden entlang zu wiederholten Malen um das Netz herum, nicht merkend, daß der Weg spiralisch zum Mittelpunkt führt. Ohne Bild gesprochen: ich ging öfter, als direkt vonnöten war, an ihrem Haus vorbei. Um mir für dieses Gebaren Genugtuung vor mir selber zu verschaffen, hielt ich mir in meinem Gerschle-Pepi-Buche herzliche Onkelreden.

Dieses Gerschle-Pepi-Buch, — auch ein menschliches Dokument. Man könnte ein Bild dazu machen: Amor auf Graunzern schießend. Aber der Kerl mit der Binde vor den Augen ist hier Pankrazius.

Dann gab es der Zufall, daß ich sie einmal auf einem Tanze sprach — und siehe, nun saß ich längst schon nicht mehr an der Peripherie des Netzes. Denn nun kam der Besuch im Hause.

Du lieber Gott!

Verstehst Du den Seufzer?

Dieses Haus! Diese Familie!

Ein gräßliches Gemengsel aus den verschiedensten Unkulturen.

Zuerst eine halb dämonische Alte: die Mutter. Dann eine kleine verfettete und verdollarte Amerikanerin: die Schwägerin. Dann ein teils roher, teils perfider Bursche: der Mann dieser Yankeese, der Bruder. Schließlich eine jüngere Schwester — ganz nett, aber gewöhnlich.

Und in dieser Umgebung das Mädel.

Sonderbar, nicht wahr? Die brave Vererbungstheorie, so plausibel sie ist, scheint ganz so einfach, wie sie von fingerfertigen Problemdramatikern behandelt wird, doch nicht zu sein. Auch hier beliebt Madame Natur gewisse Schliche, hinter die die Vielzufixen noch nicht gekommen sind.

Vielleicht zerbrech' ich mir später 'mal den Kopf darüber, wenn ich mehr Einblick in die Familiengeschichte habe.

Einstweilen nehm' ich die Dinge, wie sie liegen, und freue mich des Guten in ihnen.

Mit anderen Worten: ich bin häufiger Gast in dem kleinen grünen Hause unten am See und sitze recht oft und still in meinem Gotte (merkst Du was, alter Psychologe?) mit Brigitten auf der weißen Gartenbank vor der Türe.

Am Tag freut uns die Sonne,
Daß sie so golden blinkt,
Und nächten ist der Mond uns lieb,
Der in den See versinkt.

Es ist um uns ein Wesen,
Das uns verschwiegen macht,
In uns ist Mond- und Sonnenschein
Und aller Sterne Pracht.

Es scheint, man kann so was nur in Versen sagen — noch besser nur in Tönen.

Aber Du willst Tatsachen. Also: bei sotanen Besuchen, bei ge-

meinschaftlichen Ausgängen (mit der gräflichen Familie und ohne sie) sind wir uns nahe genug gekommen, daß ich wirklich sagen kann: wir haben uns.

Nun müssen wir uns aber auch kriegen.

Und das ist nicht so einfach.

Ja, wenn es bloß auf das Brigisteslein ankäme.

Aber . . . es gibt Mütter.

Ich fürchte, ich fürchte: es wird noch allerlei Kämpfe geben, fatale Kämpfe.

Die Mutter nämlich . . .

Aber nein! Was soll ich mir den Brief vergällen! Wir werden's schon machen, die Kleine und ich. Hat sie das Wunder fertig gekriegt, sich in mich zu verlieben, wird sie auch das andere vermögen und die Alte überzeugen, daß ich einer bin, mit dem man's wagen kann — obwohl ich aus Berlin bin und nicht in die Beichte gehe. Die Yankeese geht auch nicht in die Beichte.

Den Teufel auch! Ich habe vierzig Jahre lang warten müssen, bis sich Frau Venus auf mich besonnen hat — nun will ich mich 'mal erst ein bißchen in ihrer Sonne dehnen und nicht gleich den großen Sorgenkarren ziehn. Die Kleine soll alles vorbereiten, die Kleine mit den flinken Augen, dem flinken Munde und dem flinken Herzen. Hat sie das Feld klar gemacht, dann komm' ich, der Kanonier von Schmausenbuck, aber diesmal, bei der heiligen Barbara, der Artullerey Patronin, vermess' ich mich zu schwören: diesmal lass' ich mich nicht vom Plane hauen, auch nicht von einer widerwilligen Schwiegermutter.

Ich krieg' ordentlich Courage, Mann! Bin ich nicht jung geworden? Bin ich nicht ein Kerl, den ein junges Mädel liebt? Ein Kerl, der fensterlt? Fensterlt, wie ein Bauernbursch in Kniehosen, sag' ich Dir! Ein Kerl, der Küsse gibt und nimmt, der einen jungen, heißen, lieben, schmiegebangen Leib an sich preßt, und zu dem die

zwei schönsten Augen der Welt sagen: ich vertraue auf dich, du wirst's wohl machen!

Oh! Eine ganze Leibgarde des Teufels, bestehend aus lauter dämonischen alten Weibern, will ich zum Frühstück mit aufessen, und ich tanze, wenn's sein muß, mit des Teufels Großmutter selber Cancan, so lange, bis sie am Boden liegt und nimmer schnaufen kann.

So stehen die Sachen.

* * *

Ich wollte aber, Du könntest mich jetzt 'mal sehen, wenn ich mit den beiden Mädeln ausziehe und, etwa nach St. Alban, spaziere.

An der einen Hand Brigitten,
An der andern Hand Babetten
Schreit' ich wie in Rosenketten
Liebespfingstochsfeierlich.

Wenn Du aber gar sähest, wie ich mit Brigitte allein gehe — Du würdest Dich auf Deine große Präzeptorenstirn klopfen und sagen: Das der Graunzer? Graunzer, der Misogyn? Graunzer, der Würdebär?

Denn, siehst Du, alter Peter: Wenn ein junger Mann mit einem jungen Mädchen, das er liebt, und das hinwiederum ihn liebt, spazieren geht, so macht er nicht ein Gesicht wie ein Pintscher, der spanische Fliegen gefressen hat, und er wirft auch keine grimmigen Blicke um sich, wie ein hämorrhoidarischer Bibliothekar oder Geheimrat, sondern, erstens, was seine Beine anlangt: er hat einen sehr fröhlichen und lustigen Gang, als wollt' er sagen: gebt mir ein Sprungbrett, und ich spring' in den Himmel, Gottvatern direkt auf den Schoß; und zweitens, was sein Gesicht anlangt: er mißbraucht dessen Muskeln nicht zu senkrechten Falten des Ärgers, sondern er benutzt sie vielmehr zu den wagerechten Falten, auf denen sich die Fröhlichkeit lagert, und seine Augen liebkosen die Welt.

Die Welt, das heißt: sein Mädchen.

Und das auch nicht bloß mit den Augen, sondern auch mit den Händen und mit den Lippen.

Und dabei begibt es sich denn wohl zu manchen Malen, daß dieser junge Mann und dieses junge Mädchen sich im Schatten einer Linde niederlassen.

Hoch auf einem Berge steht sie, die Linde, wie ein Tempelposten, groß, ruhig, herrlich; steht vor einem rauschenden Walde. Dunkel ist der und voller Heimlichkeiten. Zwischen hohen Buchen ist in ihm ein Platz, ein großer, runder, grüner Wiesenplan — das ist ein Garten der Seligen, und die Seligen, das sind meine liebgewordenen Gedanken. O Peter, wenn ich Dir erzählte, in was für schönen Kleidern die lustwandeln, und wie hold sie von Antlitz sind! Es lacht der blaueste Himmel über ihnen und freut sich dieser schönen, fröhlichen Geschöpfe. Vor der Linde aber, dieser großen, reichen, in deren Ästen tausend Bienen summen und sich berauschen, breitet sich eine andere Wiese, eine blumige, mollig umbuscht und legt sich hinab, den Berg hinunter wie ein grüner Teppich.

Nun sieh: die beiden liegen im Schatten dieser Linde und küssen sich und sehen bald hinauf in die Blätterwelt, in der die Bienen sind, bald auch hinüber in den Wald, wo die Heimlichkeit der Seligen wohnt, bald auf die Wiese hinab ins Tal zum See, zu allermeist aber sich in die Augen, lange und tief. Du, in solchen Mädchenaugen, die voll Liebe sind, ist auch mehr, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt, Herr Doktor.

Als ich ein kleiner Knabe war, sollt' ich mich einmal photographieren lassen. Man stellte mich auf einen Stuhl und verlangte, ich sollte stille stehen, aber ich fürchtete mich und zappelte. Da sprach der kluge Mann hinter dem Gucklochkasten: paß auf, Junge, aus dem schwarzen Loche hier werden gleich Soldaten marschiert

kommen! Und ich stand still und sah, — wirklich, ich sah Soldaten.

Dasselbe passiert mir, wenn ich in Brigittes Augen sehe.

Zwar Soldaten seh' ich nicht, aber Dinge, die mir heute so lieb sind, wie Soldaten damals.

Zum Beispiel, wieder unter der Linde: ich seh' in ihrem Auge die Wiese, die zum Tale geht, aber auf der Wiese dreht sich ein Tanz um sie:

Und sie schweben und sie heben
Ihre Arme, ihre weißen,
Die schönen runden Arme
Gegen das Blau des Sommerhimmels.

Wie von bunten Schmetterlingen
Wehen Farben durch den hellen
Tag, es sind die seidenbunten
Tanzgewänder dieser Holden.

Ihre Füße sind dem Rasen
Linde, leise Neckerinnen;
Ach, die schönen nackten Füße!
Gerne hätt' ich sie zum Küssen.

Gern', ach gerne, hätt' ich alle
Diese holden Tänzerinnen,
Doch ich weiß, wollt' ich sie greifen,
Wehten sie in Blatt und Blüten.

Nur ein leiser Duft von Rosen,
Gelben Rosen, bleibt zurück, und
Tief im Busch verklingen leise,
Windverwehte Walzerhauche . . .

Siehst Du, so was sehen junge Leute in jungen Mädchenaugen. Ihr Alten glaubt es natürlich nicht. Natürlich! Wie sollten alte Leute so was glauben! Brummt nur! Brummt! Wir Jungen verdenken's Euch nicht, wenn Ihr nichts dazu zu sagen wißt, als: Schwindel!

Ist aber keiner. Noch ganz andere Sachen sieht unsere hellsichtige Jugend, Sachen, daß einem das Herz schier springen möchte vor Glück.

Vielleicht erzähl' ich Dir auch von diesen noch einmal.

Ich bin sehr zum Erzählen aufgelegt, und es könnte sein, daß ich noch zum Dichter würde gratia Brigittae.

Was nicht alles aus einem Bibliothekar werden kann, wenn er in der Venussonne liegt.

Aber ich bin nicht stolz, so jung ich geworden bin, und

bleibe

Dein

Krazi.

Anmerkung des Adressaten: Es hat ihn.

XXVII.

Herr Pankrazius Graunzer versucht, hinter sich selber herzugehen und die Ähren zu lesen, die aus dem Breviario Brigittae fallen, gibt es aber als unfruchtbar auf und ermannt sich statt dessen zu einem wichtigen Entschlusse

Ich glaube, wir befinden uns gegen Ende des Juli. Es ist eine himmlische Hitze, und die Sonnenstrahlen quirlen die Luft, daß sie wie's Wasser im Kloßtopfe wellt.

Ich sitze gut auf meinem Balkon zwischen den Weinranken. Unten muht Gerschle-Pepis Kuh; ganz ferne, irgendwo donnert's, als wäre es des Kuhmuhs Echo; drüben auf Andechs blitzt ein Fenster in der Sonne.

Sitzt wohl ein kluger, alter Benediktiner dahinter und sinniert behaglich in die Landschaft hinab und denkt sich: Schabt mir die Glatze!

Gestern war ich drüben.

Was das schön war!

Erstens, weil's überhaupt schön ist, und zweitens, weil ich mein Brevier mithatte.

Ich lese sonst nicht gerne draußen. Nur den Vogelweiden-Walter und das Brevier — die beiden können die Konkurrenz der Natur aushalten. Denn sie sind selbst Natur.

Das Brevier noch mehr als der Walter. Denn das Brevier ist Brigitte. Nein, bloß ein Teil von ihr. Ach, bloß ein ganz, ganz kleines Teilchen, — ein paar Briefe.

Sie schickt sie mir mit einem kleinen Mädelchen, die ich, nicht sehr zart, die Rotznaspost nenne, und die durch diese Botengänge noch zur Kapitalistin werden wird. Denn ich gebe ihr — Liebe macht generös — für jeden Brief einen großen Nickel.

Ein ganzer Haufen von den Briefen liegt vor mir.

Ich mag sie nicht chronologisch ordnen. Anordnen, das paßt nicht zu ihnen. Es sind Feldblumen, die man nicht an Drähte spießt und zu Buketts malträtiert.

Wenn ich mit ihnen spazieren gehe, mach' ich's so: ich nehme sie, wie sie mir gerade in die Hände kommen, und stecke sie in die rechte Brusttasche. So. Nun los. Welchen werd' ich zuerst greifen?

Und ich fange an auszuraten. Das ist eine gute Vorübung, der ich obliege, solange ich in der Nähe menschlicher Wohnungen bin.

Dann aber, sobald ich rings um mich nichts sehe, als Wiesen, Felder und Himmel: dann der Griff ins Glücksrad und stehen geblieben und gelesen ...

Jeder gelesene Brief kommt in die linke Brusttasche, und wenn diese voll, die rechte aber leer ist, wende ich mich um und trete den Rückgang an, währenddessen die Briefe wieder langsam von links nach rechts wandern.

Daß ich mich dabei nicht selten verlaufe, — was Wunders? Ach, ich verlauf' mich immer, — in den Himmel.

* * *

Ich möcht's 'mal versuchen, hinter mir selber herzugehen bei einem solchen Spaziergang, 'mal die Ähren zu lesen, die ich habe fallen lassen, mir 'mal selber zu erzählen, wie schön es gewesen ist, das Wandern mit dem Breviario Brigittae.

Was fiel mir gestern zuerst in die Hand, da oben, hinter St. Georgen?

Ah, der da war's:

„. . . Wenn ich in der Früh aufwache, so denk ich gleich an Di und kann mich ärgern, weil es mir von Dir nicht träumt hat. Aber gar nicht, nicht mal bloß sehen, gar nichts. Komm, nehm mich und halt mi recht fest in Deinen starken Armen. Hast Du mich lieb? Ja! Ich küß Dich so, daß Du tot bist, und dann küß ich Di wieder lebendig. Nein, ich küß Dich nur, bis Du schlafst. Gell? — — —

Wenn Du kommst, so nimmt Dich Miezi und tragt Dich überallhin . . ."

Ach, du Aff', du, schreibst es hin und weißt gar nicht, wie wahr es ist! Wo hast du mich schon überallhin getragen!

Dann, hinter der Kapelle mit dem Weidenbaum, kam mir der in die Hand:

„Ein kleiner Spatz sitzt vor meinem Fenster und schaut zu mir rein. Grüß Di Gott, Spatzei, ich liebe Dich! Prr fliegt er weg, nauf zum Gerschle-Pepi-Haus. J glaub, der Spatz warst Du!

Nicht böse sein, daß ich so dummes Zeug schreib! Es ist mir aber immer besser, wenn ich das Gesindel los bin.

Und da sitzt auf einem Male wieder einer da, aber ein ganzer

kleiner jetzt, und piepst jämmerlich und fiercht sich, daß er runter fallt. Ich glaub, 's is a junger.

Ach, mir ist so schwerherzig, Du. Ich hab dich so lieb."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Merkwürdig, diese Briefe, so lieb sie mir sind, wenn ich sie sehe, — sie verändern sich, wenn ich sie abschreibe. Plötzlich sehen sie dann kahl und dürftig aus.

Umgesetzte Pflanzen!

Warum tu' ich es überhaupt?

Will ich mir vielleicht über etwas klar werden?

Über Brigitte? Über mich? Über uns beide.

Ach! Das Blatt mag ich drehen und wenden, wie ich will: es zeigt nur den einen Text:

Und wenn du die Welt abliefest im Kreise
Und liefest die Kreuz und Quer,
Du fändest in Nord, Süd, Osten und Westen
Keine, die besser wär',
Sie ist die eine, dir vorbestimmte,
Daß sie das Werkzeug sei,
Daß du das Wunder mit ihr verübtest:
Eins und eins ist — drei.

Und siehe: damit bin ich wieder zu der Fahne zurückgekehrt, unter der ich auszog, ein Weib zu suchen: der künftige Junker des Kiebitzhofes lacht mich an mit Brigittes braunen Augen.

Oh, was das für ein Lachen ist!

Es ist, als wäre all meine Seele nichts als ein Lächeln der Zuversicht und Begnadung.

Das ist es, wodurch meine Liebe sich von der zutappenden Liebe der Jahrjungen unterscheidet: in mir ist nicht bloß der Wunsch, zu besitzen; in mir ist auch der Wunsch, zu schaffen.

Darum ist etwas von Schwarmgeisterei in meiner Liebe, und

in manchen Augenblicken komm' ich mir gar supranaturalistisch vor

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hm ... Ja, ja ... Arme, liebe, kleine Brigitte, was du für einen auspergamentierten Bua hast. Es ist doch eigentlich stilwidrig

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie? Unsinn! Ich wäre wahrhaftig imstande und machte im letzten Augenblick Dummheiten aus Mitleid, diese dümmsten Dummheiten.

Gottlob, daß ich jemand habe, der es versteht, mir den Text zu lesen mit Augen, die in jedem Nebel einen Lichtkern finden.

*　　*
*

Aber es ist Zeit, zu handeln. Gott hat mir ein Korn geschenkt, das bald geschnitten sein will. Ich wär' ein schlechter Bauer, wollt' ich es auswachsen lassen, das arme, liebe, ungeduldige goldige Korn.

Auf, Fauste, ins Reich der Mütter!

XXVIII.

Ein Bündel Briefe des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle, genannt die Briefe vom Kriegsschauplatze

Skt. Georgen, am 4. August.

Lieber Peter,

es wird mobil gemacht. Brigitte hat genug geplänkelt. Das arme Kind ist schon marode. Die Sache liegt schlimmer, als ich gedacht.

Die Mutter will nicht.

Das steht fest.

Ich habe daher den Bruder und die Yankeese als Bundesgenossen geworben. Beim Himmel: keine saubere Allianz. Aber es mußte sein.

Sie bohren nun zu zweit an der Alten, und die Angebohrte läßt ihren Zorn über die Operation an Brigitte aus.

Verweinte Augen. Verweinte Briefe.

Ich selber renne hin und her und frage und bitte und tröste und, wenn ich zu Hause bin, fluch' ich und halte grimmige Monologe.

In zweierlei Eigenschaft, so scheint's, bin ich der chère-mère unlieblich: einmal als Preuß' und dann als Ketzer.

Ich beteure, daß meine Seele nicht preußischer und lutheranischer ist, als die Seele eines Stallpintschers.

Hilft nichts: der Taufschein beweist, Seele ist Nebensache.

Ich weise darauf hin, daß die Dame aus den Vereinigten Staaten auch nicht in Bayern geboren und auch nicht mit katholisch geweihtem Wasser getauft ist.

Hilft nichts: bei einer Frau ist das ganz was anderes. Die wird halt das, was der Mann ist.

Darauf versuch' ich, mich auf allerlei tiefgründige Entwicklungen einzulassen (eine Heidenschinderei, kann ich Dir sagen).

Hilft nichts: die Alte kapiert kein Wort.

„Soll ich vielleicht katholisch werden?"

Nein! Man kennt das! Ich würde halt so katholisch, wie ich jetzt lutherisch bin. Das wär' ein sauberer Katholizismus.

Und so dreht und dreht und dreht sich die Scheibe, aber ein Topf wird nicht draus.

Beim hohen Himmel: man könnte rabiat werden und drehkrank bei dem Geschäft.

Aber dann treff' ich mich auf ein paar liebe Minuten mit Brigitte auf dem Anger, und es ist alles wieder gut.

Goldene Wellen, die die Sonne tragen,
Kommen mir aus ihren Augen her.
Wirf, du dummes Herze, Grimm und Klagen
Tief hinab in dieses goldene Meer.

Dein

Pankraz.

* * *

Skt. Georgen, am 10. August.

Lieber Peter!

Da bin ich und trag' auf der Spitze meines Schwertes den Kranz des Siegers aus heißer Schlacht.

Ah, mein Lieber, derber durchgewalkt ist noch kein Ritter heimgekehrt aus dem Kreuzzuge.

Vielleicht findest Du das Bild ein bißchen kühn (ich tue desgleichen), aber ich muß es doch aussprechen, denn es tut mir wohl, es zu sagen: Meine Seele schwitzt von diesem Kampfe.

Nicht umsonst wohn' ich in Skt.Georgen, denn es war mir beschieden, mit einem Drachen zu kämpfen.

Höre und bewundre mich!

Gestern erklärten mir meine Alliierten, der Plan sei bereit, und ich sollte ausziehen und mein Heil versuchen. Freies Geleite sei mir gewährt, und hinausgeworfen würde ich höchstens am Schluß.

Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß mir bei dieser Eröffnung ein wenig bänglich zumute ward.

Brigitte zitterte am ganzen Leibe, und ihre Angst war so groß, daß sie weder weinen noch sprechen konnte. Wortelos begleitete sie mich zu dem Hause hinauf, in dem die Mutter tagsüber weilt.

Ach, ihre Augen zu sehen, wie sie voll Liebe und Sorge waren! Und wie sie sich an mich schmiegte, daß ich ihr Herz klopfen fühlte.

Ich hatte Lust, dieser Mutter vorher die Fenster einzuwerfen, eh' ich sie um die Hand ihrer Tochter bat.

„Kehr' jetzt um, Mädi, und hab' keine Angst. Sie wird schon ja sagen."

Sie ließ den Kopf hängen und lief, lief schnell den Berg herunter.

Unten blieb sie einen Augenblick stehen, wandte mir ihr Gesicht zu und rief nur das eine Wort: „Du!"

Wer das Wort in Musik setzen könnte!

Alle Kunst ist Gestammel.

* * *

Ich trat ins Haus.

Und nun ging mir's, wie mir's immer geht in schweren Lagen. Vorher bin ich keiner von den Mutigsten, aber, sobald ich der wüsten Frau Gefahr direkt ins Auge sehe, kommt Ruhe und Zuversicht über mich. So ging mir's im Examen, so ging mir's, als ich damals mit dem lächelnden Biedermann Pistolen knallte, und so also auch jetzt, als es sich um viel Wichtigeres handelte, um das liebe Brigittenwunder.

Also: ich war heroisch kühl.

Die Alte saß in einer rauchigen Werkstatt und goß zinnernes Spielzeug, das, in Verkleinerung, allerlei Altargeräte der katholischen Kirche darstellte. (Das ist nämlich das Geschäft, das sie nach dem Tode ihres Mannes fortsetzt, obwohl sie es „nicht nötig" hat.)

Ich dachte an den Kugelguß in der Wolfsschlucht, und es war alles sehr stimmungsvoll und ungewöhnlich.

„Parbleu" sagte ich zu mir selber (wirklich: „Parbleu" sagt' ich, — es war darin wohl ein bißchen Renommierfuchsigkeit), „parbleu, es ist mir doch lieber, als wenn ich in irgendeiner ‚Berliner Stube' zwischen Ausstattungsstücken preußischen Tapeziergeschmacks diesen Tanz tanzen müßte", und ich freute mich, wie der grüne Garten in diese rauchige niedere Bude hineinschien.

Also: Auf die Mensur! Bindet die Klingen! Sind gebunden! Los! Huppdich! Da hatt' ich schon einen Sauhieb weg.

Madame war nämlich liebenswürdig und sprach also:

„So, das is schee, daß der Herr Doktor sich 'mal das Zinngießen anschaugn will! Gell, so was haben's in Berlin net?"

„Nein, wirklich nicht! Sehr interessant! Ah! So sieht so eine Form aus? Hm! Und das ist ein Gießlöffel? Ja, ja, das will gelernt sein!"

„Ach, is net schwer. Wollen's ebet 'mal versuchen?"

Und richtig: ich mußte erst lernen, eine Monstranz zu gießen.

Am liebsten hätt' ich alles zusammengeschmissen, aber ich hielt an mich und goß, daß mir der Schweiß in Perlen die Backen hinunterrann.

„So! Recht schee! Recht schee! Ja, so a Doktor, der lernt halt alles gar schleuni."

„Zumal ein preußischer Doktor, nicht wahr?"

„Ja, die Preißen. Dös kann halt Malefizi . . . Na, na, nix für ungut. Sie wissen scho. I moan's net so schlimm."

„Wirklich nicht? Aber dann ist's ja gut! Dann können Sie mir ja auch Brigitten geben!"

„'s Brigittle? Was wollen S' denn mit dera? Die is ja viel z'schlecht für so an noblichten preißischen Doktor! So a dumm's Mädl! Viel zu schlecht is!"

„Das muß ich schon besser wissen. Ich glaube, daß es in der ganzen Welt nichts so Liebes und Gutes gibt, und, sehen Sie, ich bin doch nicht bloß ein Doktor, sondern auch ein ziemlich alter Knabe. Vierzig."

„Hm. Ja. Dös is grad. I moan halt: Dös kann net recht sei'. Sie is z'jung no!"

Darauf war ich nicht gefaßt. Denn das war ja eigentlich nicht unvernünftig.

Aber über diesen vernünftigen Einwurf, der ihr, wie ich bald merkte, durchaus nicht ernst war, kamen wir schnell weg.

Nicht so schnell leider über anderes.

Der „Preiß" und der „Ketzer" waren auch schnell abgetan, eigentlich kaum berührt, so daß ich die Empfindung hatte, bisher von meinen Alliierten ganz falsch berichtet worden zu sein. Die Alte spielte sich vielmehr eher als Freigeist auf und tat so, als kümmere sie die Religion gar nicht.

Dagegen verlegte sie sich mit einem wütenden Eifer darauf, mir klar zu machen, wie unendlich tief Brigitte unter mir stehe. Ich habe noch nie einen Menschen so schlecht machen hören, wie es hier einer Tochter durch ihre Mutter geschah.

Du kannst Dir denken, in welchen Zorn mich das versetzte.

Schließlich schrien wir uns rechtschaffen an, und die Alte sprang wie im Veitstanze um mich herum, eine Schlechtigkeit nach der andern auf ihre Tochter häufend.

Ich bring' es nicht über mich, die Worte und Bilder zu wiederholen, die sie gebrauchte. Ihr ganzes Gebaren machte einen pathologischen Eindruck, und ich hatte zuweilen direkte physische Angst vor dieser fuchtelnden, wortespeienden Aufgeregtheit.

Aber ich hielt stand und behauptete das Feld. Sie konnte nicht halb so viel schimpfen, wie ich pries, und schließlich fiel sie erschöpft in ihren Stuhl und lächelte bloß noch blöde zu der großen Schlußrede, die ich auf Brigitte hielt.

Und siehe: aus dem blöden Lächeln wurde ein befriedigtes Lauschen, und ein ganz anderes Lächeln gewann Macht über dies gelbe, harte Gesicht, das langsam weich und freundlich wurde, und ich merkte: Das ganze Geschimpfe war nur Scheingefecht, die stärkste ihrer Taktiken, meinen Angriff abzuschlagen und das zu behaupten, was die Alte in mütterlichem Egoismus für sich selber behalten wollte: Brigitte, das Scheusal.

Du kannst Dir vorstellen, daß mich das um sehr viel milder gegen sie stimmte, obwohl ich deshalb nicht nachlassen konnte, meine Sache zu verfechten, die zugleich Brigittes Sache war. Auch muß ich gestehen, daß diese Gattung mütterlicher Liebe mir nicht sonderlich behagt. Verstieg sie sich doch so weit, daß sie es als ihr Ziel erklärte, Brigitte in ein Altjungfernstift einzukaufen, um ihrer völlig sicher zu sein. Und dabei kam eines heraus: die Alte meinte, nicht aus mütterlichem Egoismus zu handeln, sondern aus mütterlicher Fürsorge:

„Ich weiß, was es mit dem Verheiratetsein is: Nix als Sorg'n und Wehtum. Und 's Ende is das Witfrauentum, das allerschlimmst'."

Wie sie das sagte, überkam mich für eine Weile diese verfluchte Objektivität, die uns Deutsche schon manchmal im kritischen Momente in die Hand unserer Gegner gespielt hat, unsre vermaledeite Erbtugend, an der wir wahrscheinlich noch zugrunde gehen werden. Sie trieb's so toll mit mir, daß mir — Antigone einfiel! Der Frauen Schicksal ist bejammernswert . . .

Ja, ja, Leben und Lieben . . . Lyrisch macht sich's recht süße, aber . . .

Nein doch! Ich weiß, daß ich kein Hundsfott bin, gottlob, und Brigitte wird nicht zu klagen haben und wird nicht klagen.

Das sagte ich denn auch ihr, und ich sagte es so, daß es sie überzeugte, und so kam es, daß sie mir die harte, knochige Hand gab und ja zu meinem Wunsche sagte.

Vier Stunden hatte der Kampf gedauert, während dessen aus einem Drachen eine zwar nicht sehr liebenswürdige, aber doch eine nach ihrer Art liebende Mutter wurde, — wenigstens für mich, der ich ihr abbitte, daß ich sie so häßlich beurteilt habe.

Ich rannte hinaus. Ich rannte den Berg hinab. Ich rannte in Brigittes Arme, und, weiß Gott, wir zweie haben geweint miteinander vor Glück.

Jetzt ist bloß die Frage: wann wird Hochzeit sein?

Denn ich habe Eile, Peter! Mir wird Angst, daß, wenn ich nicht ganz fix mache, irgend etwas Plumpes, Dummes, Gräßliches kommt, das da sagt: „Weg da, Glück!"

Also: Laufschritt! Marsch! Marsch!

Dein
sehr glücklicher
Pankrazius.

* * *

Skt. Georgen, am 20. August.

Lieber Peter!

Das Schiff hat ein Loch,
Aber ans Land kommt's doch.

Höre: Nachdem die Alte Handschlag und Jawort gegeben, bin ich, verschiedenes, z. B. ein Brautkleid (ein hold weißseiden Gedicht), zu kaufen, nach München gefahren. Ich lief dort wie auf Samt, so leicht und glücklich war mir zumute, da, plötzlich, heute, als täte sich flammend der unbewölkte blaue Himmel auf, kommt mir die schauderhafte Nachricht: Die Mutter nimmt alles zurück, will nimmer, alles ist aus. Und flehentlich bat Brigitte: „Komm! Komm!"

Ich fuhr sofort nach Dießen. In einem Gewitterguß lief ich von Wilshofen, bis ich am Haustor stand. Durchs Fenster sah ich Brigitte ganz verweint in der Ecke sitzen. Ich läute; sie springt heraus, mir an die Brust und weint und weint. Drängt mich aber fort. Ich dürfe nicht hinein, sie werde nachts kommen und mir alles sagen.

Oh, dieses Warten nun!

Endlich kam sie. Es war elf Uhr. Stockdunkel die Nacht und gießender Regen.

Die arme nasse Maus! Und konnte wohl eine halbe Stunde nicht reden vor Weinen.

War fortgelaufen, obwohl sie sicher glaubte, daß es bemerkt werden würde. So, mitten in der Nacht, erzählte sie mir, es wäre wie Raserei über die Mutter gekommen, die sie nun mißhandelte in ihrer Wut. Ja, sie sollte nur zu mir laufen, immer zu! Aber nicht mit ihrem Willen! Wählen sollte sie zwischen dem Hergelaufenen und der Mutter, die ihr als Segen einen Tritt geben wolle, daß sie nur recht weit wegflöge, recht weit.

Und die ganze Familie sofort im Einklange mit dieser Tonart. Von allen Seiten war man auf das arme Kind losgefahren.

Wie ein verprügeltes kleines Hündchen kam sie mir vor, und wenn sie mir jetzt gesagt hätte: „Ich muß dich lassen," — ich hätte nicht das Herz gehabt, sie zu schelten.

Welches Mädchen hätte nicht so getan?

Aber in ihr war von diesem Gedanken nicht ein Hauch.

Ihre Arme langten nach mir, ihr Herz war schon fort aus dem Hause, in das mir der Zutritt verwehrt sein sollte.

Hätte ich jetzt, im Sturm der Regennacht, gesagt: „Komm, wir wollen gehen!" — ohne Besinnen hätte sie meinen Arm genommen.

Ich dachte einen Augenblick daran, so zu handeln, aber schließlich überlegte ich, daß das zwar romantisch, aber auch unklug und unrecht wäre. Ich brachte sie also zurück an ihr Haus und half ihr zum Fenster hinein. Eine Weile blieb ich und lauschte, ob sich kein Lärm erheben würde. Aber es blieb ruhig. Es war nichts bemerkt worden.

Das war ein Tag, heute!

Aber da seh' ich, daß schon der Morgen graut, und daß also auch dieser böse Tag bereits vorüber ist. Jetzt heißt es nun schnell die andern bösen folgen lassen, damit wir auf die guten, die schon auf dem Wege zu uns sind, nicht zu lange warten müssen.

Wie sang uns're rotmützige Jugend?

Hopp, hurra, voran!
Es schleicht der Wicht, es springt der Mann;
Und ging es in die Speere!
Ein Ende mach' dem Sauermut,
Das Glück ist bloß dem Raschen gut,
Das Glück und auch die Ehre!

Jetzt noch drei Stunden aufs Ohr gelegt, dann diesen Brief auf die Post und dann, was kann da sein, hopp, hurra, in die Speere!

Dein

Krazi.

* * *

St. Georgen, den 21. August.

Lieber Peter!

Gottlob, das Feld ist klar. Ich hatte schon Angst, daß wiederum diplomatisiert werden müßte.

Nein. Ich bin kurzweg hinausgeworfen, will sagen gar nicht eingelassen worden; und nun, mein Lieber, sollst Du eine kleine romantische Entführung erleben und stolz auf Deinen alten Korpsbruder sein, daß er rasch wie ein Junger das Glück am goldenen Schopfe packt.

Brigitte und ich haben heute das Kunststück fertiggebracht, trotz aller Belauerung zusammenzukommen, und wir haben beschlossen, auf und davon zu gehn. Jetzt, wo keine Wahl mehr ist, ist es uns beiden, als hätt' es gar nicht anders kommen können, und wir beratschlagen unser Werk mit einer Art von kühler Heiterkeit.

Gott, wer das mir prophezeit hätte!

Tante, Tante, was sagst du nun! Oh, ich weiß, du gibst mir recht, so wenig du von allem wissen wolltest, das nach billiger Ro-

mantik aussieht. Wir handeln in der Notwehr. Man will uns unseres Rechtes auf uns berauben. Freilich greift man uns mit den Waffen des formalen Rechtes an. Ei freilich! Aber wir ziehen das Recht vor, das mit uns geboren ist.

Du runzelst die Präzeptorenstirn, Peter? Na, warte nur, wenn ich Dir Brigitte zeigen werde, wirst Du sie wieder glätten.

Dein staatsgefährlicher
Pankrazius.

* * *

Augsburg, in den Drei Mohren,
am 30. August.

Mein teurer Peter mit der Runzelstirn!

Es ist wirklich wahr, man ißt in den Drei Mohren ausgezeichnet gut, und wenn Du mir's nicht glauben willst, so frag' Deinen Kollegen, den Gymnasiallehrer Dr. Peter Kahle aus Pommern, der augenblicklich mit seiner Nichte Sophrosyne in diesem sehr vortrefflichen Gasthaus abgestiegen ist und es sich über die Maßen wohl sein läßt bei altem Burgunder Nuits und Schweinsbraten nebst Bauchstecherlen, einem schwäbischen Gerichte von großem Liebreiz.

Ich habe mir nämlich, um Dich für Deinen sauerkloßigen Brief wenigstens etwas, wenn auch viel zu gelinde, zu bestrafen, Deinen vielwerten Namen beigelegt, da ich Ursache habe, den meinen hier nicht zu nennen, denn Deine Nichte Sophrosyne ist meine liebe Brigitte, und wir zwei beiden befinden uns fröhlich auf dem Pfade, vor dem Du so eindringlich und in unverkennbaren Anklängen an den Stil der lateinischen Aufsätze abgeraten hast.

Ich sehe Dich erbleichen, Alter, und so will ich Dich denn gleich trösten.

Also: Unsere Flucht (das klingt!) hat sich nicht ganz so frei-

willig und vorbedacht gestaltet, als wir eigentlich vorhatten. Das Schicksal, das es so gut mit uns meint, hat uns vielmehr im letzten Augenblick noch einen mildernden Umstand gestiftet.

Spitze die Ohren, mein Freund, paß auf und laß mich erzählen! —:

Brigitte und ich lebten so heiter und zuversichtlich, wie Leute leben, die einen guten, starken Vorsatz gefaßt haben und dabei sind, ihn in allen Einzelheiten der Ausführung zu überdenken. Wir konnten uns nur heimlich sehen, aber das machte unsere Zusammenkünfte nur noch reizvoller. Freilich, kurz waren sie, zu kurz, und das wollte uns nicht behagen.

Deshalb beschlossen wir, einmal kühn zu sein und uns einen ganzen Sonntagnachmittag zu schenken, einfach so, daß Brigitte mit einer Freundin, die nun natürlich ins Vertrauen gezogen werden mußte, scheinbar spazieren ginge, in Wahrheit aber zu mir käme, während die Freundin in ihrer Güte allein weiterspazierte.

Und so geschah's. Alles ging nach Wunsch, wir taten uns gütlich aneinander, und, wie es in dem alten chinesischen Roman vom schönen Mädchen von Pao heißt: „Die Freude der Fische im Wasser zu schildern, ist überflüssig."

Als der Abend kam, stellte sich die Freundin wieder ein und holte Brigitte mit spitzbübischem Lächeln ab. Es sah hübsch aus, wie die beiden Mädchen miteinander heimwärts schritten durch die Dämmerung. Oft wandte Brigitte das liebe Gesicht zurück, und immer, wenn sie es tat, war mir's, als leuchte die Sonne im grauen Dämmer.

Wie der Abend dichter ward, ging ich auch in den Ort, in ein Wirtshaus, das dem Vater des Mädchens gehört, durch dessen einsamen Spaziergang uns die Möglichkeit, allein miteinander zu sein, gegeben worden war. Ich war etwa fünfzig Schritte vor dem Tore des Hauses, da hör' ich im Dunkel was Leises, Rauschendes

hinter mir her, und wie ich mich umdrehe, liegt mir auch schon Brigitte am Hals, schluchzend, feucht die Backen von Tränen.

Es war lange nicht möglich, ein Wort aus ihr herauszubekommen. Erst, als ich sie weit hinaus, den Hügelweg hinauf, geführt hatte, der nach Landsberg geht, rang sich's langsam los aus ihr.

Was soll ich Dir's weitläufig erzählen: es war bemerkt worden, wo sie gewesen war, und, da sie es auch ruhig und fest gestanden und erklärt hatte, sie werde sich nimmer von mir losreißen lassen, hatte die Mutter, rasend vor Wut, sie zur Tür hinausgewiesen mit den Worten: sie solle zu mir gehen und bei mir bleiben und es nicht wagen, sich wieder vor ihr sehen zu lassen. Es hatte auch nicht an handgreiflichen Hinzufügungen gefehlt.

Und da hatt' ich sie nun, meine liebe kleine Frau.

Anfangs flogen mir die Pulse vor Aufregung und Zorn und Schmerz, aber just als der Mond herübertrat über den Burgwald und silberschön das Mädel beglänzte, da kam mir's wie ein Gefühl ruhigen Dankes, und ich nahm sie an den Hüften und hob sie hoch und küßte sie lange und schwang sie dann herum im Kreise und lachte sie an und sagte: „Herrlich, Mädi, so brauchen wir also nicht auszureißen, sondern gehen ganz friedlich miteinander ab und lassen die andern uns gern haben, allemiteinand.

Gell?!"

„Ja!" sagte sie leise und sah mich mit wehfrohen Augen an, die sprachen: Wie du willst!

Nun lagen die Dinge aber so: die Mutter würde freilich keinen Finger rühren, um rückgängig zu machen, was sie getan, und ginge Brigitte jetzt ins Haus zurück, die Alte würde sie mit einem Scheit Holz hinaustreiben und nur bedauern, daß nicht Winter und Sturm draußen ist. Aber der Bruder und die Schwägerin — die würden alles versuchen, sie zurückzuholen. Sie würden sie vielleicht eine Weile vor der Alten verborgen halten, bis sich deren Wut-

paroxysmus in etwas gelegt hätte, dann aber, zumal wenn ich fort wäre, würde sich alles langsam wieder einlenken.

Liebe, verständige Verwandte, — nicht wahr?

Ach, Du Idealist! Was sich die wackeren zweie retten wollten, war nicht die Schwester, nicht die Schwägerin, — war einfach der billige Dienstbote, das treue, eifrige, willige Arbeitstier, das keinen Lohn verlangte und mehr tat als ein Fremdes.

Du glaubst das nicht?

Es ist aber leider so. Der Bruder hat mir's an jenem Abend, gestern abend, selber gesagt.

Denn nun kam folgendes. Ich brachte Brigitte in einem Hause oben in St. Georgen unter, das ein mir bekannter Maler mit seiner Frau bewohnte, machte alles Nötige mit ihr aus und ging dann in das Gasthaus, um mit Brigittes Freundin einiges zu besprechen. Denn das arme Tierchen hatte ja natürlich keine Reisekleider, keinen Hut, keine Schuhe.

Die Freundin war bald verständigt und schnell bereit, zu helfen, und ich ging nun, mich zu stärken, ins Gastzimmer. Wunderlicher Gegensatz! Da knallten die Zimmerstutzen, da klang's von Zither und Gitarre, und die Maßkrüge donnerten auf die Tische.

Der wackere Bruder war auch bei den Schützen. Gerad, wie ich eintrat, war er am Schuß. Er zielte lange, drückte ab und traf ins Schwarze. Allgemeines Hallo, die Maßkrüge klangen zusammen, wohlgefällig lächelnd nahm er die Komplimente seiner Genossen entgegen.

Dann kam er langsam auf mich zu, grinste mich freundschaftlich an, gab mir die Hand, hieß sein Bier an meinen Tisch bringen und fing nun aufs gemütlichste an, mit mir über die Sache zu reden.

Ich sollte ihm sagen, wo Brigitte wäre; das war das erste.

Ich sagte ihm sehr ruhig und gleichfalls mit dem Biedertone der Gemütlichkeit, daß mir das gar nicht einfiele.

Dann werde er sie suchen, — er!

Das möge er tun, wenn's ihm Spaß mache. Finden werde er sie aber nicht.

Oh! Wenn er nur wollte! Er fände sie schon! Er könne sich schon denken, wo sie stecke. Aber nein: er werde sich gar keine Mühe geben und sich das Zimmerstutzenschießen verhunzen, jetzt, wo er wahrscheinlich heut abend König sein werde. Nein: ich würde schon ein Einsehen haben und dem Mädel den Kopf zurechtsetzen und sie nach Hause schicken.

Wie er auf solche alberne Einfälle komme?

Na, mir sei's doch nicht Ernst um das Mädel, mir, dem Studierten! Gott, er hätte ja gar nichts dagegen, wenn ich mich mit dem Mädel amüsierte. Ich würde schon dafür sorgen, daß ihr nichts passierte . . .

Ich hatte Lust, den Kerl zu maulschellen, den infamen, aber ich hielt an mich und erklärte ihm ruhig, zum Amüsierverhältnis sei mir seine Schwester zu gut, aber ich würde sie heiraten, obwohl er ihr Bruder sei.

Jetzt wurde er aber wild. Nein! Dazu gebe er seine Einwilligung nicht!

Darauf ich: Ich bäte ihn auch nicht darum, und er habe auch keine zu geben.

Doch! Er hätte sie zu geben.

Wieso? Ob er ihr Vormund sei?

Nein, aber ihr — Dienstherr!

Donnerwetter!

Ich sah mir den Burschen eine Weile sprachlos an, dann nahm ich meinen Hut und ging.

Er brüllte was hinter mir her.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als ich in den Abend, der mittlerweile zur stockdunklen stür-

mischen Nacht geworden war, hinaustrat, und als mich nach dem Gelärm und Gequalm der Wirtsstube die stille Reinheit der freien Luft empfing, da ward es mir mit einem Male klar, wie das Wunderbare geschehen konnte, daß sich Brigitte so schnell und so fest an mich angeschlossen hatte. Ich war der erste gewesen, der ihrem unbewußten Drange nach etwas Besserem, Höherem entgegengekommen war. Von mir hatte sie zum ersten Male eine Sprache, frei von Roheiten und Gemeinheiten, gehört, ich hatte ihr zum ersten Male den Blick in eine reinere Welt aufgetan, in eine Welt von Interessen, für die sie zwar nicht die Bildung, aber die instinktive Empfindungskraft besaß. Unter jenen, obwohl sie ihr verwandt waren, war sie die Fremde gewesen, wenn auch ihr frischer Lebenshumor es verhinderte, daß Melancholie ihr Wesen übersumpfte — mir war sie herzensverwandt, obwohl ich aus einem ihr fernen Lande, aus einer ihr fremden Stadt kam und viel älter als sie war. War es da ein Wunder, daß sie sich mir erschloß, zumal ihr weiblicher Instinkt bald bemerkte, daß ich sie keineswegs mit Onkelaugen ansah?

Jetzt hatt' ich die Lösung des Rätsels, das mir manche bange Stunde gemacht hatte, und da ich sie hatte, ward ich so froh, daß ich am liebsten gleich zu ihr hinausgelaufen wäre, sie noch einmal in die Arme zu nehmen und noch einmal im Kreise um mich zu schwingen, ich ganz verwandelter Pankrazius, Jüngling von ihren Gnaden.

Ach, Peter, so froh war ich, — es ist nicht zu schildern.

Der Wind nahm mir den Hut und wehte ihn in die dunkle Nacht, den Berg hinab.

„Hurra!" schrie ich, wie ein junger Leutnant, der hinterm Sieg her ist, und lief ins Dunkel, dem Hute nach, den Brigitte um seiner Farbe und Weichheit willen „die Frühlingswolke" getauft hatte.

„Frühlingswolke, wo bist du?!" schrie ich und rannte ins Dunkel.

„Frühlingswolke, bist du in den Himmel gefahren?!" und da lag ich auf der Nase.

„Frühlingswolke, ich kriege dich, so gewiß ich Brigitte schon habe!" und ich turnte in einem dicken Buschgehege herum.

„Frühlingswolke! . . .", und da hatt' ich ihn, der auf einem Rosenbusche hing.

Ich ging sehr befriedigt nach Hause, meine Frühlingswolke auf dem Kopfe, den Frühling im Herzen und bloß von der Angst geplagt: du wirst es doch nicht verschlafen?

Denn die Post nach Landsberg, mein Lieber, geht schon ums Morgengrauen ab.

Wir hatten nämlich beschlossen, ganz einfach und unromantisch mit der Post nach Landsberg und von dort mit der Bahn nach Augsburg zu fahren. Das deshalb, weil wir so kalkulierten: wahrscheinlich wird die werte Familie gar nichts tun, weil sie von unserer Seite gar nichts erwartet; wenn sie aber was tut, so wird sie die Ausfallstore nach München öffnen.

Und, damit ich nun kurz bin: wir hatten uns nicht verrechnet. Verschlafen hab' ich's Gott sei Dank nicht.

Als ich erwachte, prunkte der Himmel noch in schwarzem silberbestickten Samt. Von der großen Eiche vor meinem Fenster krallten ein paar Krähen ab und krächzten in die tintige Luft. „Absit omen", beschwor ich feierlich und fuhr in die Hosen. Mit Gerschle-Pepi war meiner Effekten wegen alles beredet, ich konnte also ruhig wandern, und ich tat's. Unten in der Post zwei Billette genommen („Zwoa?" — „Jawohl, oben in St. Georgen steigt wer zu!") und nun in den Rumpelkasten.

Ein verzweifelter Trompetenlauf, wie wenn zwanzig Frösche jäh aus dem Schlafe erwachten und erschreckt quakten, bis sie mitten

im beruhigter werdenden „Quarr" wieder einschlafen. Das war der blauweiße Herr Postillion. Und nun bergauf durch die Hauptstraße. Die deutsche Sprache hat nicht Naturlaute genug, um onomatopoetisch das Gerassel, Gerumpel, Geratter, Geknatter, Geächze, Gekrächze, Gequietsche, Geratsche, Geklirre, Geknurre, Gepumpre und Gedonnere dieses königlich bayrischen Postfuhrwerkes anschaulich zu schildern. Wenn der Teufel seiner Großmutter zu ihrem Namenstag ein recht höllisches Ständchen bringen will, so läßt er sicherlich vor den Fenstern ihrer guten Stube einen Höllenkorso mit bayrischen Postomnibussen fahren. Aber den rechten Genuß hätte Madame doch erst, wenn sie drin säße.

Auf der Landstraße wurde es besser, und wenn auch die Ohren und die vielwerten vier Buchstaben weiterhin kasteit worden wären, jetzt hätte ich es nimmer gefühlt; denn den Augen widerfuhr ein herrliches Schauen. Ich sah ein abenteuerliches Bild: gleich einer großen, langen Raupe kroch ein heller Nebelkegel über den See. Und dann der sieghafte Aufstieg der Sonne. Vor sich her warf sie eine Handvoll flüssigen Goldes über das Kloster Andechs und den „heiligen Berg", dann kam sie in wundersamer Majestät empor, — ich kann es nicht sagen, wie schön und wie gewaltig. Aber daß mir andächtig zumute ward, das stehe hier. Es war eine jauchzende Andacht, ein innerliches Rufen, wie einem siegenden Helden entgegen, der mit letztem Lichtspeer den geblähten Bauch giftiger Gemeinheit trifft. Eia, du Ritter Sankt Jürg der Welt, wie fuhr dein goldener Strahl in den Nebelwurm über dem See, daß er auseinanderquoll und verendete. Und klar und glatt, sonnenüberglitzert lag in aller Helle und Morgenfrische der große Wasserplan, daß die Blicke darüberhin sich tummeln konnten und fröhlich wurden in Glück und Glanz.

Und sieh, da stand auch das Brigittele und winkte mit dem weißen Tüchel. Stand unter einer Linde und sah aus wie ein leibhaf-

tiger Engel, obwohl der Freundin Mina Kleider ihr viel zu weit waren.

„Komm!" rief ich und sprang aus dem Wagen und nahm sie bei der Hand und führte sie zu Postillions maulaufreißendem Erstaunen in das königlich bayerische Rumpampolium.

„Höh!" sagte der, „dös is ja's Krawaunerle!"

„Jawohl, 's Krawaunerle! Macht a Vergnügungsreis'!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gottlob, daß wir alleine waren den ganzen Weg.

Zwar, gesprochen haben wir wenig, hatten uns aber doch viel zu sagen, das niemand — zu sehen brauchte.

Und nun, Brigittele, schreib hier deinen Namen drunter zum Gruße meinem lieben Peter Kahle, deinem würdigen Onkel.

Schau: da steht's: Brigitte Graunzer.

Dein
bis zum Blasen der Tuben
am Tage des jüngsten Gerichts!
Pankrazius.

XXIX.

Einige Briefe des Herrn Pankrazius Graunzer an seinen Freund Peter Kahle, genannt die fröhlichen Briefe Septembris

München!

Lieber Peter!

Deine Nichte und ich, ihr Onkel, haben beschlossen, über München nach London zu fahren, — aus Gründen der deutschen Kolonialpolitik. Wir wären nämlich, wenn die Regierung Seiner Majestät nicht Helgoland gegen ein Stück Afrika eingetauscht hätte, nach

Helgoland gefahren, aber seitdem dieses Eiland für den Rest seiner glorreichen Tage dem Deutschen Reiche einverleibt worden ist, hat es die Vorzüge, die es in puncto Standesamt besaß, eingebüßt und ist auch in dieser Hinsicht so regelrecht deutsch geworden, daß wir schon Old England selber aufsuchen müssen, wenn wir in all unserer Papierlosigkeit heiraten wollen.

Und das wollen wir.

Ei freilich! Was sollten wir sonst wollen? Ewig kann ich unmöglich als Gymnasiallehrer Dr. Peter Kahle aus Pommern mit seiner Nichte Sophrosyne ebendaher die Welt durchwandern, und was würden Hansjörg und Christine sagen, wenn ich mit einer ledigen Brigitte auf Kiebitzhof angezogen käme?

Also: London!

Aber vorher: München!

Erstens möchte ich dem furchtbaren Kunstgelehrten gerne unter Dankestränen einmal um den Hals fallen, daß er mich aus der Hauptstadt Biermaniens fortgegrault hat, da ich sonst kaum auf die Idee gekommen wäre, an den Ammersee zu gehen, und dann war es auch Brigittens Wunsch, einmal auf „Minga" zu fahren, bevor es in die Fremde geht. Die Oberbayern sind nämlich gar sehr in ihre Haupt- und Residenzstadt verliebt, und Brigitte ist nicht weit von der Meinung entfernt, daß sie auf der ganzen ihr bevorstehenden Reise doch nichts sehen werde, das mit München einen Vergleich auszuhalten imstande wäre.

Soviel ist sicher: gemütlicher wird's nirgends sein, und es wird mir nicht leicht sein, von hier aufzubrechen.

Übermorgen geht's fort! Die Rundreisebillette sind schon gekauft, und Brigitte hütet sie wie einen Ehekontrakt.

Beneidest Du mich nicht? Oder hast Du noch immer feierliche und moralische Bedenken? Ich komme Dir wohl noch immer bedenklich spanisch, Don Juanisch vor?

Hast Du eine Ahnung!

Wäre Brigitte eine wirkliche Sophrosyne und ich ein wirklicher Kahle-Peter, wir könnten nicht vernünftiger sein. Und das ist es ja eben: was wir begehn, ist kein Leutnantsstreich, obwohl wir höchst heiter und über die Maßen lustig sind. Es steckt ein köstlicher Ernst hinter und in uns beiden, und daß auch diesen Ernst Brigitte hat, das macht mich so glücklich, denn das gibt mir die Gewähr, daß wir uns nicht eines Tages auf der Sandbank der Enttäuschung finden werden.

Ich entdecke täglich neue Seelenherrlichkeiten in ihr, Herrlichkeiten, die mir um so kostbarer sind, als ich der erste bin, der sie erblickt. Sie sind unberührt, unverbraucht. Meine Aufgabe wird es sein, sie zu erhalten und zu pflegen. Gott behüte mich davor, daß ich an ihnen herumkorrigiere, daß ich auf dieses Neuland, das voll aller Kraft treibender Natur ist, zu schnell und zu beflissen Kultur aufpfropfe.

Mit einer unglaublichen Sicherheit nimmt diese feingefühlbegabte Natur alles in sich auf, was ihr an innerer und äußerer Kultur zuträglich und gemäß ist. Jeden Tag staun' ich aufs neue, wie sie sich in neue, schöne Formen schmiegt, ohne an Frische und Ursprünglichkeit einzubüßen.

Du siehst: ich habe genug zu tun, denn vor mir spielt sich ein Entwicklungsschauspiel vom höchsten Reize ab, und übrigens, auch ich mache eine heilsame und gute Mauserung durch. Wie sich Brigitte mir nähert auf ihre Art, nähere ich mich auf meine Art Brigitten. Ars amandi und Metamorphosen, — ich erlebe beides in einem Zuge. Vergiß nicht, Deine Sekundaner, wenn Du Ovidium Nasonem mit ihnen traktierst, darauf aufmerksam zu machen. Gott, wie hätt' ich mich auf die ledernen Lektionen präpariert, hätt' ich das damals gewußt.

Aber das ist das Pech des menschlichen Lebens, daß man auf

die besten Hintergründe der Dinge meist immer erst dann stößt, wenn es zu spät ist. Pix vel maxima!

Deine Nichte und ich,

wir sind

Deine Graunzers.

* * *

London!

Lieber Peter!

Wenn Dir einmal ein Arzt eine Kieselsteindusche empfehlen sollte, so fahr' nach London. Nicht anders ist mir zumute, als wie wenn ich tagelang in einem Brausebade von Kieseln wäre.

Diese Stadt der Massenhaftigkeit ist etwas Unerhörtes. Das ist keine Stadt, das ist ein Kropf von Menschen, eine Schilddrüsenerweiterung der Erde. Geduckten Kopfes lauf' ich in diesem Menschenwirricht herum, und hielt' mich nicht Brigitte aufrecht, ich würde davonlaufen.

Wir sind jetzt vier Tage hier und müssen noch zehn Tage bleiben. Das ist die einzige Bedingung, die man hierzulande denen stellt, die im Namen Ihrer Majestät zusammengetan sein wollen.

Gar nichts Schriftliches wird verlangt?

Nein, gar nichts Schriftliches.

„Wenn der Beamte aber doch ein Papier verlangen sollte?...!" fragte ich einen Engländer.

„So schlagen Sie ihn einfach nieder," erwiderte er entrüstet.

Das ist das Land, in dem das feierlich abgegebene Wort hochgeachtet wird. Wer freilich gelogen hat, wird um so nachdrücklicher aufs Maul geschlagen.

Das paßt so in den Stil des Ganzen, der etwas durchaus Gerades, Großes hat.

Ich muß sagen: anheimeln tut mich's nicht, aber Respekt zwingt mir's ab. Diese Engländer bilden sich nicht ohne Grund was darauf ein, daß sie Engländer sind.

Wenn doch in Deutschland so viel Charakter steckte wie in diesem perfiden Albion! Ich meine, Gesamtcharakter, wie er sich in allen Erscheinungen des öffentlichen Lebens, der Sitte, der Kunst, der Manieren ausdrückt. Selbst die Heuchelei hat hier Charakter, der imponiert. Selbst das Elend, wie es sich geradeswegs zum Verbrechen ausschwillt, hat Charakter. Daher denn hier eine Kunst im Wachsen ist, eine Kunst nicht bloß für Museen, sondern fürs Leben, vor der ich mit Andacht stehe.

Trotzdem, um Gottes willen! möchte ich nicht hier leben. Und das hängt eben auch mit dem ausgesprochenen Sonderwesen des Englischen zusammen. Man muß Engländer sein, um sich hier glücklich zu fühlen. Bei uns dagegen fühlt sich alle Welt wohl, weil wir ein Allerweltswesen haben. Wir sind halt complaisante Leute.

Dies, damit Du nicht denkst, Brigitte und ich tun nichts als schnäbeln.

Wir grüßen Dich
Pankrazius und Brigitte.

* * *

London, am 25. September.

Lieber Peter!

Nun sei beruhigt! Die skandalöse Situation, daß ich mit Deiner Nichte Sophrosyne die Welt durchwandre, hat ein Ende, denn:

Ihre am 25. September
in St. Giles London
vollzogene Verehelichung beehren sich
hierdurch anzuzeigen
Pankrazius Graunzer
Brigitte Graunzer
geb. Oberalmer.

Laß Dir den Tag, diesen großen Tag der Graunzer vom Kiebitzhofe, schildern! Ich benutze dazu die paar Minuten, die uns noch übrig bleiben vor der Abreise. Brigitte packt die Koffer und singt dazu:

A Dearndl geht um Holz in Wald
Gar zeitli in der Fruah,

und die Sonne blitzt auf ihrem Eheringe, den ich ... aber das gehört schon zur Schilderung der Kopulation.

Wir begannen den Tag mit eifrigem Studium.

„Noch einmal, Brigitte, noch einmal! Also: I do solemnly declare ...!"

„I do solemnly declare ...!"

„Nicht deklahre! Deklåre! Also: I do ..."

„I do solemnly declare, that I know not of any lawful impediment, why I Brigitte Graunzer ..."

„O du Schaf, du Schaf, du blührieselweißes Schaf! Nix Graunzer! Wie heißt du?"

„Brigitte Graunzer heiß i!"

„Ich bitte dich um Gottes willen, mach' keine Witze in dieser ernsten Stunde! Es geht um die Wurscht! Also, brav sein: why I Brigitte ..."

„Why I Brigitte Oberalmer may ..."

„Nicht: mai! Mä!"

„Also: may not be joined in matrimony to my, lieber Aff' ..."

„Willst du gescheit sein, Bedenkliches! ... Be joined in matrimony to ..."

„To Pankrazius Graunzer, — muß ich den Graunzer auch englisch sagen?"

„Gott behüte mich, nein, das sag' deutsch, voll und wohllautend mit einem langhin säuselnden Au!"

„Gell, ich kann's scho! Paff' auf, jetzt sag' i's nochmal: I do solemnly declare . . .“

„Kläre!“

Und so noch eine halbe Stunde. Dieses alte, brave Standesamtenglisch hat seine Mucken, wenn weder der Lehrer noch die Schülerin Englisch kann.

Daher kam's, daß wir ein bißchen mit der Angst von Abc-Schützen zum Office fuhren. Unser Zeuge, ein liebenswürdiger junger Landsmann namens Möder, Sekretär bei dem hiesigen Vertreter einer großen deutschen Zeitung, erwartete uns und stellte uns dem zweiten Zeugen vor, dem Türhüter des Office, der ein einträgliches Geschäft daraus macht, als Trauzeuge zu fungieren, und in seinem schwarzen Bratenrocke ganz würdig aussah.

Noch würdiger sah freilich der Deputy Registrar Henry Hulford aus, der uns bis zum Beginne der feierlichen Handlung aufs anmutigste damit unterhielt, daß er uns Schmeicheleien über Deutschland sagte und nachträglich ein Pfund Kopiaturgebühren eintrieb.

Das gab den ersten Zwischenfall.

Ich hatte nämlich nur zehn Schilling im Portemonnaie, und Brigitte trug unser Vermögen in einem Saffianledertäschchen auf der Brust.

Unmöglich, das hier zu produzieren! Also wurde sie feierlich hinausbegleitet, verschwand hinter einer Tür, um nach kurzer Zeit sehr würdig mit einer Pfundnote wieder zu erscheinen.

Sehr würdig, aber doch ein wenig aus dem inneren Gleichgewicht gebracht, wie sich später zeigen sollte.

Bis Schlag zwölf Uhr, als um welche Zeit die Handlung bestimmt war, wurde gewartet, dann, als der letzte Schlag der Uhr im Verklingen war, wurden die Türen des Amtszimmers und das Tor des Hauses geöffnet, um allen, die Einspruch zu erheben gewillt waren, freien Eintritt zu ermöglichen.

Ich schloß eine Sekunde die Augen und begruselte mich mit der Einbildung, daß die freundliche Schwiegermama erschiene und im unverfälschten Schwabbayerisch erklärte: „I moag itten!" Aber wie ich die Augen wieder aufmachte, war schon des Deputy Registrars Würde dabei, die Fragen an uns zu richten, und ich erhob mich zu der wohleinstudierten Erklärung „I do solemnly . . ."

Gut ging's.

Nun kam Brigitte daran. Und siehe: sie begann sehr schön. Sie vermied die Klippe der „Kläre" und schiffte um das Riff des „Mai", aber da fiel es dem galanten Deputy Registrar ein, zart in die Hände zu klatschen und „Bravo!" zu lispeln, und das war der Bescheidenheit Brigittes zu viel. Vorher rot vor Aufregung, war sie jetzt violett vor Beschämung und las das Ende ohne jede Rücksicht auf die Tücken der englischen Aussprache Buchstabe für Buchstabe so, wie jemand, der einen englischen Text deutsch liest. Der phonische Effekt war grausam, und ich erschrak nicht wenig. Aber der liebreiche Beamte erklärte: auch das sei englisch, und die Hauptsache, nämlich ihren und meinen Namen, habe sie richtig gesprochen.

Das war der zweite Zwischenfall.

Der dritte fügte sich mit unanständiger Eile an, nachdem wir auch den gefährlichen zweiten Satz hinter uns hatten: I call upon these persons here present to witneß that I (P. G. und B. O.) do take thee (B. O. und P. G.), to be my lawful wedded wife (oder husband).

Jetzt sollte ich nämlich Brigitte und Brigitte sollte mir den Ehering anstecken.

Vorzüglich! Aber, um aller Heiligen, hol' mich doch . . . wo sind die unseligen Ringe?

Ich tastete mich von oben bis unten ab und tat wie die Ratze im Liede der Studenten im Faust, ich fuhr in alle Löcher. Pein-

liches Gefühl! Höchst unangebrachte Armbeweglichkeit des Bräutigams, angstvolle Brigittenaugen, gelassenes Warten des stets würdigen präsidierenden Gentlemans.

Endlich! In der oberen Westentasche! In dieser verfluchten, eigens für Eheringe bestimmten Westentasche! Gottlob!

Daß ich ihr den Ring durchaus auf den Daumen stecken wollte, rechne ich schon gar nicht mehr als Zwischenfall.

Nun noch eine kleine Formalität; auch nicht ganz leicht, und ich hatte mit Angst auf sie gewartet; richtig: der Zeuge-Türhüter, bisher unbeweglich, zusammengesunken auf seinem Stuhle, spaltete plötzlich sein Gesicht durch eine von Ohr zu Ohr gehende Lippengrinslinie, erhob sich, schritt langsam und wohlwollend auf mich zu, gratulierte mit einem unendlich schmelzenden Gefühlston in der Stimme und reichte mir die Rechte. Das war der Augenblick, vor dem ich gebebt hatte, denn es galt, dieser Hand drei Schillinge zu applizieren und sie gleichzeitig mit herzlicher Wärme zu drücken.

Wohl mir! Es gelang! Mister Humpshley zeigte sich sehr geübt und virtuos, erwiderte den Druck meiner Hand, daß ich das Porträt Ihrer Majestät vom Prägebild des obersten Schillingstückes auf meine Hand übertragen erhielt, und begab sich voll Würde zur Türe hinaus.

Als wir das gleiche tun konnten, waren wir sehr froh, und wir werden sehr froh sein, wenn wir nun heute abend in Queensborough das Schiff nach Vlissingen betreten werden. Denn ich sehne mich schrecklich danach, Brigitte den Kiebitzhof und dem Kiebitzhof Brigitte zu zeigen.

Das ist unser letzter Brief aus London.

Wir sind
Deine Graunzers,
Gutsbesitzerseheleute.

* * *

Kiebitzhof, am 30. September.

Lieber Peter!

Christiane ist in Brigitte verliebt, Hansjörg ist in Brigitte verliebt, alle Pferde, Kühe und Schafe sind in Brigitte verliebt, ich bin in Brigitte verliebt, der ganze Kiebitzhof ist in Brigitte verliebt.

Resolut ist sie, sag' ich Dir! Schade, daß es die Tante nicht mehr sehen kann.

Auch die Zeit des Leidens, die wir miteinander durchgemacht haben (sie war etwas bittrer, als Du es vielleicht aus meinen Briefen hast ersehen können), ist ihr gut angeschlagen. Sie fühlt es selbst mit ihrer wunderbaren Gabe der unbewußten Erkenntnis durch das Herz, wie sie durch die Übel, die wir zusammen aushalten mußten, erst eigentlich reif und inwendig fertig geworden ist, und wir singen Dank unserm Leiden, das uns die Liebe der anderen beschert hat:

Du und ich, wir zwei beiden,
Wir wissen, was Leiden,
Wir wissen, was Lieben und Leiden heißt.
Wir haben's erfahren:
Mit Haut und mit Haaren
Hätte gern uns die Liebe der andern verspeist.

Nun wir uns gerettet
Und weich uns gebettet
In Ruhe weitab vom Gelärme der Welt,
Nun wollen wir warten
Den blühenden Garten,
Den Lieben und Lachen in Früchten erhält.

Jetzt braucht nur noch Prinz Peter zu kommen (denn Peter soll er heißen), und unser Glück ist voll.

Dein

Pankrazius,

der Ehemann.

XXX.

Kurzer Nachbericht über Herrn Pankrazius Graunzers Kindstaufen nebst einigen Bemerkungen über seine Leibes- und Seelenzustände in der Ehe

„Ach, a Maikatzerl!" sagte im Mai des Jahres, das auf die Freiersfahrten des Herrn Pankrazius Graunzer gefolgt ist, Frau Brigitte, als sie nach den Schmerzen der Entbindung zu sich kam und ein kleines Mädel neben sich liegen sah.

Herr Pankrazius aber hatte ganz vergessen, daß er einen Sohn gewollt, und gebärdete sich unbeschreiblich glücklich.

Und er lud Frau verwitwete Frankebeil in Nürnberg ein, daß sie Pate stünde, und es ging hoch her auf Kiebitzhof, als die erste Kindstaufe gefeiert wurde. Die Witib hielt eine Rede, und Herr Pankrazius hielt eine Rede, — bloß Frau Brigitte schwieg, aber sie konnte bloß nicht reden vor lauter Glück.

Dieses erste Mädchen erhielt in der Taufe den Namen Katharina, zum Andenken an die Gefahr, die Herr Pankrazius Graunzer im Pschorr zu Berlin so siegreich überstanden.

* * *

Ein und dreiviertel Jahr später hatte es Herr Pankrazius Graunzer wiederum sehr wichtig mit Trippeln und Leisegehen um die Wochenbettstube, und als er endlich hineingelassen wurde, da rief er: „Haben wir's Mariechen?"

Denn das zweite Mädchen sollte natürlich Mariechen heißen, zum ewigen Gedächtnisse an die gehäkelten Fallstricke von Dresden.

Und wahrhaftig, es war ein Mädchen.

Mutter Schützen sollte Pate stehen, aber sie ließ schreiben, es ginge nicht mehr mit den alten Beinen, aber sie wünschte, daß der

alte, verrückte Junge ein halbes Dutzend Mädchen kriegte zur Strafe dafür, daß er so ein närr'sches Luderchen wäre.

* * *

Und Mutter Schützen hat ihren Kopf durchgesetzt.

Es sind wirklich sechs Mädel hintereinander gekommen auf Kiebitzhof.

Sechs! Man kam in Verlegenheit um die Namen.

Auf die gute Laune und die Entfaltung der Leiblichkeit des Herrn Pankrazius Graunzer hat das aber nicht ungünstig eingewirkt. Er nimmt stetig zu an Heiterkeit der Seele und Rundlichkeit des Leibes.

Freilich, äußerlich kann er das Brummen nicht immer ganz lassen. Aber Frau Brigitte hat für solche Fälle ein gar siegreiches Lächeln zur Verfügung, das ihn schnell dazu vermag, seine Graunzerischen Monologe, wenn er sie durchaus vom Stapel lassen muß, in dem schön schweinsledern gebundenen Folianten abzuladen, der genannt ist: Der Seelenwälzer von Kiebitzhof, und auf dessen erster Seite die Fischartworte stehen: „Kurtzumb wer kein Ehegelibete hat, ist halb todt, mangelt ein stück deß Leibs, weiß kein seßhafft Häußlich wohnunge wie die Tartarische Heerkärch, ist nirgends daheim. Dann ob er schon ein Obtach hat, ist jhm, als wer er drein gelehnet, vnd sitzt wandersweiß wie ein anderer Landstreiffer im Gasthauß, niemand kocht für seinen Mund, niemand helt jhm das sein zusammen, weder das groß noch das kleinest Haußrätlein, weder das täglich noch das nächtlich, alles verschwind jhm vnter den Händen, hat niemand, dem er sein noht klaget, der jhm sein anligen abnimmt oder mit gleichen Achseln leichtert, keiner eyffert vmb sein Heyl, niemand warnet jhn mit trewen, vnd wann der Han todt ist, kreht kein Henne nach jhm."

Stilpe

Ein Roman aus der Froschperspektive

Erstes Buch
Der Knabe Willibald

Eine schlechte Kinderstube wird durch kein Begräbnis
erster Klasse wettgemacht.

Aus Stilpes zerstreuten Papieren.

Erstes Kapitel

Als mein Freund Stilpe geboren worden war, herrschte, wie das so üblich ist, viel Freude in der Familie. Dies um so mehr, als die Sache anfangs gedroht hatte, bös auszugehen.

Tante Pauline, die nachgezählt hat, will es beschwören, daß Stilpe-Vater an jenem schweren Tage dreiundachtzigmal: Um Gottes willen! gesagt hat, wobei er sich, zornig halb, halb mit der Miene eines zerknirscht auf alles Gefaßten in den Achselausschnitt der Weste fuhr und mit sämtlichen Fingern, außer den Daumen, die eben hinten steckten, auf beide Seiten der Westenbrust trommelte. Und dabei war Stilpe-Vater eigentlich ein sehr ruhiger Mann, seines Zeichens Lepidopterologe, und konnte von sich sagen, daß er die Welt mit Gelassenheit betrachtete.

Aber dieser Fall war zu sehr außerhalb der Erfahrungen seines Metiers. Das Kind lag nämlich schief, und Doktor Schatzheber, schon durch diesen Namen zum Geburtshelfer prädestiniert, sah sich genötigt, mit der Zange einzugreifen.

Um Gottes willen! Mit der Zange! Dem Lepidopterologen, der an die gelinde Art dachte, wie sich die Schmetterlinge auf diese Welt bringen, hätte sich das Haar gesträubt, wenn es nicht schweißnaß am Schädel geklebt wäre.

— „Nu, nu!" sagte Tante Pauline, „das ist das Schlimmste noch nicht. Die Hebamme hat mir erzählt . . ."

— „Um Gottes willen, Pauline, verschone mich! Du bist nie in der Lage gewesen. Also solltest du auch nicht . . ."

Tante Pauline rauschte ab. Es muß gesagt werden, daß die ganze aufregende Geschichte ihr eine gewisse Genugtuung bereitete.

Das Verheiratetsein hat also auch seine Schattenseiten! Ja, ja, ja!

Das versöhnte sie auf eine Weile mit der Welt.

Schließlich lief also alles gut ab, nur daß der kleine Stilpe eine kleine Eindöllung am Hinterkopfe aufwies. Tante Pauline hatte die Güte, fragend zu bemerken, ob derlei nicht Blödsinn zur Folge haben könnte?

— „Nein!" schnaubte Doktor Schatzheber, „aber wenn die Wöchnerin nicht bewußtlos wäre, würde ich Sie . . ."; dann wusch er seine Zange in Karbol.

* * *

Tante Paulines Benehmen ist schuld daran, daß ich vergessen habe, den Schauplatz von Stilpes Geburt zu nennen. Es vollzog sich dieser Akt in Leißnig, einer kleinen sächsischen Stadt, über die ich in Kürschners Quartlexikon nichts weiter finde, als daß sie an der Freiberger Mulde und nicht weit von dem Schloß Muldenstein liegt. Ich habe auch keinen Anlaß, mich bei diesem Gemeinwesen länger aufzuhalten, denn, wenn ich auch zu Beginn meiner Geschichte eine kleine Stilpopädie zu liefern gedenke, so bin ich doch weit entfernt, mich nach dem preiswürdigen Muster des lieben Meisters Rabelais auch mit den Windelerlebnissen meines Freundes zu beschäftigen. Selbst die erste Hose und die Schulzuckertüte bringt mich nicht von dem Vorsatz ab, erst in dem Augenblick einzusetzen, wo mein Freund in das versandfähige Alter eintritt, da man ihn von Hause weg und in fremde Hände gab, genauer gesprochen, da man ihn aus Leißnig nach Dresden, und zwar in die Königliche Erziehungsanstalt für Knaben in Friedrichstadt-Dresden gab, die unter dem Namen Freimaurerinstitut bekannt ist.

Zweites Kapitel

Das Freimaurerinstitut in Dresden-Friedrichstadt verfolgt nicht, wie man aus dem Namen schließen könnte, den Zweck, Freimaurer zu züchten, sondern es erblickt seine Bestimmung darin, aus jungen Knaben, die zu Hause schwer zu glätten sind, wohlpolierte Jünglinge zu machen. Es führt sie aber nicht bis zu jenen Höhen der Bildung, deren Erklimmung die Tore einer Universität öffnet, sondern es begnügt sich mit der bescheideneren, aber zuweilen doch recht mühereichen Aufgabe, seine Pflegebefohlenen nur bis zum Vorhofe des Tempels zu bringen. Dort gibt es ihnen einen leisen Schlag auf die Schulter (so, wie es den jungen Fohlen geschieht, wenn man sie aus dem Stalle läßt) und befiehlt sie der fördernden Gnade dessen, der aus Tertianern nach und nach Primaner und weiterhin im sanften Gleisgange Studenten, Doktoren, Pastoren, Professoren, Geheime Rät, Wirkliche Geheime Räte, kurz allerhand Lichter oder auch wohl bloß Leuchter macht.

Mein Freund Stilpe, von dem ich hoffe, daß ich ihn einst unsern Freund werde nennen dürfen (aber man hofft manchmal verwegen), wurde aus zweierlei Gründen in die Obhut dieser wissenschaftlichen und moralischen Brutanstalt gegeben.

Einmal geschah es deshalb, weil der Vater notwendig nach Südamerika reisen mußte, um dort auf irgendwelchen besonders begnadeten Wiesen irgendwelche Schmetterlinge zu fangen, die sich darauf kaprizieren, just und nur dort ihr Dasein hinzubringen, und die deshalb noch immer nicht in die ihnen gebührende Klasse der wissenschaftlichen Schmetterlingsordnung eingetragen waren. Stilpe-Vater hätte aber nicht mit der Seelenruhe, die zu einem solchen Geschäfte nötig ist, in das ferne Land ziehen können, wenn er seinen Sohn nicht in männlicher striegelnden Händen gewußt hätte, als es die der guten Stilpe-Mama waren. Denn es muß

gesagt werden, daß Mama Stilpe kein eigentliches Talent für Knabenerziehung besaß. Sie war eine liebe, nette und hübsche Frau übrigens, zu sanftlebig dazu und hatte das, für andere Kinder vielleicht recht passende, auf Willibald angewandt aber nicht ganz richtige Prinzip, lediglich mit Bonbons zu erziehen.

Sie handelte dabei nicht nach irgendeiner pädagogischen Schulmeinung, sondern ganz instinktmäßig. Da sie nämlich selber eine Liebhaberin von Konfitüren aller Art war, so hatte sie die Bemerkung gemacht, daß nichts auf ihre Psyche so beruhigend, begütigend, ja im eigentlichsten Sinne bessernd und, wenn die Bonbons besonders auserlesen waren, erhebend wirkte, als die linde sich lösende Süßigkeit dieser Konditorerzeugnisse, und sie meinte nun, es müsse das bei dem noch naiveren Kontakt zwischen der kindlichen Zunge und Seele im Kindesalter erst recht so sein.

In den einzelnen Fällen hatte es auch immer den Anschein, als ob sie recht hätte. Der kleine Willibald, so hatte man ihn in der Taufe benannt, reagierte wie ein Engel auf Bonbons. Aber von der höheren Betrachtungswarte der väterlichen Kritik aus machte es sich bald bemerkbar, daß das Allgemeinbild der Willibaldschen Entwickelung sich nicht völlig so süß ausnahm wie die einzelnen Reaktionserscheinungen. Kurz gesagt: Willibald war außerhalb der jeweiligen Bonbonwirkungen eine beträchtliche Range.

Der andre Grund zur Überführung des jungen Knaben ins Freimaurerinstitut lag mehr auf wissenschaftlichem Gebiete.

Wenn jemand einen Sohn bekommen hat, so meldet sich, kaum daß die erste Windel trocken geworden ist, die ernste Frage: Was soll der Junge werden? Ist es erstaunlich, daß Stilpe-Vaters Antwort darauf mit der Sicherheit einer Reflexbewegung lautete: Ein Lepidopterologe? Diese Antwort ist durchaus begreiflich. Stilpe senior empfand wie jeder Vater seinen Sohn als eine Fortsetzung seiner selbst; was lag da näher, als daß er in ihm auch den zu-

künftigen Fortsetzer seiner Lebensaufgabe sah? Und nun konnte er sich zwar sagen, daß er selbst schon manchen Schmetterling zur Ehre der Wissenschaft aufgespießt hatte, aber die sattsam bekannte Bescheidenheit unserer exakten Wissenschaftler erfüllte ihn doch zu sehr, als daß er nicht auch hätte hinzufügen müssen: Es gibt immer noch unaufgespießte Schmetterlinge genug, ja übergenug. Welch ein lieblicher Gedanke aber, daß der Sohn die Schmetterlinge einregistrieren wird, die einzuregistrieren dem Vater von einem neidischen Schicksale versagt gewesen!

Indessen: Stilpe-Vater war ein starker Geist und wußte die Subjektivität des väterlich Angenehmen von der Objektivität der Pflichten zu trennen. Er sagte sich: Man muß alle Türen offen lassen und bis zu dem Zeitpunkt warten, wo man aus den Schritten des jungen Menschen ungefähr ersehen kann, zu welcher er sich am fügsamsten leiten lassen wird. Nur nicht schieben und stoßen! Er war durch seinen Beruf an zartere Hantierung gewöhnt.

Daher gab er denn seinen Sohn, als der im lateinfähigen Alter war (ach, wie bald ist das ein Deutscher!), nicht mit plumper Hast auf ein Gymnasium, sondern richtete sein Augenmerk auf eine Anstalt, die beide Wege, den in die Humaniora, und den in die Realistika, offen ließ. Eine solche Anstalt war das Freimaurerinstitut. Im allgemeinen mehr den realistischen Disziplinen des menschlichen Wissens gewidmet, besaß es doch auch eine Selekta für die unter seinen Zöglingen, die es nach den Reizen des klassischen Altertums oder wenigstens nach den Laufbahnen gelüstete, die nur der lateinisch und griechisch geeichte Jüngling betreten darf.

So ward Willibald, als er acht Jahre alt war, in die Zöglingsabteilung des Freimaurerinstitutes eingereiht.

Acht Jahre alt! Mit Bonbons erzogen! Sehr eigensinnig! Sehr zart! Sehr blaß! Und nun plötzlich unter dem Glassturz

zärtlichster Bemutterung hervorgezogen und einer Knabenstriegelungsanstalt überantwortet, die geradezu spartanischen Erziehungsgrundsätzen huldigte . . .!

O mein kleiner Willibald, was wirst du erleben müssen! Wehe, die Zeit der Bonbons ist vorüber.

Willibald erhielt die Nummer hunderteinundsiebzig, als er ins Institut eintrat. Man schrieb sie ihm mit Tinte in die Wäsche, nähte sie ihm in die Kleider, klebte sie ihm in Stiefel und Mütze; sie stand auf seinem Kleider- und Bücherschrank, sie stand auf seinem Bette, sie stand auf seinem Waschbecken, seinem Stiefelwichsplatz, seinem Seifenkasten, und auch auf dem hölzernen Gewehre stand sie, mit dem er exerzierte. Denn es wurde exerziert in diesem Institute, exerziert unter der Leitung zweier schnauzbärtiger ehemaliger Unteroffiziere, die auch sonst als Knabendresseure einen wichtigen Platz im Erziehungsplane dieser martialischen Anstalt hatten.

Man kann daraus erkennen, wie eminent modern die Anlage dieses pädagogischen Institutes war. Sie ging nicht aufs Sentimentale, sondern aufs Robuste aus, sie wollte nicht Romantiker erziehen, sondern Realisten, sie wusch die jungen Häute nicht mit Mandelmilch, sondern mit Bimssteinseife. Wie in den meisten dieser Internate, so lebte auch in ihr das bewährte Staffelprinzip des Lebens, das sich in Kürze so darstellen läßt: Die Unteren sind die Fußschemel der Oberen, und keiner kommt ungetreten in die Höhe. So erfüllen diese Anstalten aufs vollkommenste den erzieherischen Zweck, aufs Leben vorzubereiten. Denn sie nehmen es in seiner ganzen Roheit vorweg. Der Spaltpilz des Illusionismus wird mit kräftiger Hand ausgemerzt, und die bedenkliche Neigung mancher jungen Seelen ins Optimistische wird durch reichlich und konsequent applizierte Blitzgüsse weggeschreckt.

So redet unsere erwachsene Philosophie. Aber, liebe Leute, so

ein kleiner Junge von acht Jahren ... Mein Gott, woher soll der erwachsende Philosophie haben? Er begreift mitnichten die Heilsamkeit des lebensvorbildlichen Getretenwerdens, er versteht ganz und gar nicht, wie wertvoll es ist, sich die junge Haut durch Schinden abhärten zu lassen, ihm fehlt jeder Sinn für das realistisch Tüchtige dieser ganzen Methode. Er fühlt sich einfach kreuzunglücklich. Er denkt an Muttern und weint.

So auch Willibald.

Was hat der arme kleine Kerl geheult unter seiner Bettdecke! Und wie hat er manchmal mit den Zähnen geknirscht vor Ingrimm, wenn ihn die Oberen drangsalten, ihn, den „Battling". So wurden nämlich die Kleinen genannt.

Die Battlingschaft war bitter wie die Rekrutenzeit. Ach nein: wohl bitterer noch. Denn, was so eine junge Seele empfindlich ist, das kann sich ein erwachsenes Gehirn manchmal gar nicht mehr vorstellen.

Deshalb wird es gut sein, ich lasse den Battling selber reden.

Drittes Kapitel

Die Briefe des Battlings

Liebste Mamma!

Du hast mir gesagt, das ich dir gleich schreiben sol, wie mir es gefellt im Institut. Es gefellt mir gar nicht. Die Jungens sind furchbar grob und haun mich immer und nenen mich Badling. Sie sagen, ich wär ein dumes Geschceche. Ich mag nicht mer dableiben und wil wieder nach Leisnig. Ach, liebste Mama, ich weine die ganze Nacht und dan kommen sie und haun mit einem Rohrstock auf die Bettdecke, die dinne ist. Und früh läßt mich der Schüsseloberst den Zucker karieren beim Kaffe und Mittags die Schiffelvice den

Braten, wen's welchen gibt, aber's giebt blos einmal welchen. Ach liebste Mamma kom doch gleich und hol mich ab. Sonst lauf ich dervon.

Mit herzliche Grüße

Dein

Dich liebender Sohn

Willibald Stilpe.

* * *

Meine liebe gute Mamma!

Du denkst, ich liege Dir was for, aber es ist doch alles war was ich Dir geschrieben habe. Gestern haben sie mich wieder das Fleisch wollen karieren lassen. Da hab ich gesagt, ich sags dem Lehrer, da haben sie mich untern Tisch gesteckt und gesagt ich soll die Wacht am Rhein singen und sie wollen den Takt treten mit den Beinen, und haben mich auch getreten. Aber gesungen hab ich nicht. Ach meine liebe gute beste Mama, schick mir doch eine Kiste mit Wurst und Gänsefett, daß ich auch was hab auf die trockenen Dreierbrotchen, die wir zum Frihstick kriegen, und ich dem Schiffeloberst was abgeben kann, daß er mich nicht immer den Zucker frih karieren läßt.

Mit herzlichen Grüßen

Dein Dich liebender Sohn

Willibald Stilpe.

Ich hab einen Freund, der heißt auch Willi, er sitzt neben mir in der Klasse. Dem wil ich auch Wurst geben, weil er mir auch Wurst gibt.

* * *

Meine allerliebste gute Mamma!

Ich liege Dir ganz gewiß nichts vor. Wenn ich in die Ferien komme, will ich Dir schon zeigen, was ich für blaue Flecke hab,

und einen ganzen Bischel Haare hat mir Einer ausgerissen, wo ich gar nichts gemacht hatte. Blos, weil ich ihm die Stieweln nicht butzen wollte. Und den Lehrern darf man nichts betzen, dan krigt man blos noch mehr Keile, und die Lehrer thun den Großen doch nichts. Wenn ein Battling betzt, missen ihn auch die andern Battlinge mit verhauen, und er darf auch nicht mitspielen.

Die andern Jungens krigen alle Taschengeld für wenn die Obstfrau kommt. Die kommt zweimal in der Woche und hat viele schöne Sachen, Johannisbrot und Äpfel und Birn und Mispeln, aber Blockzucker darf sie nicht haben. Du darfst mir aber das Geld nicht selber schicken, sondern dem Herrn Inspektor Teurig, der giebt mir dann jede Woche zwanzig Fenge.

Es grüßt Dich Dein
Dich liebender Sohn
Willibald Stilpe.

Mein Freund Rammer läßt Dich auch grüßen.

* * *

Liebe, gute, allerliebste Mama!

Ich bedanke mich sehr schön für die große Kiste. Ich habe der ganzen Schiffel Leberwurst und Pfannkuchen gegeben und stehe jetzt sehr gut beim Schiffeloberſten und den andern. Du schreibst, ich soll Dir schreiben, was ich den ganzen Tag mache. Das will ich thun. Also paß auf: Um fünf Uhr frih klingelt eine Klingel am obern Schlafsaal und dann schreien die beiden Herrn Inspektoren: Aufstehn! Aufstehn! Die erste Abteilung sich da zuhalten! Die erste Abteilung sind nämlich die Battlinge. Wir springen nun schnell aus den Betten raus und rennen in den Stiefelwichssaal und wichsen unsre Stiefel an den Beinen ohne Ausziehn sehr blank. Dann rennen wir in den Waschsaal, wo jeder sein Waschbecken hat, aber nicht aus Borzelan, sondern zum Umkippen aus Blech.

Die Herren Inspektoren passen auf, daß wir die Hemden runterziehn und nicht so spritzen. Das Wasser ist wie Eis, und die Seife hat jeder in einem Schiebekasten bei sich, wo sich auch der Waschlappen und die Kämme aufhalten. Dann rennt jeder in den Kammsaal und kämmt seine Haare. Ich hab einen Scheitel machen missen links, aber ohne Pomade, mit Wasser. Wenn Einer Läuse hat, so nennen sie ihn Lausewenzel. Es kommt beim Haareschneiden raus und ist eine große Schande und wird mit Essig gewaschen. Ich dachte schon, ich hätte welche, weil michs immer picken that, aber ich hatte keine. Mein Freund Rammer hat mal welche gehabt, aber dann hat er beim Haareschneiden immer gebetet Lieber Gott gieb das ich keine Läuse hab, und dann hat er keine mer̈ gehabt.

Ich muß nun schließen, weil es gleich zum Bettegehn klingelt.

Es grüßt und küßt Dich

Dein Dich treu liebender

Sohn

Willibald Stilpe.

* * *

Meine gute liebe allerbeste Mama!

Der Herr Inspektor hat mir gesagt, das Du Taschengeld fir mich geschickt hast. Das hat aber der Schiffelvice gehehrt, und da hat er mir gesagt, ich solls keim sagen und soll ihm finf Pfenge borgen. Das ist aber verboten; aber ich muß ihm doch borgen, weil er mich sonst am Sonntag das Apfelmus karieren läßt und selber ißt.

Nun will ich fortfahren, was ich thu, wenn ich meine Haare gekämmt hab. Dann gehts nauf in die Arbeitszimmer und wird die Schulsachen nochmal durchgegangen. Wenn alle Abteilungen mit Wichsen und Waschen und Kämmen fertig sind wird angetreten und die Herren Inspektoren sehen einen an, ob man reine gewaschen

ist und auch die Stiewelsohlen ganz sind, besonders hinter den Ohren, wo sich manchmal Schmutz befindet und man dann karieren muß. Dann singen wir in der Aula Nun danket alle Gott oder andere schöne Gesangbuchslieder und ein Herr Lehrer betet ein Gebet, was er gerade auswendig kann. Dann gehts zum Kaffetrinken, wo immer jede Schissel, welche aus vier jungens besteht und einen Schisseloberst, Schisselvice, Schisselterz und Schisselschund hat, eine Kanne Kaffe krigt und jeder drei Eckchen Semmel und zwei Stikchen Zucker. Der Zucker wird gewöhnlich in die Semmel nein gebohrt und dann gedunkt, das schmeckt wie Kuchen. Die Schisselschunds krigen aber nicht immer alle zwei Stikchen Zucker, weil manchmal welche fehlen. Wenn Kaffe getrunken ist, ist eine Arbeitsstunde, wo Schularbeiten gemacht werden. Ein Herr Lehrer paßt auf, das keiner abschreibt. Manche Jungen schreiben aber doch ab. Ich wage mirs nicht.

Nun lebe wol meine liebe gute Mamma, mein Nachbar schubt mich immer, daß ich Messerspießen soll mit ihm. Das ist ein sehr schönes Spiel. Auch Federtippens wird gespielt. Ich habe drei Goldhahnfedern gewonn, eine ganz neue dabei.

Es grüßt und küßt Dich Dein

treuer Sohn

Willibald Stilpe.

* * *

Liebe Mama!

Du weißt nicht, was Blockzucker ist? Ich werde es Dir erklären. Das sind rote oder gelbe oder weiße Tafeln, und die roten schmekken nach Himbeer, die gelben nach Apfelsine und die weißen nach Citrone. Die roten schmecken am schönsten. Wenn man eine Tafel kauft, das kostet zehn Pfennige, und jede Tafel hat fünf Abteilungen zum Abrechen. Nicht war, jede Abteilung müßte doch blos zwei

Pfennige kosten? Kostet aber einen Dreier. Rammer sagt, im Biedchen draußen kostet eine Tafel überhaupt blos fünf Pfennige. Aber die Jungens, die blos in die Schule kommen hier und zu Hause wohnen, die bringen sie mit und sagen, sie kosten zehn Pfennige. Wenn ein Junge kein Geld hat, so kann er auch seinen Braten dervor geben. Vor Schweinebraten krigt man zwei Stückchen, aber vor Rinderbraten blos eins, das heißt, weißt Du, das ist blos bei den Battlingen. Die Großen kriegen schon mehr. Nun weißt Du, was Blockzucker ist.

Ich will Dir nun schreiben, was nach der Arbeitsstunde frih kommt. Da kommt die Schule. Rechnen ist sehr schwer hier, weil der Lehrer, den die Jungens Buschklepper nennen, so ein eklicher Fritze ist. Das sagen alle. Biblische Geschichte ist sehr schön, aber im Lateinischen sind die Verba schwer zum abwandeln. Ich will aber doch in die Selekta. Die Selekta darf abends eine Stunde länger aufbleiben. Geographie ist sehr ausgedehnt. In der Geschichte gefallen mir die alten Germanen vortrefflich gut. Aber die Römer siegen immer. Naturgeschichte ist sehr mies, weil sie auch der Buschklepper hat. Nicht wahr liebe Mama, die Menschen legen keine Eier. Rammer sagt, sie legten welche. Dann kommt das Mittagessen. Erst betet einer Komm Herr Jesu sei unser Gast und segne was Du uns bescheret hast, und wenns alle ist, betet wieder einer Wir danken Dir Herr Jesu Christ, das Du unser Gast gewesen bist. Aber er ist natürlich nicht wirklich da, sondern man muß sich ihn selber denken. Es giebt meistenteils Rindfleisch mit Gemiese, und Brot kann sich jeder nachholen, wenn er noch nicht satt ist. Ich hole mir immer welches. Bier giebts keins, blos Wasser. Wir haben einen neuen Schüsseloberst. Das ist der schönste Junge im ganzen Kasten und ein Serbe. Er ist sehr gut und macht feine Witze. Gestern sagt er zu mir: „Du, Schund, jetzt laß ich dichs Wasser karieren." Da haben wir aber alle gelacht. Er heißt Mio-

kovitsch. Ist das nicht ein schöner Name? Wenn ich groß bin, geh ich mit ihm nach Serbien. Er kann den Ball übern Thurm pritschen. Auch die Riesenwelle kann er. Er hat aber auch schon beinah einen Schnurrbart. Ich hab ihn furchtbar gern. Liebe Mama, die Kiste ist schon lange alle.

Es grüßt und küßt Dich

Dein Dich vielmals liebender Sohn

Willibald Stilpe No. 171.

* * *

Liebe gute Mamma!

Der Schiffeloberst hat gestern dem Terz eine Schelle neingehaun, weil er mich geknufft hat. Schick mir doch Pfannkuchen in der Kiste. Er ißt sie furchtbar gerne. Denke Dir nur: sein Vater ist Feldherr der Serbier. Ich hab sein Bild gesehen. Es ist keine Sohle. Überhaupt: Miokovitsch schwindelt nicht. In seinem Photographiealbum hat er auch viele furchtbar schöne Bilder von Mädchens. Die Großen nennen ihn alle den schönen Mio. Dem seine Muskeln solltest Du mal sehen, liebe Mamma! Sie sind so dick wie meine Waden. Er braucht sich auch keinen Scheitel zu machen, weil er Locken hat. Niemals läßt er mich karieren, denn er ist überhaupt sehr edelmütig. Seine serbischen Briefmarken krieg ich alle. Er kann furchtbar turnen. Gestern ist er in der Nacht ausgestiegen und am Blitzableiter nunter geklettert. Weil ich gerade an dem Fenster liege, hab ichs gesehen. Daß Du nicht petzt, hat er gesagt, und ich solls auch keinem Jungen sagen; ich sags gewiß keinem. Er ist erst nach einer Stunde wiedergekommen, und da war er so lustig, daß er mir einen Kuß gegeben hat. Ich weiß auch, warum er nunter geklettert ist. Er hat sich einen Strauß geholt. Den ganzen Tag hat er ihn immer in seiner Tasche gehabt.

Mir gefallts jetz ganz gut hier. Liebe Mamma, schick doch ja recht viele Pfannkuchen.

Es grüßt Dich Dein treier

Sohn Willibald Stilpe.

* * *

Liebe Mamma!

Weil Du schreibst, daß ich Dir nicht geschrieben habe, was wir nach dem Essen thun, so will ich es schreiben. Da wird exeziert. Das ist sehr mühsam und mit Grobheit verbunden, weil die Herren Inspektoren so schreien müssen und sich ärgern, wenn die Jungens alles falsch machen, was natürlich ist, denn wenn man es noch nicht kann, so ist es sehr schwer. Ich möchte lieber bei den Tromlern sein, und Miokovitsch will schon dafür sorgen. Dann werden die Kleider ausgekloppt und vorgezeigt. Der Inspektor kloppt auf die Hosen, und wenn Staub kommt, so wirds aufgeschrieben, und wer drei Mal aufgeschrieben ist, der darf nicht mit spielen später. Bei manchen kloppt der Inspektor aber leise und bei manchen derb. Dann ist wieder Schule. Hernach aber giebts Vesperbrot und dann dürfen wir drei Stunden spielen. Räuber und Dragoner ist das Schönste. Ich hab einen Versteck, den keiner rauskriegt. Da können sie lange suchen, wenn ich durchs Fenster in den Badebassin krauche. Pritschball ist auch sehr schön, aber die Pritschen sind so lang, daß man oft vorbeihaut, und dann brillen die andern. Die Seite, wo Miokovitsch ist, gewinnt immer. Er hat die schwerste Pritsche, aber er macht selten mit. Überhaupt ist er oft nicht da, wenn gespielt wird. Ich hab ihn mal gefragt, warum er immer nicht da ist. Da hat er gesagt: Du bist neugierig Schund, aber wenn du's niemand sagst, will ich Dir's verraten. Aber er hat mich blos verulken wollen, denn es ist doch

Unsinn, daß er auf dem Mond spazieren geht. Solche Witze macht er immer.

Liebe Mama, warum schickst Du die Pfannkuchen nicht.

Es grüßt Dich Dein
teurer Sohn
Williwitsch.

* * *

Liebe, gute Mama!

Ich habe furchtbar lachen müssen, weil Du schreibst, ob es nicht recht wehtut, wenn der Herr Inspektor auf die Hosen kloppt. Du denkst wol, wir haben sie an, wenn er kloppt? Nein, das sind die andern, die erste Garnitur, die gekloppt werden. Nun will ich aber endlich schreiben, was abends gemacht wird. Da wird erstens Abendbrot gegessen, wobei auch Biertrinken stattfindet. Es ist aber natürlich blos einfaches. Dazu giebt es Brot und Butter oder Fett. Fett ist mir lieber, denn die Butter ist sehr häufig ranzig. Viele Jungens schmieren sie dann untern Tisch oder schnippen sie mit dem Messer an die Decke. Dann fällt sie manchmal nächsten Tag in die Suppe. Weshalb es ein Unfug ist und man Schellen kriegt, wenns gemerkt wird. Natürlich wagen sichs blos die Großen. Im Winter soll die Butter auch von vielen Jungens gesammelt werden, und sie machen dann abends auf dem Ofen im Arbeitszimmer Butterbäbe draus mit geriebenen Brot. Das muß fein schmecken. Dann gehts wieder naus zum Spielen und dann ist Arbeitsstunde oder Selbstbeschäftigung, wobei Briefe geschrieben werden oder sonst welcher Unsinn gemacht wird, weil kein Inspektor dabei ist. Dann gehts um Neune schlafen, wobei das Schnarchen durch Anspritzen beseitigt wird. Miokowitsch klettert jetzt egal zum Fenster nunter. Mit Rammern bin ich schiech, weil er sagt, Miokowitsch wär ein Schlowake. Ich brauch überhaupt keinen Freund,

weil mich Miokowitsch zu seinem Leibschund ernannt hat. Deshalb heiß ich auch Williwitsch.

Dein Dich liebender

Sohn

W. St.

* * *

Liebe Mama!

Schiech sein ist, wenn man mit Einem nicht mehr Freund ist. Leibschund ist kein Schimpfname sondern sehr ehrenvoll.

Wie's am Sonntage zugeht, das ist sehr langweilig, wenn man niemand in der Stadt hat, zu dem man Urlaub kriegt. Weißt Du denn gar niemand, wo ich hingehen kann? Früh gehen wir in die Kirche. Da haben wir einen besondern Platz und alle Bänke sind furchtbar bekritzelt, wo die Freimaurer sitzen. Die meisten Jungens nehmen sich Bücher zum Lesen mit. Ich sitze aber so nahe beim Inspektor. Zu Mittag gibts Kompot und abends Tee und Käse. Wenn schönes Wetter ist wird Spaziergang gemacht. Es ist aber ledern, weil man so zwei und zwei in einer Reihe geht. Und ich muß mit Rammern gehn, mit dem ich schiech bin. Er will immer zu reden anfangen, aber fällt mir gar nicht ein. Er soll erst sagen, daß Miokowitsch kein Schlowake ist.

Liebe Mama, ich danke recht schön für die Pfannkuchen, aber es waren sechs ungefüllte dabei.

Es grüßt und küßt Dich

Dein teurer Sohn

Williwitsch.

Viertes Kapitel

Man hat, denk ich, aus den Briefen des Battlings ersehen, daß Klein-Willibald, nicht ohne instinktive Lebenskunst, es verstanden hat, aus dem sauren Apfel, in den zu beißen er gezwungen war, nach Möglichkeit Süßes zu saugen. Er hat unbewußt nach einem Rezept gehandelt, das auch Erwachsenen häufig probat erscheint zur Aufhöhung des Lebens: er hat sich einen kleinen Heroenkult eingerichtet. Und, wie klug der kleine Bursche doch war! Er blieb nicht in der Ferne stehen und schwärmte platonisch, sondern er begab sich frohgemut und entschlossen in die Klientel seines Idols.

Die Gelegenheit, jetzt schon zu konstatieren, wohin sich das Häkchen krümmen will, wäre günstig, aber ich möchte dem Leser auch etwas zu tun geben und überlaß es also ihm, nachzumessen. Nur bitte ich, sich nicht gleich ein Schema zu machen. Des Menschen Seele ist manchmal schwankender als der Gang eines Betrunkenen durch einen Sturzacker. Aber: wie Sie wollen!

An mir ist es, weiter zu erzählen und zu sagen, daß Jung-Stilpe allmählich aus dem Stande eines Battlings in den nächst höheren eines Quarks emporrückte. Das heißt: er wurde nun nicht mehr bloß geschunden; er durfte auch selber ein bißchen mitschinden.

Es wäre nur menschlich gewesen, wenn er sich in diesem Zustande wohler befunden hätte, als in dem vorigen. Aber es war nicht so. Am Selberschinden fand er wenig Geschmack, und so entging ihm die tröstliche Genugtuung, die nicht bloß im Freimaurerinstitut in Dresden-Friedrichstadt den meisten Menschen das Geschundenwerden erträglicher macht. Er hatte keinen Sinn für das Wohltuende, das in der Möglichkeit liegt, von oben empfangene Püffe nach unten weiterzugeben.

Es tut mir leid, aber ich muß es feststellen: er dokumentierte da-

mit einen betrüblichen Mangel an Begabung für realistischen Lebensverstand. Die Strafe für diesen Defekt konnte nicht ausbleiben: er fühlte sich jetzt elender als früher. Denn, während er sich die jetzt offenstehende Gelegenheit der Ableitung nach unten entgehen ließ, verringerte sich doch nicht seine Empfindlichkeit für die Stöße von oben. Im Gegenteil: er empfand sie viel peinlicher. Denn er hatte an Kritik zugenommen. Die Großen standen ihm jetzt näher, und so erkannte er, daß allerlei Dinge an ihnen waren, die sie eigentlich nicht berechtigten, die Kleinen stolz und schlecht zu behandeln. Er sah, daß es keineswegs alle Helden waren wie der gepriesene Mio, es entging ihm vielmehr nicht, daß es unter ihnen Burschen von unzweifelhaft gemeinen Qualitäten gab. Von diesen sich schinden zu lassen, das hielt schwer und tat ungemein weh.

Es kam für Jung-Stilpe die Zeit der ersten Zweifel an der zweckmäßigen und gerechten Einrichtung dieser Welt. Zehn Jahre erst alt, und schon mußte er an allerlei Warums nagen.

Warum darf mich Börner knuffen, da er doch unter den Großen als Feigling verachtet ist?

Warum darf mich Roscher Dummer Quark nennen, da es doch allgemein bekannt ist, daß er der Dümmste in seiner Klasse ist?

Warum darf ich den Bodemann nicht wieder ohrfeigen, da er doch schwächer ist als ich?

Alles bloß, weil ich noch ein Quark bin?

Ja, zum Teufel, warum tun sich die Quarks nicht zusammen und wehren sich? Wenn sie alle zusammenstünden und vielleicht noch die Battlinge heranzögen, so müßten sie die Großen, die ja viel weniger sind, unterkriegen!

Aber auf dieses Warum wußte er die Antwort. Die Quarks waren, bis auf wenige, zu denen er gehörte, Memmen, Gesindel. Sie machten es mit den Battlingen nicht besser, als die Großen mit ihnen, und untereinander knufften und pufften sie sich noch

mehr, als sie von den Großen geknufft und gepufft wurden. Ganz sicher, wenn er es sich etwa einfallen ließe, gegen die Großen aufzumucken: die meisten Keile würde er von den Quarks kriegen.

Das war eine böse Situation für den kleinen Stilpe, um so böser, als Mio ins Land seiner Väter zurückgekehrt war.

Die Umstände, unter denen sich dieses Ereignis vollzogen hatte, waren nicht ganz normaler Natur: Herr Mio war geschaßt worden.

Warum? Der kleine Stilpe hörte was läuten, aber nicht zusammenschlagen. Es ging ein Munkeln durch die Jungens, als ob ganz Unerhörtes sich begeben hätte. Mio hatte etwas völlig Unsagbares getan, etwas, wofür den Quarks und gar den Battlingen die Begriffe fehlten.

Gewiß etwas Großartiges, dachte sich Stilpe, und sein Held erschien ihm nun im Zauber des Geheimnisvollen noch gewaltiger. Ihn selber hatte er wohl gefragt, aber es war ihm wieder die Antwort vom Monde geworden:

— Die Pauker wollen nicht, daß man auf dem Mond spazieren geht, und vorzüglich nicht mit ihren Töchtern.

Mit ihren Töchtern? Auf dem Monde? Welche furchtbaren Geheimnisse! Dem kleinen Stilpe rollte es gruselig, aber warm übers Rückenmark.

Er fühlte: der Mond war bloß ein Symbol, so wie der Herr Jesus Christ als Mittagsgast, aber die Töchter der Pauker, die waren reell gemeint.

Himmel, wer das Symbol vom Monde ergründen könnte?

Eine Paukerstochter fragen?

Pfui, wer wird sich mit Mädchen einlassen!

Jung-Stilpe war noch im Alter des Jungenstolzes, der im Mädchen etwas befleckend Untergeordnetes sieht. Mädchen! Das kam noch weit hinter den Battlingen. Was das für jämmerliche

Dinger sind! Höchst feige Geschöpfe. Also kein standesgemäßer Umgang für ritterliche Enkel der alten Germanen.

Aber Mio war trotzdem mit solchen Dingern „auf dem Mond spazieren gegangen"? Konnte Mio, der Held, etwas Unritterliches tun? Nie! Es mußte vielmehr etwas höchst Ritterliches gewesen sein.

Wer weiß; vielleicht war eben das Spazierengehen auf dem Monde das einzig Ritterliche, das man mit diesen Wesen tun konnte.

Wenn man nur erst wüßte, was es wäre!

Mio hatte, als der kleine Willibald durchaus wissen wollte, was unter dem Mondspazierengehen zu verstehen sei, die Schonung seines Schnurrbartes gestrichen und mit einem sonderbaren Lächeln gesagt: „Williwitsch, wenn ich dir das erkläre, schaffen sie dich auch. Warte noch, bis dir so was wächst, und dann wirst du's von selber erfahren."

Mein Gott, wie geheimnisvoll! Es hing also mit dem Schnurrbart zusammen! Für Quarks war demnach der Mond durchaus unerreichbar, denn ein Quark mit einem Schnurrbart war undenkbar. Man mußte mindestens ein Strunk werden. Aber auch unter den Strunks war ein Schnurrbart, d. h. die erste Andeutung eines Anfluges davon, ein unerhörtes Wunder. Fliczek war der einzige unter den Strunks, der so etwas wie einen Flaum auf der Oberlippe hatte.

So wurde Fliczek das Idol.

Willibald machte sich an ihn heran. Er opferte Hekatomben von mütterlichen Pfannkuchen, ihn zu gewinnen. Schließlich gelang es ihm mit einem Osterfladen. Aber Fliczek war kein Held, kein Mio. Er aß den Osterfladen und würdigte Willibald seines Umgangs, aber es stellte sich heraus, daß dieser schnurrbärtige Strunk vom

Monde einstweilen nicht viel mehr wußte als der schnurrbartlose Quark.

Also hing es vom Schnurrbart allein nicht ab.

* * *

Da wurde Willibald selber ein Strunk. Zwölf Jahre war er nun alt. Die Periode der wesentlich körperlichen Schindung mit Ohrenlangziehen, Andenhaarenreißen, Schellenkriegen war im allgemeinen vorüber. Die Drangsale fingen an, hauptsächlich seelischer Natur zu werden. Die Strunks, die nur die Großen noch über sich hatten, wurden von diesen nicht geprügelt, sondern verhöhnt.

So ein Strunk, das ist wohl was! Bildet sich vielleicht ein, daß er schon ein Großer ist? So ein Jämmerling! Hat noch kurze Hosen an und tut sich dicke! Vielleicht, weil er Selektaner ist? Weil er seinen Namen mit griechischen Buchstaben in alle Bücher schreibt? Ist was Rechtes! Ist doch noch ein kleiner Junge, mit dem man lange noch nicht über alles reden kann.

Aber immerhin kamen die Selektaner unter den Strunks schon mit den Großen in einige Berührung. Da sie mehr Schularbeiten zu machen hatten, als die übrigen, durften sie mit den Großen eine Stunde länger aufbleiben. Diese Arbeitsstunde wurde, da die Inspektoren im Schlafsaal sein mußten, nicht ständig überwacht. Es kam nur zuweilen der Direktor, um nachzusehen, ob die Stunde nicht etwa ausgedehnt wurde, und um nachzuriechen, ob nicht geraucht worden war. Aber, wenn der Direktor Kegelabend hatte, war man sicher. Dann rauchte alles, auch die Strunks. Es gab sogar eine Wasserpfeife! Und wer gut turnen konnte, kletterte die Mauer hinan, ließ sich auf den Briefkasten hinab, sprang auf die Straße, lief ins Böhmische Brauhaus und holte Bier.

Ha, was für Gelage: Richtige, große Deckelgläser schwang man, und Lagerbier war drin! Da wurden die Großen vertraulicher.

Aber alles durften die Strunks doch nicht mitmachen. So, wenn ein Nachtscheuern war und die Dienstmädchen in den Korridors herumkicherten. Dann kicherten die Großen draußen mit, aber die Strunks mußten im Hofe und Garten Posten stehen.

Zweifellos: Das hing mit dem Monde zusammen. Freilich nicht im hohen Sinne des Miokowitsch! Der hätte nie mit Dienstmädchen gekichert, die den Scheuerlappen in den Händen hatten.

* * *

So kam Jung-Stilpe ins dreizehnte Jahr, und seine Sehnsucht war vergeblich hinter dem Monde her und, was dessen tiefster Sinn eigentlich wäre.

In der Schule ging alles passabel, bis aufs Rechnen; seine Mitstrunks achteten ihn als einen, der alles Verbotene kühn und heiter mitmachte und nie petzte, aber enge Freunde hatte er keine, weil er, wie die andern sagten, zu eingebildet war. In der Tat hielt er sich für reichlich dreimal so gescheit wie alle übrigen, wenn auch nicht gerade in den Fächern, die auf dem Stundenplane standen.

Daß er sich auch in die spezifische Geheimkunst der Knabeninstitute einführen ließ, bedarf nicht besonderer Erwähnung. Er übte sie aber noch ohne jene Perspektive, die erst aus der Erkenntnis vom Wesensunterschiede der Geschlechter erwächst. Indessen: es liegt in der Natur dieser bedenklichen Kunst, daß sie den Hunger nach jener bedenklichen Erkenntnis weckt. Oh, die Augen Willibalds damals! Was wollten sie nur, daß sie zuweilen so weit offen und starr waren, glühten und glosteten, flackerten und sich weiteten?

Wirklich, meine werten Herren Pädagogen, es genügt nicht, mensa abzufragen und den Jungens auf den Zahn zu fühlen, ob der Peloponnesische Krieg festsitzt, — Sie müßten ihnen auch manchmal in die Augen sehen. Sie, die Sie mit unfehlbarer Sicherheit jedes Jota subscriptum aufstöbern, das zuviel geschrieben wird,

sehen Sie denn nicht, daß da unten in diesem Auge ein häßlicher Wurm sitzt? Um Gottes willen, rotten Sie diesen Wurm aus, Herr Professor, er ist viel bedenklicher als zehn falsche Jota subscripta. Aber es ist mehr dazu nötig, als rote Tinte, und der Rohrstock tut's freilich nicht. Denken Sie bloß an sich, und was alles Ihnen der Wurm weggefressen hat! Wie? Sie verbitten sich diese Verdächtigung? Ja, dann freilich!

Jung-Stilpe also, dreizehn Jahre alt, war bereits wurmstichig. Werden wir uns wundern, daß er in puncto puncti frühreif ward? Nun, es gibt viele solche Wunderkinder. Wir wollen uns nicht anstellen, als fänden wir das so verwunderlich. Oder wollen wir doch? Schön, wem es würdig dünkt, der tue seinem Herzen keinen Zwang an und entrüste sich. Hier stehe ich mit meiner ganzen Breitseite; es haben viele faule Äpfel Platz.

Also: Jung-Stilpe suchte mit sonderbaren Blicken nach jener Perspektive, die ihm noch fehlte. Da kam das, was wir den Zufall nennen, und was unsere Vorvordern den Teufel genannt haben, riß den Nebel entzwei und sagte leise und mit infam linder Stimme: „Bitte, da!"

Es kam so: Der Direktor hatte wieder einmal Kegelabend, und die Selektaner taten sich gütlich an Alkohol und Nikotin. Sie waren alle beieinander, nur einer fehlte, der mit dem Schnurrbart, Wenzel Fliczek.

Sie sitzen alle recht sorglos und im süßen Genusse des Verbotenen beieinander, da tut sich die Türe auf, und Fliczek schreit herein: „Fenster auf! Lichter aus! Der Alte kommt übern Hof!"

Dann, wie die Lichter ausgelöscht sind, flüstert er leise zu jemand Unsichtbarem hinter ihm: „Schnell, da nein, unters Katheder!"

Willibald war gerade daran, als Letzter zum Fenster hinauszuspringen. Da, aber, wie eigen das war, drehte es ihn um.

Was denn nur? Unters Katheder!

Er duckte sich dort in die Ecke.

Da, wie es raschelt! Und neben ihm, hart neben ihm drückt sich was Weiches.

Gott, o Gott! Was mag das sein! Wie warm! Oh, und wenn tausend Direktoren kämen! Die süße Angst!

— „Wer bist denn du?"

— „Sei doch stille! Der Direktor . . .!"

Herrgott, wie weich und warm!

— Rem! Hm! Rem! — Es kommt den Gang herauf. Die Türe schlägt.

— Rem! Hm! Rem! — Jetzt ist er wohl im Zimmer? Ja, man hört ihn ja schnaufen.

Willibald fühlte zwei Arme an seinem Hals und an seiner Seite ein drängendes Klopfen.

Gott, was ist das! Was ist das! Er kann nicht anders, er muß seinen Mund darauf drücken. Oh, ist das schön!

— Rem! Rem! Hm! Rem! — Die Türe wieder zu. Schritte . . . fort . . .

Das Warme neben ihm bewegt sich. Die Arme lassen ihn los.

— „Wer bist du denn?"

— „Wer bist denn du?"

— „Ich bin Stilpe aus der dritten Klasse."

— „Laß mich doch los!

— „Nein. Wer bist du denn?"

— „Die Josephine."

— „Buschkleppern seine?"

— „Ja doch! Laß mich doch!"

— „Du! Du!"

Und er hängt sich fest an sie, und es ist ihm, als wenn er schwerer und größer würde.

— „Aber so laß mich doch, ich muß fort."

Nein, er kann nicht loslassen. Er wühlt sich mit seinem Kopf in all das Weiche, Warme, was um ihn ist.

Da, jetzt hat er ihren Kopf in den Händen und drückt ihn mit aller Kraft.

— „Du, das tut ja weh!"

Aber sie geht nicht. Sie läßt sich noch eine Weile so halten. Dann kommen auch ihre Hände an seinen Kopf, und nun fühlt er ihr Gesicht an seinem.

Ach, wie die Lippen weich sind.

— „Du beißt mich ja!"

Himmel, was ist das! Sie küßt ihn.

Gott! Gott! Gott!

Jetzt ist sie fort.

Noch eine Weile liegt er unterm Katheder. Dann taumelt er auf und rennt in den Schlafsaal. In seinem Bette weint er. Und stammelt ihren Namen. Schläft, naß von Tränen, ein.

Wie er am Morgen aufwacht, ist alles verändert um ihn herum. Er möchte schreien vor Gefühl. Josephine! Josephine! Das ist der Mond! Das ist er!

Dann wird ihm angst. Er möchte fort. Ausreißen. Nach Hause. Sich verstecken.

Gottlob, daß Sonntag ist. Er singt in der Kirche so laut, daß der Inspektor ihn anrüffelt. In sein Gesangbuch, auf seinen Kirchenplatz, überallhin schreibt er Josephine.

Und das Wort schiebt sich in ihm hin und her, und nach dem Schema von „Nun danket alle Gott" schreibt er in unbeholfenen Versen die Erlebnisse dieser Nacht.

Das war die erste Regung.

Denn von nun ab wollte er — ein Dichter werden.

Fünftes Kapitel

So ein kleiner Junge, der Dichter werden will, ist ein merkwürdiges Phänomen. Es verlohnt sich wohl, es näher zu betrachten.

Es ist keineswegs dasselbe, wie wenn etwa einer in Prima anfängt, die Papierleyer zu schlagen. Da pflegt meist Nachahmungstrieb und Ehrgeiz der Hauptgrund zu sein, und die Fälle sind selten bemerkenswert. Schon, weil sie, selbst in unserer Zeit noch, gar zu häufig sind.

Aber wenn die Verse so früh flügge werden, wie bei unserm Stilpe, dann liegt die Sache tief und verdient Beachtung. Bloße Nachahmung ist es nicht, Ehrgeiz steckt gar nicht dahinter, — was also ist es wohl?

Es wird das beste sein, wir studieren die wunderliche Erscheinung an dem Knaben Willibald.

Zuerst die Bemerkung, daß vor der Szene unter dem Katheder sich nichts in ihm geregt hat, was als Hinweis auf das plötzliche Verswesen ausgelegt werden könnte. Höchstens, daß er sehr gerne im Gesangbuch las, ohne daß ihn Frömmigkeit dazu veranlaßt hätte. Er las, weil es ihm gut klang. Aber es kam ihm dabei durchaus nicht der Gedanke, auch mal so was Klingendes zu machen. Er dachte überhaupt nicht daran, daß das etwas Gemachtes sei. Er nahm es wie eine Blume, wie einen Baum und freute sich dran.

Und nun, nicht wahr, es ist doch sonderbar: kaum, daß er eine kleine Josephine neben sich gefühlt hat, setzt er sich hin und schreibt Verse. Und nicht dies bloß, er empfindet plötzlich, wenn auch verworren und wie aus drängenden Nebeln: dies, das Verseschreiben, ist ein unerhörtes Glück, ein Ziel über allen Zielen.

Etwas Schwellendes ist in ihm, etwas, das sich nur mit diesem unsagbaren Gefühle unterm Katheder vergleichen läßt. Und er

hütet das Geheimnis dieses Schwellens mit demselben Gefühle von Scham, wie das Geheimnis seines Abenteuers mit Josephine.

Vielleicht sind diese beiden Geheimnisse nur eines? Vielleicht ist es nur der Biß in den verbotenen Apfel der Erkenntnis?

Aber er hat an diesem Apfel doch fürs erste nur geleckt, wenn auch zugegeben werden muß, daß er eine unbestimmte Lust empfindet, nun auch hineinzubeißen.

Nein, man kann nicht sagen, daß Josephine und die Verse ein und dasselbe sind. Es sind zwei Offenbarungen auf einmal, von denen die eine die andre mit sich gebracht hat, und sie sind, obwohl sie scheinbar dieselben Erscheinungen zur Folge haben, doch verschieden voneinander. Daß sie einander auch feindlich sein können, wird gerade dieses Leben Stilpes beweisen.

* * *

Der Teufel zieht gerne Unterröcke an. Das wissen wir aus der Geschichte mancher heiligen Männer. Manchmal hat er aber auch ein „hölzin Röcklin" an und „liegt beim Wirt im Keller". Es gibt ein paar lehrreiche Seiten der Literaturgeschichte, wo sich Belege dafür finden.

Heilige und Dichter haben mehr mit dem Teufel zu tun, als gute Christen und schwärmerische junge Mädchen glauben.

Wer nicht mit allerhand Teufeln den Tanz bestanden hat, kann weder eine Gloriole noch den Lorbeerkranz erhalten.

Und die Teufel, die allerhand Teufel, — es ist erstaunlich, was sie tanzen können. Zu Anfang wissen sie so sanfte zu walzen, und es geht lieblich dahin mit ihnen, aber auf einmal ist der Wirbel da, der in den Höllentrichter fegt.

Guter Gott, ich schreibe doch keine Dämonologie! Aber mein Held will (o Willibald!) Dichter werden.

* * *

Der kleine Willibald schied sich jetzt von seinen Kameraden noch mehr ab, als früher. Einesteils fühlte er sich hoch erhaben über sie, und anderenteils hatte er Furcht vor ihnen. Er empfand, daß es keinen unter ihnen gäbe, dem er seine Geheimnisse verraten dürfte, ohne furchtbar ausgelacht zu werden, und er hätte auch keinen für würdig gehalten, sein Mitwisser zu sein. Auch war er viel zu sehr mit sich beschäftigt, als daß er Lust hätte haben können, sich an sie anzuschließen.

Er fing an, mit sich zu phantasieren. In den Schul- und Arbeitsstunden sowohl wie in der freien Zeit ließ er seine Gedanken nach unbekannten Dingen fliegen und machte groteske Ungetüme von Versen daraus. Nebstbei fing er auch an, auf alles Gedruckte zu fahnden, was kein Schulbuch war. Der Hauptinhalt all seiner Phantasien war aber Buschkleppers Josephine.

Er trug die Wärme von ihr, die er unterm Katheder gefühlt hatte, mit sich herum, und zuweilen war es ihm, wie wenn er in einer lauen Wolke ginge. Manchmal mußte er die Augen zumachen, so stark überkam es ihn.

Wenn er sie nur einmal sehen könnte, ihr ein Zeichen geben, dachte er sich. Aber es schien, als ob sie gar nicht mehr da wäre. Jede Minute, die er allein sein konnte, verwandte er darauf, ihr aufzulauern.

Es war im Herbst, und so durfte er hoffen, sie einmal im Lehrergarten zu sehen, der, in verschiedene Parzellen geteilt, für jeden Lehrer ein Sondergärtchen enthielt. Aber immer war es nur der alte Buschklepper in seinem grauen Ziegenbarte, den er botanisierend dort wandeln sah, oder die Frau Buschklepperin, von der unter den Jungen die Rede ging, sie prügele ihren Mann jede Woche mindestens einmal. Das machte sie unter den Jungens zwar sehr beliebt, aber für Willibalds Zwecke genügte es doch nicht.

Etwa vier Wochen lang lauerte Willibald auf Josephine, da

kam wieder so ein Selektanerabend, der mit des Direktors Kegelvergnügen zusammenfiel.

Diesmal waren Alkohol und Nikotin in den Hintergrund gedrängt durch ein großes und heroisches Unternehmen. Einer von den Großen hatte sich den Schlüssel zur Küche verschafft, neben der ein Keller voll Äpfel lag. Und es war die Losung verteilt worden, daß jeder Selektaner seinen Reisekoffer bereit halten sollte zu einem Raubzuge auf diese Äpfel. Nur ein paar Strunks waren ausgewählt, Postendienste zu leisten. Es war ein Beweis für das Vertrauen, das man Willibald entgegenbrachte, daß auch er der Vorpostenkette eingereiht wurde. Der Postenkommandant aber war Fliczek. Er hatte sich zwar dagegen gewehrt und das verantwortungsvolle Amt durchaus nicht annehmen wollen, aber die übrigen Großen hatten ihn beim Ehrenpunkte gefaßt und erklärt, er, als der Schlaueste, müsse unbedingt die Posten leiten, wenn er nicht für einen elenden Feigling gehalten sein wollte.

So rückten die Posten, Fliczek an der Spitze, aus. Leise, auf den Zehenspitzen, obwohl dies eigentlich nicht nötig war, schlich man durch die langen dunkeln Korridore, dann ging es eine enge Treppe hinunter in das Souterrain, und von hier aus sollte der Küchenbau umstellt und eine Spähspitze bis vor an das Direktorhaus gesandt werden. Fliczek verteilte die Posten, Willibald behielt er zurück.

— „Du mußt bis ans Direktorhaus, Stilpe. Ich geh' an Buschkleppern seins. Wenn alles ruhig ist, pfeiffst du, daß Rille in die Klasse läuft und die andern ruft. Wenn der Direktor kommt, klatschst du und reißt aus."

— „Was willst du denn an Buschkleppern sei'm Haus? Da kommt doch niemand her!?"

„Halt'n Rand und mach, was ich dir gesagt habe."

Willibald ging über den Hof geradeaus und hörte, wie sich Fliczek nach links entfernte.

Was wollte der zum Teufel denn dort? Willibald begriff durchaus nicht, weshalb man sich gegen den alten Buschklepper durch einen Hauptposten schützen wollte, vor diesem alten Mann, der ganz gewiß nicht in der Nacht revidierte.

Aber er ging, doch ein wenig stolz darauf, daß er den gefährlichsten Posten erhalten hatte, bis zum Direktorhause und dachte einstweilen nur an seine Pflicht. Als er aber den vorschriftsmäßigen Pfiff getan hatte und ringsum nichts Verdächtiges zu bemerken war, da kam ihm plötzlich der Gedanke an Josephine.

Wenn ich durch den Lehrergarten hinten herumginge, dachte er sich, so käme ich an die Hintertüre von Buschkleppers Hause. Dort wird mich Fliczek nicht merken, der natürlich an der Vordertüre aufpaßt. Vielleicht ist hinten noch Licht, und ich sehe sie.

Kaum, daß er sich das gedacht hatte, war er auch schon auf dem Wege. Der war zwar unbequem, denn er mußte immer über die Zäune steigen, die zwischen den einzelnen Lehrergärtchen waren, auch stieß er sich bald an einen Baum, bald kam er in ein Gebüsch, bald sank er in ein Beet, aber er wäre ja durch Meere geschwommen, um in Josephinens Nähe zu kommen.

Er zählte die Stakete ab. Fünf hatte er nun, nach dem sechsten war er in Buschkleppers Garten.

Herrgott, wie ihm das Herz schlug!

Da eben, als er übersteigen wollte, hörte er was flüstern.

Himmel! Wer ist das! Er schlich sich nahe an das Staket, um genau zu hören, wo das Geflüster herkam. Rechts hinten war's, drüben in der Laube.

Er schlich das Staket entlang nach rechts, der Laube zu.

Das Geflüster wurde vernehmlicher. Plötzlich hörte er:

— „Pscht!"

— „Was denn?"

— „Da knackte was!"

— „Ä, nee!"

Willibald wurde es siedendheiß. War das nicht …?

Aber er ging näher. Und er hörte:

— „Bleib doch noch e bißl!"

— „Nein, nein, ich muß zu den andern, sonst merken sie's."

— „Ach, du!"

Da, an diesem Ach du! merkte Willibald, daß die eine Stimme Josephinens war, und mit einem Male wußte er, daß die andre die Fliczeks sein mußte.

Eine jagende Wut überkam den kleinen Burschen. Mit einem Sprunge war er übers Staket, mitten in die Finsternis hinein.

Ein Aufschrei rechts vor ihm. Nur ein paar Schritte.

Noch ehe Fliczek davon konnte, war Willibald dort und drosch auf den Fliehenden mit seinen kleinen Fäusten wie rasend los. Dann wandte er sich um und blieb vor Josephine stehen:

— „Du, du, du Luder, du, du Luder!"

— „Ja, du, was willst denn du hier?"

— „Ich, ich, ich …" Und nun heulte der arme Junge los, daß das Mädchen seinen Schreck und seinen Zorn über ihn vergaß und ihn tröstete.

Er war ganz besinnungslos und legte seine Hände auf ihre Achseln und lehnte seinen Kopf darauf und schluchzte: „Du … mußt … mir … nicht böse sein, ich, ich … ach …" Und er heulte wieder.

— „Nein, nein, ich bin dir ja nicht böse, ich … ich bin dir wirklich nicht böse … nein, aber nu geh doch, geh!"

Da war der kleine Junge wieder ganz selig und fiel dem Mädel um den Hals und drückte sie, preßte sie, quetschte sie, daß sie ihre Not hatte, ihn von sich abzustreifen. Ihr Gesicht war ganz naß von seinen Tränen, und die offenen Haare hingen ihr über die Brust vor. Sie sahen einander nicht, aber ihre Blicke hingen ineinander.

Schließlich versetzte ihr Willibald einen Kuß, so laut und schallend, daß sie nun, ob auch ungern, es für unumgänglich nötig hielt, ein Ende zu machen.

— „Nu geh, du, mach, sonst kommt noch jemand. Aber so geh doch!"

Willibald ließ sie nicht los.

— „Du, ich schreie nu aber! Und wenn mei Vater kommt!"

Der Gedanke an den alten Buschklepper brachte Willibald zur Besinnung.

— „Ja, ja, aber nicht mehr mit Fliczek'n!"

— „Nee, nee, geh nur!"

Willibald ließ sie los und lief davon. Er lief, als hätte er keinerlei Ursache, leise und vorsichtig aufzutreten, er sprang quer über den Hof, nach dem Klassenzimmer zu. Plötzlich zwang ihn etwas, stehen zu bleiben.

Herrgott, wenn jetzt die andern geklappt sind! Und ich bin schuld daran!

Ich? Nee: Fliczek!

Und jetzt kam die Wut nochmals über ihn, und statt durch die Türe zu gehen, sprang er durchs Fenster in den Korridor.

Da roch es wundergut nach Äpfeln.

Das besänftigte ihn. Leise schlich er sich hinauf in den Schlafsaal.

Nr. 172, auch ein Selektaner, lag noch wach und kaute an einem Apfel:

— „Was kommst du denn so späte?"

— „Ich hab', ich hab' gedacht, ich muß noch Posten stehen."

— „I, Unsinn. Wir sind schon lange oben. Deine Äppel und Fliczek'n seine hat der lange Ayrich. Willst du een'? Ich hab's ganze Bette voll."

— „Gib nur!"

Und auch der Apfel schmeckte gut.

Sechstes Kapitel

Als Willibald am nächsten Morgen erwachte, war sein erster Gedanke Josephine, sein zweiter Fliczek. Bei dem ersten war ihm linde und gut zumute, bei dem zweiten ballte er die Fäuste.

Er hatte die Empfindung, daß er sich heute seiner Haut zu wehren haben werde. Aber er hatte keine Furcht.

Er soll nur kommen, der Böhmake, dachte er sich, und bei dieser Gelegenheit regte sich in ihm zum ersten Male der Raufdeutsche. Er soll nur kommen und mir was sagen! Eine Schelle kriegt er! Und er erschauderte nicht vor dem Gedanken, daß er, der Strunk, einen Großen ohrfeigen wollte! So verrückt das Weib die Standesunterschiede.

Aber es kam anders. Der Tag wurde zwar reich an Aufregungen im Institute, aber just Willibald wurde nicht davon betroffen.

Fliczek wußte offenbar nicht, von wem er geprügelt worden war. Er war sehr niedergeschlagen und blaß, die einzige Farbe in seinem Gesicht war ein blauer Fleck unterm rechten Auge; er ließ den Kopf hängen und schien es nicht zu wagen, aufzublicken.

Willibald merkte sofort, wie es stand, und es kitzelte ihn, den gehaßten Böhmen zu reizen.

— „Du, was hast du denn da für einen Fleck im Gesichte?"

— „Was dich nix angeht, Strunk dummer."

— „Bist wohl hingeplautzt bei Buschkleppern gestern?"

— „Halt'n Rand, Strunk, oder ich . . ."

— „Na, was denn? Wenn ich doch bloß frage . . . Überhaupt: Warum bist du denn so gerannt?"

— „Hast du mich gesehen, Stilpe? Wo hast du mich denn gesehen?"

— „Nu, du bist ja im Hofe an mir vorbeigerannt wie besessen."

Das war kühn kombiniert von Jung-Willibald. Wenn nun Fliczek gar nicht über den Hof gerannt wäre? Aber er hatte richtig kombiniert.

— „Ich, ich habe was kommen hören, und da hab' ich Leine gezogen. Ich dachte schon, ich wäre geklappt."

— „Und da bist du wohl hingefallen?"

— „Ja, da, an der Mitteltüre, auf die Treppe hin. Was hast denn du auf'm Hofe zu suchen gehabt? Du hast doch sollen durch das Souterrain zurück?!"

— „Ich hab' dir was sagen wollen."

— „Mir? Was denn? Warum denn? Du: Hast du was gehört?"

— „Ja, eben, ich hab' was gehört bei Buschkleppern hinten, und da hab' ich gedacht: das muß ich dir sagen."

— „Du hast was gehört . . . War's laut? Hast du auch was gesehen?"

— „Nee, 's war ja ganz dunkel, aber ich hab' jemand schreien gehört."

— „Du, Strunk, das sag' ich dir: daß du niemand was davon sagst. Sonst setzt's Keile!"

— „Was soll ich denn sagen? Ich weiß ja gar nichts. Hast du denn etwa geschrien, Fliczek?"

— „Ich? Unsinn! Ich hab' auch nichts gehört. Du hast wohl geträumt vor Angst, feiger Strunk."

Da hätte ihm Willibald von Herzen gerne alles durch eine Ohrfeige klar gemacht, aber er war doch zu klug dazu. Nur das konnte er sich nicht verkneifen, daß er sagte:

— „Ich weiß besser wie du, wer feige ist."

Worauf Fliczek nichts zu erwidern wußte, als ein verächtliches: Strunk!

*   *   *

Dieses Gespräch fand nach dem Frühstück statt, als sich die Klassen zur Arbeitsstunde in ihre Zimmer verteilten.

Die Arbeitsstunde selber hatte ein anderes Aussehen, als sonst. Es war ein merkwürdiges Geflüstere unter den Jungen, zumal in den Oberklassen. Unter den Bänken wurden Äpfel herumgegeben, und häufig hörte man das Schnirpsen, wenn einer in einen Apfel biß. Dazu ein Gekicher und Blicke hin und her. Ein Triumphgefühl ging durch alle, und wenn sie den beaufsichtigenden Inspektor ansahen, so konnte man aus den Blicken lesen: Der dumme Kerl weiß von nichts.

Auch während der Andacht hielt dies Wesen an. Alle Hosentaschen der Selektaner staken voller Äpfel, und man griff sich gegenseitig an die Taschen und kicherte dazu. Als einer mitten in dem sehr langen und feierlichen Gebete des Vizedirektors, der mit Vorliebe Sprüche aus Jesuch Sirach einflocht, zu seinem Nachbar sagte: „Ich hab' schon Bauchkneipen", da setzte sich die Mitteilung im Flüstertone durch die ganze erste Reihe fort, und der Vizedirektor mußte in seinen Sirach ein grollendes: Ruhe! einschieben.

Aber schon nach der zweiten Unterrichtsstunde, als die Körbe mit Dreierbrötchen eben an die Türe gestellt waren, meldete sich das Verhängnis. Die dicke Küchenmeisterin erschien, ohne angeklopft zu haben, in der zweiten Selektaklasse, wo der Direktor gerade Cornelius Nepos traktierte.

Entrüstet blickte der Scholiarch die Frau an, und ein aufgebrachtes Rhm! fuhr ihr entgegen. Sie aber, ohne eine Spur von dem Respekte, der sie sonst nie verließ, schwappte bis an das Katheder vor und rief mit erregter Stimme: „Meine Äppel hamse gemaust! Meine scheenen Äppel, die nischtnutzgen Jungen!"

— „Was behaupten Sie!?"

— „Ich behaupte nischt, Herr Derekter, ich behaupte Se gar nischt, ich sage bloß: Gemaust ham se se, alle ham se se gemaust!"

— „Mäßigen Sie sich! Gehen Sie in Ihre Küche! Hier wird Schule gehalten!"

— „Aber, wenn se doch meine Äppel alle gemaust ham, Herr Derekter!"

In diesem Augenblicke hörte man etwas fallen, und ein großer rotbackiger Apfel rollte langsam aus der ersten Bankreihe vor das Katheder.

Es war, als ob sich der Apfel seiner Wichtigkeit für diesen Augenblick bewußt wäre, mit so viel Ausdruck, ja Würde rollte er. Als er zuletzt noch ein paarmal hin und her schwankte, war es wie der Schlußappell in der Rede eines Staatsanwalts.

Aber es ist Staatsanwälten nur selten beschieden, so überzeugend zu wirken, wie es dieser schweigend beredte Apfel tat.

Sämtliche Selektaner machten eine unbewußte Bewegung, als wollten sie unter die Bänke kriechen, die Augen des Direktors traten aus ihren Höhlen und hatten ganz offenbar die Tendenz, in aller Körperlichkeit unter die schuldbeladene Schülerschaft zu fahren, die Küchenmeisterin aber warf sich mit dem Aplomb eines trächtigen Elefantenweibchens auf den Apfel und schrie: „Hammr nu den Beweis, Herr Derekter? Hammr den Beweis? Ob das nich eener von mein Äppeln is? Na? Oh, die verfluchte Jungens, die Mausehaken! Nee, so e Volk! Fui Teifel, sag 'ch, und noch emal: Fui, schämt eich!"

Und sie setzte den Apfel mit der Wucht des Triumphes auf das Katheder und fixierte bald die Schüler, bald den Direktor.

Der sprach: „Rhm! Hm! Das ist ... Ich sage: Das ist unerhört! Das ist eine Schmach ohnegleichen! Wer von euch ...! Hm! Gesteht! Ich sage: Gesteht auf der Stelle, oder ...! Rhm! Ich werde ein Exempel ... Rhm! ..."

Plötzlich veränderte sich sein Blick, und er wandte sich zornesvoll zur Köchin: „Gehen Sie in Ihre Küche, sag' ich! In Ihre

Küche! In ... Ihre ... Küche!!! Hier wird Schule gehalten! Gehen Sie an Ihre Arbeit! Alles andere wird sich finden. Rhm!"

Die Küchenmeisterin sah den Direktor erschrocken an und floh hinaus.

Jetzt aber verließ der Direktor das Katheder.

Niemand durfte zweifeln, daß etwas Fürchterliches nahe bevorstand.

Es bezweifelte es auch niemand.

Gänse beim Gewitter ducken sich nicht scheuer, als die braven Selektaner es taten, während der Direktor stampfend und keuchend auf und ab lief.

So tat er immer, wenn er einen am Ohr nehmen wollte.

Man kannte das.

Er hatte eine eigene Art, einen am Ohr zu nehmen; so eine gewisse Drehung, als wollte er eine Tür aufschließen und der Schlüssel ging nicht.

Die in der vordersten Reihe bereiteten sich schon vor, die Ohren zu schützen.

Aber es kam anders. Der Fall war zu ausgedehnt. Denn der Direktor hätte vierzig Ohren drehen müssen.

Eine Maschine wäre nötig gewesen.

Er plante Schlimmeres.

Plötzlich donnerte er: „Rhm! Sämtliche Schlüssel auf die Bank gelegt!"

Die Schlüssel klapperten herauf.

— „Rhm! Primus, die Schlüssel einsammeln!"

Es geschah.

— „Rhm! Hat die erste Selekta auch gestohlen?"

Kein Atemzug im ganzen Raume.

— „Rhm. Ich frage: Hat ..."

— „Ja!" (Die guten Jungen lispelten das wie kleine Mädchen.)

— „Ach, rhm, das ist ja wirklich ... ich sage: Das ist ... in der Tat ... rhm! Primus!"

Der Primus erhob sich und neigte das lilienblasse Haupt.

— „Geh in die erste Selekta und bitte den Herrn Doktor Box, er soll die Schlüssel einsammeln lassen."

Der Primus fegte davon, froh, aus dem Bannkreis dieser rollenden Augen zu kommen.

Wir folgen ihm.

Doktor Box, ein Pädagoge voll Humor, hatte eben einen Witz zum besten gegeben, und die großen Selektaner wollten sich vor Lachen ausschütten, als der Abgesandte des Zorns seine Botschaft ausrichtete.

Rups, wie brach da das fröhliche Gelächter ab.

Nur Doktor Box blieb fröhlich, und er sprach: „Die adolescentuli sollen ihre werten Schlüssel auf die Bank der Wissenschaften und schönen Künste legen! Tut's, meine Lieben, tut's! Mir scheint, es stinkt in irgendeinem Schranke? Oder in allen?"

Da klingelte es, und schon erschien auch der Direktor auf der Schwelle.

— „Haben Sie die Schlüssel, Herr Kollege?"

— „Hier sind sie. Was ist denn geschehen, Herr Direktor?"

— „Sie haben, rhm, Diebe zu Schülern, Herr Kollege!"

— „Na, ich danke!"

— „Es verläßt niemand das Zimmer! Beide Selekten haben Zimmerarrest bis auf weiteres."

* * *

In der zweiten Selekta wurde der Zimmerarrest damit eingeleitet, daß man den Unglücklichen, der den Apfel hatte fallen lassen, gemeinschaftlich durchprügelte.

Das ist die Art, wie sich die Verzweiflung des Volkes gerne entlädt.

In der ersten Selekta ging ein Gemunkel von Verrat, und man hatte natürlich die zweite Selekta im Verdacht. Schon war man daran, über die Strafen zu beratschlagen, die hier am Platze waren, da wurde Fliczek durch den Inspektor herausgerufen.

— „Der Hund! Die Petze! So ein Schuft! Also der Tscheche! Natürlich: der Tscheche!"

Die entrüstete Schar ahnte nicht, daß ihnen in dem beschimpften Böhmen ein Blitzableiter erstanden war.

* * *

Die Lehrerkonferenz, vor deren Beschluß die beiden Selekten zitterten, befaßte sich einstweilen gar nicht mit dem Raubzug auf die Äpfel, sondern mit einem viel greulicheren Faktum: mit „der unglaublichen sittlichen Verworfenheit dieses entarteten Burschen da", wie der Direktor sich in gehobener Rede ausdrückte, indem er auf Fliczek wies.

— „Wir werden uns nachher mit einer Vergehung zu befassen haben, die leider den beiden Selekten, wie es allen Anschein hat, ausnahmslos zur Last fällt, mit einer Vergehung, die schlimm, rhm, sehr schlimm ist, die wir aber im Vergleich mit der Büberei dieses Menschen noch gelinde ansehen dürfen. Wir können vielleicht, rhm, ich sage: vielleicht, annehmen, daß dieses Vergehen der Selektaner mehr ein übermütiger Jungenstreich als ein Beweis für böse Lust ist. Aber hier, rhm, hier, meine Herren Kollegen, hier ist sittliche Verlumptheit! Hier ist, rhm, Seuchenstoff gefährlichster Art! Hier ist geil wucherndes Unkraut!"

Der Vizedirektor, der die Steigerungstendenz im Stile des Direktors kannte, erlaubte sich, einzuwerfen, ob es nicht wohl angebracht sei, den Fliczek einstweilen hinauszuschicken.

— „Rhm, ja, jawohl, hinaus mit diesem Burschen! Aber unter Bedeckung! Hinaus, sag' ich, Fliczek!"

Fliczek ging.

— „Es ist keine Frage, meine Herren, daß wir, rhm, daß wir diesen gefährlichen Buben entlassen müssen. Dank der Anzeige des Kollegen Wippe, der nicht bloß als echter Vater, sondern auch als pflichtbewußter Pädagoge gehandelt hat, und von dem wir nie etwas anderes erwartet haben, ist die Unzucht, rhm, ich sage die Unzucht ..."

— „Bitte, Herr Direktor, nicht wohl eben dies, denn so weit wage ich meine Tochter nicht mit anzuschuldigen ...", wimmerte Herr Wippe.

— „Ich sage doch: Unzucht, ohne daß ich das Gräßlichste anzunehmen verzweifelt genug wäre. Denn schon der Gedanke, nächtlicherweile ... aber genug! Wir haben, rhm, die Pflicht, auch den Gedanken zu töten, der ... Aber genug und gleichviel! Wir wissen, daß dieser Bube auf Schleichwegen gewesen ist, und nicht zum ersten Male, auf Schleichwegen, sage ich, rhm, die keinesfalls unschuldiger Natur waren. Er selbst hat es nicht zu leugnen gewagt. Sein Auge — oh, aber, rhm, genug! Wir müssen ihn dimittieren. Kollege Wippe hat sich in rühmenswerter Aufwallung entschlossen, seine Tochter, über deren Anteil an dem Entsetzlichen nicht wir zu befinden haben, noch heute aus dem Hause zu tun, und es muß auch dieser Bursche heute noch das Institut verlassen. Wir schenken unser ganzes Bedauern dem schwer getroffenen Vormund des Verworfenen, aber, rhm, wir müssen das Interesse unserer Anstalt über alles stellen. Ich zweifle nicht, daß Sie alle einer Meinung mit mir sind."

Sie waren alle einer Meinung.

* * *

Für die Entscheidung über den Raubzug der Selektaner war dieser Fall Fliczek ungemein günstig. Zum größten Erstaunen der

Delinquenten erfolgte nur ein vierwöchiger Zimmerarrest und die Bestimmung, daß die Selektanerarbeitsstunden nicht mehr abends, sondern früh stattzufinden hätten. Das war freilich recht bitter, aber, da man sich natürlich auf sehr viel Schlimmeres gefaßt gemacht hatte, so durfte man es mit einem halbwegs angenehmen Gefühle tragen.

Gruselig und unheimlich wirkte das Verschwinden Fliczeks. Aber am unheimlichsten auf Willibald. Es muß gesagt werden: er hatte eine fürchterliche Angst.

Er war ja der einzige, der den Zusammenhang ahnte. Aber: hing denn nicht er selber auch damit zusammen?

Kein Zweifel: Josephine war erwischt worden und hatte Fliczek genannt.

Und ihn nicht?

Das tat ihm einesteils wohl, aber anderenteils hatte er die Empfindung, als ob er da nicht ganz als voll betrachtet worden sei. Doch das Schlimmste war: Josephine war fort.

Und jetzt fing er erst recht an, Verse zu machen.

Siebentes Kapitel

Im allgemeinen fühlte sich der kleine Willibald doch recht wichtig mit seinen Geheimnissen, und den alten Buschklepper sah er von nun an immer nur so mit einem gewissen hohen Bedauern an.

Aber fatal war es ihm, daß er gar niemand hatte, den er ins Vertrauen ziehen konnte.

Auch wie er mit seinen Altersgenossen in die Reihe der Großen kam, wo denn schon manchmal ein wuchtig Wort geredet wurde, fand er keinen, dem er hätte sagen mögen, was jetzt seine Ansicht vom Monde sei. Er war ja auch, ohne daß man's ihm gesagt hatte,

dahinter gekommen, was darunter zu verstehen sei, wenn einer, dem der Schnurrbart erschienen ist, nächtlicherweile auf dem Monde spaziert. Nur fand er, daß es auch ohne Schnurrbart ginge.

Denn er mit allen seinen Erfahrungen bekam sicherlich noch lange keinen.

Überhaupt, die Natur meinte es nicht gut mit ihm. Er, der nun schon konfirmiert werden sollte, in die Gemeinde der Gläubigen aufgenommen, sah um drei Jahre jünger aus, als er war; und das will in diesen Jahren sehr viel bedeuten, zumal bei einem, der sich innerlich etwa drei Jahre älter fühlt, als er in Wirklichkeit zählt, also sechs Jahre älter, als er aussieht.

Das machte seine Stellung unter all den Jungen noch fataler. Die Großen hänselten ihn, weil er sie durch sein kleinjungenhaftes Aussehen gewissermaßen kompromittierte, die Jüngeren ließen es ihn zuweilen fast merken, daß sie ihn nicht ganz für groß ansahen, und er selbst fühlte sich dabei im Inneren sehr viel größer, als die Größten unter den Großen.

Er zernagte sich förmlich vor Ingrimm und fing an, sich gegen alle Welt hochfahrend zu betragen.

Die meiste Zeit las er. Wahllos alles, was ihm unter die Hände geriet. Die Gedichte des Lesebuchs kannte er auswendig, und es war sein Triumph, sich darin auf die Probe stellen zu lassen. Sonst fand er seine Lust in einem wühlenden Fabulieren. Während die andern ihre Ballspiele trieben, lief er im Korridor auf und ab und machte sich zum Helden unmöglicher Verhältnisse. Ein unglaublicher Ritter war er, auf einem ganz unglaublichen Pferde. Wenn dies Pferd wieherte, fielen die Wälder um, und wenn er bloß sein Schwert hob, fielen die Köpfe von ganzen Armeen in den Sand. Aber, wenn die Obsthökerin kam, so schwanden alle Phantasien, und solange er was Süßes zwischen den Zähnen hatte, waren ihm seine Heldentaten ganz gleichgültig.

In der Schule taugte er wenig und am wenigsten im Rechnen. Aber Deutsch und Religion, das waren seine Gebiete. Er schrieb unorthographischer, als es den Ansprüchen seiner Klasse gemäß war, aber in seinen Aufsätzen war eine gewisse Art von Liebe am Ausdruck.

Ungemein oft kam bei ihm das Wort Gott vor. Gleichviel, was er zu schildern hatte: den Bau des Maikäfers, die Schlacht bei Salamis, die Pflicht, fleißig zu sein, die Ferienreise, — immer lief alles auf Gott hinaus.

Gott, das war ihm jetzt, was ihm Miokowitsch gewesen war, das schlechthin Große, Fabelhafte. Den alten Pastor, der ihm den Konfirmandenunterricht erteilte, setzte er in ewige Verlegenheiten.

„Was ist Gott?" fragte Pastor Schulze.

— „Ein kolossales Wesen."

— „Nicht doch, Stilpe. Wie heißt es im Katechismus?"

Nun, das wußte er wohl auch. Aber das genügte ihm nicht.

— „Herr Pastor: Ist Gott größer als das Königreich Sachsen?"

— „Gott ist so groß, daß ihn menschliche Worte nicht ausdrücken können."

— „Herr Pastor: Kennt mich Gott?"

— „Freilich, denn er kennt alle Dinge."

— „Wenn ich bete, hört er mich?"

— „Freilich, freilich, uud er freut sich, wenn du betest."

— „Wenn nun aber Rammer auch betet, wem hört er denn da zu, Rammern oder mir?"

— „Dir und Rammern und Millionen anderen!"

— „Aber vergißt er denn nicht manchmal was?"

— „Nie, Stilpe, er weiß jeden Laut und jeden Gedanken, selbst das Summen der Biene versteht er."

— „Merkt er es auch, wenn ich nicht bete?"

— „Er merkt es und zürnt."

— „Warum denn?"

— „Weil es Christenpflicht ist, zu beten. Erinnere dich doch, was ich euch über das Beten gesagt habe."

— „Ja, ja, ich weiß. Aber wenn er mir nun nicht erfüllt, was ich bete?"

— „Schweig endlich und frag nicht unnütz. Du hast mir selber vorige Stunde ganz genau und gut geantwortet. Bleibe fest bei dem, was ich dich lehre. Gott liebt die unnützen Frager nicht."

Aber Willibald konnte es nicht lassen, wenigstens für sich zu fragen. Zwar glaubte er felsenfest, was er im Katechismus gelernt hatte, denn es gereichte ihm zu großer Genugtuung, daß er durch solchen Glauben fähig werden sollte, in die Gemeinde der Gläubigen, was so viel wie der Erwachsenen hieß, aufgenommen zu werden, aber das war eine Sache für sich, das war etwas Feststehendes wie die Katechismusstunde im Stundenplan, das ging die Fragen eigentlich gar nicht an.

Er glaubte, weil es ja eine Schande gewesen wäre, nicht zu glauben, und weil er zudem in der Religion der Erste war.

Das Fragen war mehr ein Spiel mit Gott. Es ging ihm keineswegs tief. Es lief nicht auf Zweifel hinaus, wollte nicht etwa dahin kommen, daß plötzlich mal keine Antwort mehr da wäre. Nein, es geschah in der wunderbaren Zuversicht, daß man über Gott das Unmöglichste erfragen dürfe, und es würde doch immer eine Antwort kommen. Überdies war Willibald trotz aller Worte des Pastors davon überzeugt, daß er gerade durch seine Fragen Gott sehr interessant werden müsse, und er fing einen förmlichen Sport damit an, alles in Beziehung zu Gott zu setzen.

— „Wenn ich jetzt der Fliege ein Bein ausreiße, so ärgert sich Gott."

— „Halt! Jetzt werde ich so tun, als wollte ich ihr ein Bein ausreißen ... Was für ein Gesicht wird er da machen!"

— „Aber nein: ich lasse sie fliegen. Jetzt freut er sich."

— „Heute werde ich bei jedem Bissen, den ich in den Mund stecke, inwendig sagen: Ich danke dir, Gott! Und wenn ich's einmal vergesse, so will ich nicht weiter essen."

Aber er führte es nur bei der Suppe durch. Beim Braten vergaß er's bald und aß doch weiter: die andern haben's ja nicht einmal bei der Suppe gesagt!

Christus interessierte ihn viel weniger, und der Heilige Geist gar nicht, obwohl er im Katechismus über sie ebensogut beschlagen war, wie über Gott. Es wäre ihm nie eingefallen, Christus etwa zum Orakel zu machen, wie er's mit Gott unzählige Male tat, dem er die Entscheidung über die geringfügigsten Dinge ließ.

— „Soll ich meine lateinischen Vokabeln noch einmal durchgehen? Ich zähle bis zwanzig, und wenn der Inspektor sich auf dem Katheder rührt, sagt Gott: ja."

Aber, wenn sich der Inspektor rührte, so galt dies doch nicht sogleich, denn es mußte ein deutliches Rühren sein, und wenn er etwa bloß eine Hand erhob, so hatte Gott schon nein! gesagt, und das Vokabularium wurde zugeklappt.

Es gab unter den Zöglingen auch einige Katholiken. Die verachtete Willibald unsäglich. Der Pastor hatte durchaus nicht eigentlichen Anstoß dazu gegeben, aber es genügte schon das wenige, was er gesagt hatte, um Stilpe mit der Überzeugung zu erfüllen, daß sie mit seinem Gott nichts gemein hatten.

Unter den Jungen fehlte es nicht an Schimpfnamen gegen die katholische Minderheit. Die gebrauchte Stilpe selten oder gar nicht. Aber „so ein Katholischer" kam ihm innerlich wie aussätzig vor.

Da die meisten Katholiken unter den Schülern Ausländer waren, so erhielt dieses Gefühl der stillen Verachtung noch einen Bei-

ton von Deutschgefühl. Darin war er auch sonst sehr stark. Ein „Bardenlied" von Willibald begann mit den Worten:

Wir Germanen schleudern mit Speeren
Nach Römern und nach Bären
Und trinken Met!

Unter Met stellte sich Stilpe etwas ungemein Süßes vor, das aber doch wie Lagerbier wirkte.

Alles in allem hatte Gott nebst den allerlei anfliegenden Idealempfindungen von germanischen Urwäldern, Blücher, Kaiser Wilhelm, Moltke den Sinn Willibalds vom Monde etwas abgelenkt. Es war nur noch etwas so wie eine heiße Dehnung in ihm, ein Gefühl, gemischt aus unsagbarer Sehnsucht und augenirrender Furcht.

Er hätte jetzt nicht mehr den Mut gehabt, wie damals, als er Fliczek davonprügelte. Er fürchtete sich vor den Mädchen, sobald er einmal eine zu sehen bekam, und empörte sich dann über diese Furcht.

Aber manchmal geschah es doch noch, daß er an Buschkleppers Garten ging und seine Hände auf das Gartengeländer lehnte, starr nach der Laube hinüberlugend voll heißester, wirrester Wallungen.

Das stammelte er dann alles in Versen über Thusnelda aus, die Gattin Armins des Befreiers.

Zweites Buch

Das Jünglinglein

Ich rate dir, mein Junge,
Bewahre deine Zunge
Und hüte deinen Magen
Vorm Obste, wenn's noch grün.
Schwer ist es zu vertragen,
Es macht Verdauungsmühn
Und anderweite Plagen.

Aus Stilpes Maximen und Reflexionen.

Erstes Kapitel

„Was ist denn das? Schämt ihr euch nicht? Obertertianer, die sich wie die Quartaner balgen! Laßt los, sag' ich! Stilpe, wenn du noch einmal zuschlägst!"

Der stämmige Turnlehrer Stürz kam in mustergültigen Sätzen hinter den Kletterstangen hervorgesprungen zum zweiten Reck, wo die Obertertianer der Leipziger Thomasschule mit Kennermiene um einen lebendigen Knäuel herumstanden, der sich bei den gellenden Rufen des Turngewaltigen langsam entwickelte, und als dessen Bestandteile sich unser Freund Stilpe nebst seinem Klassengenossen Girlinger präsentierten.

— „Was hat's gegeben? In einem Vierteljahr soll man euch siezen, und jetzt wälzt ihr euch in der Lohe wie die kleinen Jungen. Wollt ihr euch nicht wenigstens gefälligst entschuldigen? Wer hat angefangen?"

— „Stilpe. Er hat mich geohrfeigt. Da hab' ich ihm einen Magenstoß verabreicht."

Girlinger sagte das mit der Ruhe eines Statistikers, obwohl ihm die Nasenflügel noch vor Zorn bebten. Es war ein schmächtiger, schwarzhaariger Bursche mit ungemein lebhaften Augen, einer reichlich großen, aber schmalrückigen und schön geschwungenen Nase und einem Anflug von Schnurrbart.

Stilpe machte sich nicht gut neben ihm. Er war dicker, stämmiger und hatte etwas von einem Bulldogg. Seine Lippen waren aufgeworfen wie bei einem Kalmücken, seine Nase hatte gleichfalls die Tendenz nach oben, seine Augen waren klein und wässerig blau. Dazu schwarzes, starres Haar, das zu weit in die Stirn ging und ein paar Wirbel zuviel hatte, und Pockennarben übers ganze Gesicht.

Der kleine Willibald hatte sich beträchtlich verändert, bis er's zum Obertertianer gebracht hatte. Selbst seine gute Mutter fand,

daß er ein bißchen „zu charakteristisch" geworden wäre, wie sie sagte. Auch ohne die Pockennarben wäre er kein Adonis gewesen.

Dazu trug er sich recht sonderbar. Etwas wildwestartig und nicht eben sorgfältig. Ein schwarz karierter Anzug, dessen Grundfarbe ein lehmiges Gelb war; dazu ein flatternder grüner Hängeschlips. Alles in einem liederlichen Zustande, der jetzt noch besonders zur Geltung kam, wo die Jacke durch die Balgerei einen Riß bekommen hatte.

— „So, Stilpe, also du ohrfeigst den Primus deiner Klasse. Natürlich, wer fast der Letzte ist, muß seinen Zorn an den besseren Schülern auslassen. Willst du die Güte haben und sagen, wie du zu dieser Lümmelei gekommen bist?"

Stilpe kräuselte seine Oberlippe noch etwas nach oben und setzte ein sehr verächtliches Gesicht auf. Dabei zuckte er die Achseln und wischte sich die Lohe von den Kleidern.

— „Also wird's bald!?"

— „Ich mag nicht denunzieren."

— „Was magst du nicht? Denunzieren sagst du? Hört mal, leiht euerm Kameraden doch Heyses Fremdwörterbuch; er scheint nicht zu wissen, was denunzieren heißt."

Jetzt stampfte aber Stilpe mit dem Fuße auf:

— „Ich weiß sehr wohl, was denunzieren bedeutet, und gerade darum sage ich nicht, weshalb ich den Herrn Primus verdientermaßen geohrfeigt habe."

— „Höre, Stilpe, jetzt wird mir's zu bunt. Mit Frechheiten kommst du bei mir nicht durch. Wenn du nicht auf der Stelle Antwort gibst, meld' ich die Sache, und dann läuft sie übel für dich ab, das weißt du."

— „Das weiß ich. Aber ich kann nicht antworten . . . d. h., wenn Girlinger mich vielleicht ermächtigt? . . ."

— „Ja, zum Donnerwetter, ihr seid wohl nicht recht ... Girlinger, was ist!?"

Girlinger machte eine bedeutende Geste und sagte mit kühler Gelassenheit: „Stilpe hat meine Ermächtigung."

Diese ironische Ruhe brachte Stilpen ganz außer sich. Das war es ja überhaupt, was ihm am Primus so widerwärtig war, diese infame Ruhe und Gleichmütigkeit. Girlinger war der einzige in der Klasse, der ihm imponierte, der einzige, mit dem er „über Dinge" sprach, aber immer endete es auf seiner Seite mit Wutausbrüchen, weil dieser sich nie dazu herbeilassen wollte, warm zu werden. Er, Stilpe, fuhr immer mit Kanonen auf, und Girlinger tat so, als könne er alles mit seinem Taschentuch wegwedeln.

Also Stilpe brach wütend los:

— „Gut! Wenn er mir's schon gestattet ... Gut! Ich habe ihn geohrfeigt, weil er Bismarck beleidigt hat!"

Ein schallendes Gelächter brach los. Auch der rotbärtige Stürz lachte.

— „Ah, eine politische Ohrfeige! Ja dann, meine Herren, bin ich nicht kompetent. Das gehört vor den Reichstag. Wir wollen einstweilen im Klimmzug fortfahren."

Stilpe hätte in die braune Lohe greifen und sie dem Turnlehrer ins Gesicht schmeißen mögen. Jede Strafe wäre ihm willkommen gewesen, aber dieser Hohn traf ihn schmerzlich. Er wurde blaß vor Zorn und ballte die Fäuste.

Aber auch Girlinger war blaß geworden. Dieses Gelächter traf ihn mit. Er fühlte sich plötzlich mit Stilpe auf der einen und alle anderen auf der andern Seite.

Als die Turnstunde aus war und die Schüler truppweise nach Hause gingen, trat er auf Stilpe zu.

— „Du, Stilpe, wenn du wieder mal roh werden willst, dann such dir wenigstens eine Gelegenheit, wo wir alleine sind. Oder

gefällt dir's, wenn die Bande sich über dich amüsiert? Mir gefällt so was nicht."

— „Mir auch nicht. Ich möchte ihnen allen in den Bauch treten. Elende Hunde alle miteinander, und zumal dieser Turnpauker. Herrgott, na ...! Übrigens, was willst denn du bei mir? Ich denke, ich bin ein desolater Reaktionär?"

— „Ach, laß doch das. Wir können uns doch unterhalten, wenn wir auch verschiedener Meinung sind. Wir sind ja doch die einzigen, die überhaupt Meinungen haben. Oder willst du dich vielleicht mit Pahlmann über Bismarck unterhalten? Oder mit Schirmern? Oder mit Cohn? Die drei haben vorhin am lautesten gewiehert."

— „Ach was, ich geh' kneipen."

— „So. Ich geh' nach Hause."

— „Das wußt' ich vorher. Du bist ja der solide Knabe Primus. Weißt du, wie eine Kellnerin aussieht?"

— „Das interessiert mich nicht."

— „Dafür interessiert dich dieser Schweinehund, der Lassalle."

— „Gott, Stilpe, der Mann ist höchstens ein Schweinehund gewesen. Er ist nämlich schon seit einer ganzen Reihe von Jahren tot."

— „Ach! Willst du mir nicht die Jahreszahl nennen? Weißt du, was du bist? Ein Protz bist du! Bildst dir Wunder was ein, daß du ein bißchen mehr von solchen Sachen weißt wie ich. Wenn mein Vater Staatsanwalt wäre und solche Bücher hätte, könnte ich auch Sozialdemokrat sein, d. h., wenn mir das nicht zu niederträchtig wäre."

— „Ich kann dir sie ja zu lesen geben. Das ist gescheiter, als mit sechzehn Jahren in Bumskneipen zu gehen."

— „Bumskneipen? Du sagst Bumskneipen? Du meinst also, diese Mädchen sind gemeine Frauenzimmer? Wahrhaftig du, ich

sage dir, es gibt nichts Reineres und Schöneres als z. B. Martha."

— „Was geht mich denn deine Martha an."

— „Du hast doch Bumskneipe gesagt! Wie kommst du denn dazu, jemand zu beleidigen, den du nicht kennst? Aber du ziehst eben alles Edle in den Staub. So machst du's mit Bismarck und so mit allem. Du kannst nichts als kritisieren und nörgeln. Alles Ideale ist für dich bloß dazu da, es ironisch schlecht zu machen. Man könnte dich für einen Juden halten, und du liest auch bloß Juden. Ewig mit deinem Börne und Lassalle und diesen andern Mauschelmeiern, diesen ekelhaften Kerlen, die eine Schande für das deutsche Vaterland sind! Pfui!"

— „Aber du kennst ja nicht ein Wort von Börne und Lassalle! Lies sie doch mal! Lies doch mal Börne! Schimpf' doch nicht über das, was du nicht kennst. Das sind ja alles bloß Phrasen."

— „Hast du nicht Bumskneipe gesagt? Kennst du denn die Martha? Kennst du denn das Lokal? . . . Weißt du was: Komm jetzt mit hin, und dafür will ich dann Börne lesen."

— „Ach Gott, das ist mir so unangenehm, ganz abgesehen davon, wenn wir geklappt werden."

— „Herrlich, da haben wir den Revolutionär! Feige bist du, wie diese ganze Judenbande, die auch bloß das große Maul haben."

— „Mach dich nicht lächerlich. So mutig bin ich schließlich auch, abends, wenn's dunkel ist, in so ein Loch zu kriechen, wo doch kein Pauker hinkommt."

— „Also komm mit!"

— „Bloß damit du siehst, daß ich nicht feig bin. Aber dann liest du auch Börne!"

— „Mein Ehrenwort, Girlinger, meine rechte Hand! Komm! Es sind bloß ein paar Schritte. Paß auf, du wirst ein Mädel kennen lernen . . .!"

Zweites Kapitel

Diese Martha war eine schöne, schlank üppige Person von etwa zwanzig Jahren mit dunkelblauen Augen, zwei langen blonden Zöpfen und sehr blasser Gesichtsfarbe. Sie hätte zu irgend etwas sehr Unschuldigem Modell stehen können, und wie sie aussah, so stellen sich sämtliche Backfische Fausts Gretchen vor. Dazu hatte sie eine sehr liebe, linde Stimme und die allerweichsten, rundesten Bewegungen. Professor Thumann hat diesen Typus in die Seele der deutschen Bourgeoisie gemalt, und wir begegnen ihm noch immer auf Wäschekartons, Zigarrenkisten und Glaube-Liebe-Hoffnung-Buntdrucken.

Damit wird es begreiflich erscheinen, daß der sechzehneinhalbjährige Stilpe, öffentlicher Obertertianer und heimlicher Dichter, Vaterlandsschwärmer und Idealist, unendlich täppisch verliebt in dieses Mädchen war. Sie erschien ihm als der Inbegriff dessen, was er früher in dem Idealbilde der Thusnelda verehrt hatte. Nur kam nun noch das Gretchen aus dem Faust, das Käthchen von Heilbronn und die Lindenwirtin, die Feine, dazu. Dies, soweit es sich in seinen Versen aussprach, die er ausgiebig zum Lobe dieses Mädchens hervorbrachte, und deren Idealismus ihm bitter ernst war.

Aber es gab auch noch einen andern Gesichtswinkel, unter dem er diese Martha ansah. Jener Idealismus war mehr das Gefühl aus der Entfernung, eine Distanzschwärmerei, eine bewegte Andacht hinter blauen Weihrauchnebeln. Zuweilen aber geriet der schwärmerische Beter durch diesen duftenden Nebel hindurch und kam auf weiches Fleisch. Und, siehe, mit einem Ruck war die Situation verändert. Die Gefühle bekamen ein anderes Tempo und einen anderen Thermometergrad; irgend etwas in ihm schien sich zu überschlagen, irgend etwas pochte von innen an die Wände sei-

nes Leibes, — es wurde da etwas lebendig, das nicht Idealismus war. Der gute Junge hatte böse Tage und bösere Nächte dabei. Es warf ihn gewaltig hin und her, und durch seine schwärmerischen Verse quollen zuweilen absonderliche Töne eines unheimlichen Drängens aus der Tiefe.

Ich glaube, für die Augen der Götter sah seine Seele damals aus wie ein Glas voll Federweißem, in dem die Gärschichten durcheinanderwallen und die Blasen steigen. Vielleicht richten die Götter derlei bloß an, weil ihnen dieses Federweiße der menschlichen Pubertät besonders schmeckt. Für den Menschen selber aber ist dieser Zustand keine ungemischte Freude.

Stilpe verkam sichtlich dabei. Er war beim Austragen eines wesentlichen Stückes seiner selbst: er ging mit seiner Mannheit schwanger. Vielleicht war es zu früh, daß es ihm so viel Qualen machte?

Da war es ein großes Glück für ihn, daß er nun als Ablenkung Ludwig Börne kennen lernte. Er stürzte sich auf diesen vielbeweglichen blendenden Geist, wie eine Frau, der es in der Hoffnung nach Dingen gelüstet, die ihr vielleicht schädlich sind, im Augenblicke aber wohltun. Es verging kein Monat, und er war wütigerer Revolutionär als sein Freund Girlinger. Selbst seine deutschen Aufsätze in der Schule brachten Äußerungen zutage, die über das erlaubte Maß der Lobpreisung antiker Freiheitshelden wie Harmodios und Aristogeiton hinausgingen.

Aber in seinen Tagebüchern rumorte sich die Empörung seines Wortschatzes am wildesten aus. Dort fanden sich in wunderlichem Nebeneinander die Namen von Gajus und Tiberius Gracchus, Catilina, Marat, Danton, Robespierre, August Bebel und Eugen Richter. Für Majestätsbeleidigungen hatte er sich eine eigene Geheimschrift erfunden. Der vor vier Wochen noch angebetete Name Bismarcks war von nun an durch das Zeichen eines Dolches

wiedergegeben, wofür die Erklärung lautete: „Man kann das nehmen, wie man will. Entweder als den Dolch, mit dem dieser hochfahrende Strunkjunker die Freiheit Deutschlands hingemordet hat, oder als den Dolch, mit dem er . . . ? . . ."

Die Freiheit Deutschlands hatte übrigens auch ihr Geheimzeichen („denn sie ist ganz und gar verboten"), nämlich ein Epsilon und Gamma, was heißen sollte: Eleutheria Germanias. Dieses Epsilon Gamma schnitt sich der entflammte Demokrat sogar auf seinen linken Unterarm ins Fleisch; aber nicht sehr tief.

Es versteht sich, daß auch der Herrgott übel wegkam in diesem Tagebuche:

„Was ist denn Gott? Ein Substantivum generis masculini. Oder ein Eigenname? Aber was für ein Wesens damit gemacht wird! Wozu denn nur? Das gute Lumen (das war der Religionslehrer) sieht nie so dumm aus, als wie wenn es Gott sagt. Liegt das nun an diesem Substantivum oder am Lumen? Ich muß Girlinger fragen."

* * *

„Übrigens sollen ja auch große Leute an Gott geglaubt haben. Girlinger behauptet sogar, sie hätten ihn erfunden. Wer weiß, wo er das her hat. Er liest jetzt viel Philosophisches. Wenn nur Kant nicht so dunkel wäre. Diese verfluchten langen Perioden. Schopenhauer geht eher. Aber es ist entsetzlich, wie er über die Weiber schimpft. Ich glaube, man muß ein alter Knacks sein, um diese Philosophen lesen zu können."

* * *

„Das Lumen (man sollte es die Funzel nennen) sagt, Gott sei wie die Luft, die man auch nicht sieht, aber spürt, und ohne die man nicht leben könne. Dann ist die Philosophie wohl eine Luft-

pumpe. Man setze die Funzel hinein, und sie wird verlöschen. Deshalb hat sie auch so einen Abscheu vor der Philosophie."

* * *

Zuweilen gab es aber auch Verzweiflungsausbrüche in diesem Tagebuch, so sehr Stilpe auch bemüht war, in ihm den scharfen Geist zu posieren, dessen Atheismus über jeden Zweifel und jede Angst erhaben war. Dann türmte er bedenkliche Jamben-Quadern aufeinander:

Ich bin ein Mensch, und, hat mich Gott gemacht,
So soll er einstehn auch für das Gemachte
Und soll nicht Sünde heißen, was ich tu',
Und seiner Pfaffen ekelhafte Schar
Auf mich loslassen wie ein Heer von Geiern.
Ich bin voll Wollust, und ich schreie laut
Nach Wollust, wie der Hirsch nach Wasser schreit.
So gebt sie mir, denn Gott hat's so gewollt,
Und wenn ihr Sünde sagt, so sündigt Gott.
Nein, nein und nein, ihr kennt ihn nicht, den Gott,
Von dem ihr sprecht; er ist kein lieber Gott:
Ein böser Gott! — Ach Gott, er ist *ja nicht!*

* * *

Jeden Sonntag kam Girlinger zu Stilpe und ließ sich von ihm das Tagebuch zeigen. Er war, bei aller eigenen Unreife, doch viel reifer als jener, denn er hatte viel mehr Verstand und war wirklich fleißig hinter der Literatur her, die er Stilpen zutrug. Vor allem kam ihm zustatten, daß er alle die zu frühe Gedankenkost kühl in sich aufnahm, während sie Stilpe heiß verschlang. Auch ließ er sich, trotz seiner Jugend, nicht so leicht blenden, und wenn er auch merkwürdig viel Sinn für das Brillante in Stil und Gedanken hatte, so nahm er das doch schon mit einer Art von Kennerschnalzen hin, während Stilpe sofort wie überschüttet und über-

glänzt war und alles am liebsten gleich subjektiv für sich zur Tat gemacht hätte.

Der Fleiß fehlte ihm, wie in der Schule, so auch hier. Keines der Bücher, die ihn wild begeisterten, las er fertig, und Sitzfleisch hatte er nur in der Kneipe bei Martha.

* * *

Eines Tages kam er auf Girlingers Wohnung gestürzt.

— „Bist du allein?"

— „Meine Schwestern sind im Vorzimmer."

— „Können sie hören, was wir sprechen?"

— „Wenn sie nicht horchen: nein!"

— „Aber sie werden horchen, natürlich!"

— „Unsinn, sie machen ihre deutschen Aufsätze."

— „Nein, ich kann das hier nicht sagen."

— „Was denn?"

— „Es . . . es . . . Komm nur! Komm! Ins Freie!"

— „Ja, was hast du denn nur?"

— „Ach, es ist schrecklich! Schrecklich!"

Sie gingen zusammen in den Garten, den Stilpes Pflegeeltern vor der Stadt hatten.

— „Also, was ist denn los? Du siehst ja ganz blaß aus!"

— „Wie? Sieht man mir's an? Nicht wahr, ich bin furchtbar blaß?"

— „Ja, blaß bist du . . . Und außerdem stinkst du nach Sprit."

— „Ja, ich habe sechs Glas Bier getrunken."

— „Pfui Teufel, und natürlich dieses gräßliche Lagerbier in der Austria."

— „Ja, aus Verzweiflung, Girlinger. Denke dir nur . . . Martha . . .! Ach Gott!"

— „Ich kann mir's wirklich nicht denken. Daß der Engel einen Bräutigam hat, der Unteroffizier ist, weißt du ja schon seit vier Wochen."

— „Ach, ich bitte dich, sei nicht so spöttisch jetzt. Es ist zu furchtbar."

Er war wirklich wie zerschmettert. Girlinger fühlte Mitleid mit ihm, und wie sie im Garten angekommen waren, redete er ihm sehr teilnahmsvoll zu, sich ihm auszuschütten.

Es war ein kleiner Mietsgarten zwischen anderen von der gleichen quadratisch angelegten Art. Selbst in der schönen Jahreszeit sah er trostlos öde aus mit seinen kleinen, nach der Schnur gepflanzten Bäumchen, den kümmerlichen Sträuchern und den harten gelben Kieswegen. Jetzt, da es Spätherbst war, die kahlen Bäume wie Besen aufragten, verfaultes Laub in den schwarzen Beeten lag und ein kalter Wind unter grauem Himmel ging, machte er einen völlig jämmerlichen Eindruck.

Da sie keinen Schlüssel hatten, sprangen sie über das Staket. Plötzlich rief Stilpe: „Wo ist denn die Bank?! Nicht einmal eine Bank ist da!"

Wütend rannte er im Garten herum. Es kam ihm unbewußt sehr gelegen, daß er Ursache zu einem Wutausbruch fand.

— „Wir können ja hin und her gehen!"

— „Nein! Ich will eine Bank! Ich bin wie zerschlagen! Ich muß sitzen!"

— „Aber wenn doch keine da ist?"

— „In der Baracke sind sie. Wart'! Ich werde sie gleich haben!"

Und er stürzte zum Gartenhaus, rüttelte erst mit den Händen an der Tür und trat diese dann mit den Füßen ein.

— „Hö! Bänke genug!"

Und er schleppte eine heraus und stellte sie mitten auf den Weg.

— „Da, setz dich!"

— „Ich brauche nicht zu sitzen. Ich bin nicht ‚zerschlagen‘ wie du, denn ich bin nicht betrunken. Übrigens werde ich gleich wieder nach Hause gehen, denn ich habe Besseres zu tun, als deine Roheiten mit anzusehen.“

Jetzt wurde Stilpe wieder weinerlich.

„Setz dich doch, ich bitte dich, setz dich. Ich muß ... ach Gott, sei mir nicht böse ... Ich bin ja so ...“

Girlinger setzte sich auf die Bank und sah vor sich auf den Boden. Stilpe stellte einen Fuß auf die Bank und stützte den Kopf in die rechte Hand. Große Tränen rannen ihm aus den Augen.

Lange konnte er nicht sprechen. Dann sagte er ganz leise:

— „Kennst du das Haus mit den weißen Fensterscheiben gegenüber der Austria?“

— „Der Puff?“

Stilpe schlug sich mit der Faust aufs Knie und schrie: „Da drin ist sie!“

Girlinger sah auf und pfiff durch die Zähne. Dann sagte er sehr bedächtig: „So, so! Ja, ja!“

Da packte ihn Stilpe an beiden Schultern und schüttelte ihn wütend:

— „Du bist ein Vieh! Ein Amphibium! Geh aus dem Garten, oder ich schmeiße dich naus!“

— „Bist du denn verrückt geworden? Jetzt hör' aber auf! Was fällt dir denn ein? Glaubst du, ich bin für deine Grobheiten da? Das war das letzte Mal!“

Er wollte gehen.

Aber nun hielt ihn Stilpe wieder fest und drückte seine Hände, und indem ihm Träne auf Träne über die Backen lief, rief er aus:

— „Ich weiß ja nicht, was ich sage, ich weiß ja nicht, was ich tue, ich bin dir ja so dankbar; du mußt mir alles verzeihen, was ich sage, ich bin ja ganz zerschlagen.“

Girlinger bekam jetzt Angst vor ihm. Dieses Weinen war gräßlich, und all dies Gehaben war ihm so fremd. Er glaubte im Ernste, daß sein Freund verrückt geworden wäre, und fing an, ihn wie einen Kranken zu behandeln.

— „Sei nur ruhig, Stilpe, ich bring' dich jetzt nach Hause. Du bist so aufgeregt. Du mußt ins Bett gehen ... Und übrigens: Ist es denn auch sicher?"

— „Sie hat mir's ja geschrieben; sie hat mich ja eingeladen, ich soll sie in ihrer neuen Stellung besuchen ..."

Girlinger hatte was Ironisches auf den Lippen, aber er bezwang sich.

— „Ach Gott, wer weiß, was dahinter steckt. Es ist vielleicht gar nicht so schlimm. Überhaupt: Was ist denn schließlich dabei? Erinnere dich, was Lassalle über die Prostitution sagt. Es ist mehr ein Opfer als eine Schande. Und die schlimmsten Huren sind nicht in den Bordells."

So, mit vielen Zitaten, abgeklärten Sentenzen und ein paar historischen und ethnographischen Exkursen ins alte Griechenland und nach Japan, tröstete er seinen zerschmetterten Freund nach Hause.

Drittes Kapitel

Nicht lange nach dieser herbstlichen Gartenszene wurde Willibald Stilpe, im Alter von sechzehndreiviertel Jahren, von seiner Mannheit entbunden.

Damit ging eine merkliche Veränderung in ihm vor. Er bekam etwas Renommistisches, Überhobenes und trug eine Verachtung seiner Klassengenossen, Girlinger eingeschlossen, zur Schau, die sich von der, die er schon immer gezeigt hatte, deutlich unterschied. Früher war darin etwas Erzwungenes gewesen, als sei er sich doch

nicht völlig klar über seine Berechtigung dazu, jetzt hatte sie etwas sehr Entschiedenes, sehr Selbstbewußtes. Er tat diesen Obertertianern gegenüber, wie ein Mann, der von einer Reise in unbekannte Länder nach Hause zu Leuten kommt, die noch nicht den Äquator überschritten haben:

— „Ist es sehr heiß in den Tropen?"

— „Es macht sich."

— „Sind die Schlangen wirklich so lang und dick und giftig?"

— „Ach ja."

— „Sie sind doch nicht gebissen worden?"

— „Ein bißchen."

— „Wie? Und wieder kuriert?"

— „So ziemlich."

— Schade, daß er nur mit Girlinger darüber reden konnte. Dem setzte er aber dafür auch tüchtig zu, und es machte ihm unverhohlenen Spaß, daß dieser so wißbegierig war. Er flunkerte auch ein bißchen und gab mehr tropische Abenteuer zum besten, als er erlebt hatte.

Aber auch ohne die Flunkerei hätte er dem Freunde imponiert. Es gab jetzt etwas, worin er dem weisen Primus über war.

— „Weißt du, da helfen dir alle deine Bücher nicht hin. Und übrigens: wie willst du denn ohne das deinen Schopenhauer verstehen? Und dann die Dichter!"

Er dachte dabei vornehmlich an Heine und den Tannhäuser in Rom, der zu seinem Brevier und Muster wurde.

Denn jetzt fing er an, aus dem vollen zu dichten, und zwar mit dem Bewußtsein, ein Dichter werden zu wollen, und nichts anderes.

Die Schule wurde ihm dabei immer widerlicher, und er schwänzte sie mit großer Frechheit.

Seine Pflegeeltern, denen er von Stilpe-Vater übergeben worden war, weil dieser deutlich fühlte, daß jeder andere ein besserer

Pädagoge sei, als er, waren gute Leipziger Mittelstandsleute, die, mit Stilpes Mutter entfernt verwandt, den jungen Gymnasiasten aus Gefälligkeit, aber nicht mit der Meinung aufgenommen hatten, daß hier besondere Aufsicht und Wachsamkeit nötig sei.

Der alte Wiehr hatte einen Porzellanladen am Markte, der ihn ausschließlich beschäftigte, und seine Frau ging in der Hauswirtschaft und zahlreichen Kaffeekränzchen auf. Ihr einziger Sohn war ein zarter junger Mensch gewesen, bleichsüchtig und solide, nicht sehr begabt, aber fleißig; er war gestorben, als er in Stilpes Alter gewesen war. Die Alten sahen in Willibald dessen Fortsetzung und behandelten ihn wie jenen, nämlich mit vollendetem Zutrauen und vollkommener Ahnungslosigkeit. Dies wurde durch Stilpes mimische Kunst, sich wie ein Lamm zu benehmen, unterstützt.

So hatte er eigentlich vollkommene Freiheit, und es fehlte ihm, um mit dieser Freiheit so viel anfangen zu können, wie er wünschte, nur an Gelde.

Leider machte sich dieser Mangel, seit sich Martha „verändert hatte", viel fühlbarer als früher.

Ein geradezu lächerlicher Gedanke, jetzt mit den fünf Mark monatlichem Taschengelde auszukommen. Man mußte, da eine regelrechte Erhöhung des Budgets außerhalb jeder Möglichkeit lag, auf Extraordinaria sinnen.

Da fing denn der junge Mann zunächst klein und bescheiden an. Er durchmusterte seine Bibliothek.

Nun, da fanden sich ja einige Sächelchen, die vom Überflusse waren: alle die überwundenen Standpunkte der durchlaufenen Klassen, wie sie sich in alten Grammatiken, Lehrbüchern, Schulausgaben, Gesangbüchern verkörperten, und dazu des Knaben Willibald Belletristik: Der Lederstrumpf, verschiedene Walter Scott-Romane, „für die Jugend" bearbeitet, ein „ausgewählter Goethe" (fahr hin, Kastrat! rief Willibald) und anderes mehr.

Diese Literatur überlieferte Stilpe einem alten verwachsenen Antiquar, der in einem Durchgange von der Petersstraße zum Neumarkt seine Bude hatte.

Herr Wopf war ein wunderlicher alter Bursche, ausgestattet mit einer sehr schönen Meerschaumpfeife, einer sehr großen, üppigen und noch jungen Gattin und einer eminenten Rundschrift, mit der er die Neuerwerbungen seines Lagers in gewaltig großen Zügen auf Pappendeckel schrieb, die wie die Ahnentafeln vor chinesischen Tempeln rechts und links seiner Ladentüre standen. Außerdem besaß er noch eine verworrene Menge von Literaturkenntnissen und eine erstaunlich tremolierende Stimme, mit der er Passagen aus seinen Büchern vorlas, um diese seinen Kunden begehrenswert erscheinen zu lassen. Wegen dieser Gabe des rollenden Rezitierens nannten ihn Stilpe und Girlinger den Deklamator.

Stilpe liebte ihn direkt und sah in ihm den Helden seines ersten Dramas. Inwiefern Herr Wopf den Anforderungen an einen dramatischen Helden entsprach, das war ihm freilich unklar, ging ihm aber auch nicht nahe. Sicher war nur, daß die üppig blühende Gattin, die früher scheuern gegangen war, die Rolle der Ehebrecherin haben mußte. Sich selbst dachte Stilpe als den Galan, doch stellte er sich in dieser Tätigkeit etwas älter und als berühmten Journalisten vor. Die Hauptszene, der Drehpunkt des Ganzen, stand schon fest, aber nur im Kopfe, denn, und dies gilt für die meisten dichterischen Pläne Stilpes in dieser und späterer Zeit: er kam selten dazu, seine Entwürfe in Tinte umzusetzen.

Schade übrigens, daß Stilpe diese Szene nicht ausgeführt hat. Sie war höchst verwegen naturalistisch gedacht und sehr geeignet, Ärgernis zu erregen, — ein poetischer Zweck, der dem revolutionären Obertertianer ziemlich deutlich vorschwebte, obwohl seine Verwegenheit nicht bis zur Phantasmagorie einer Drucklegung ging. Sie sollte sich direkt in Wopfs Ehebette abspielen.

Girlinger hatte Einwendungen dagegen, vornehmlich vom Standpunkte der Bühnenmöglichkeit aus. Aber da kam er bei Stilpe übel an:

— „Bühne!? Du sagst Bühne! Was geht mich denn die Bühne an? Ich pfeife auf die Bühne. Glaubst du, ich will mich neben Herrn Blumenthal stellen?"

— „Nein, aber neben Schiller."

— „Ach, Schiller!"

Dieses „Ach, Schiller!" ist um die Zeit, in der Stilpe sein Wolf-Drama plante, auch sonst noch manchmal ausgesprochen worden. Wer es mit dem Phonographen aufgefangen hätte, könnte sich heute damit auf den Jahrmärkten hören lassen.

Übrigens war der Deklamator Stilpen in erster Linie doch nicht als dramatischer Held, sondern als zahlungsfähiger Bücherkäufer wichtig. Zwar, er zahlte niederträchtige Preise und verdiente schon deshalb, dramatisch als Hahnrei angemacht zu werden, aber er nahm wenigstens alles, und in schwierigen Augenblicken gab er auch Vorschüsse auf später zu verkaufende Bücher.

— „Nächste Ostern brauche ich meinen alten Cicero nicht mehr; können Sie mir eine Mark fünfzig drauf geben?"

Der Deklamator durchblätterte das dicke Buch und blies seinen Tabaksrauch wie desinfizierend hinein.

— „Quousque tandem, Catilina, abutere patientia nostra! Haben wir auch gelesen! Wie lange noch, Herr Liebknecht, wollen Sie uns mit Ihren Reden mopsen? Fünfundsiebzig Fenge, Herr Stilpe."

— „Nee, mein Lieber, eine Mark doch mindestens. Der Schmöker kostet neu ja fünfe, und er sieht doch noch ganz jungfräulich aus."

— „Fünfundsiebzig Fenge, Herr Stilpe! Und übrigens: wenn Sie nu sitzen bleiben und die Catilinarischen noch ein Jahr lesen müssen?"

— „Na, hören Sie mal, das find' ich stark! Sie halten mich wohl für ein Kamel? Also gut, her mit den fünfundsiebzig, Sie Jude."

Der Deklamator zog seinen Beutel und fischte das Geld heraus. Dann notierte er sich das Geschäft in sein Notizbuch, wo eine Seite in tadelloser Rundschrift überschrieben war: Herr Stilpe.

Leider hielt die Bibliothek der Jugendzeit nicht lange vor, und es war das Bücherverkaufen überhaupt ein etwas bedenkliches Geschäft, weil Stilpe dabei doch zuweilen den Deklamationen des Herrn Wolf unterlag und für seine alten Bücher andre mit in Zahlung nahm. Zwar verkaufte er die gewöhnlich ein paar Wochen später zurück, aber es versteht sich, daß ihm der Deklamator nicht so viel zahlte, wie er sich hatte zahlen lassen.

— „Se machen ze viel Randbemerkungen in de Bücher, Herr Stilpe. Und, sehn Se, wenn de Marginalien auch sehr geistreich sin, wie z. B. hier gleich zweimal hinterenander: Quatsch! Quatsch! so verliern Se de Bücher doch dadurch an Wert."

— „Was!? Warten Sie nur, Herr Wopf, warten Sie nur! Wenn ich mal berühmt bin, dann verdienen Sie ein Vermögen mit meinen Autogrammen. Ich sage Ihnen: Heben Sie sich die Bücher auf!"

— „Sie närrscher Kunde! Wenn Se nu aber nich berihmt wer'n?! —:

> Schon manchen sah ich mit erhobnem Haupt
> Im Lenz der Jugend mit den Sternen spielen,
> Der, als das Alter ihm den Kranz entlaubt,
> Froh war, nach Kegeln auf der Bahn zu zielen.

Schie'm Se Kegel, Herr Stilpe? Das is enne sehr gesunde Übung!"

— „Nee, aber fünf Mark können Sie mir pumpen."

Der Deklamator zog sein Notizbuch: „Sehn Se mal her, Herr

Stilpe, jetzt ha'm Se schon acht Mark und fuffz'g Fenge prae! Jede Nacht treim ich, Se blei'm m'r sitz'n. Nee, pumpen kann ich Se nischt."

Also mußte Stilpe auf anderes denken. Ein Glück, daß er nicht ohne Erfindungsgabe war.

Bald wurde für ein Ehrengeschenk zum Doktorjubiläum des Ordinarius gesammelt.

Dann hatte er eine Fensterscheibe in der Klasse zerschlagen.

Sehr oft drängte es ihn, eine Klassikervorstellung im Theater zu besuchen.

Ein Kamerad war gestorben, ein sehr guter Freund von ihm: da mußte ein Kranz her.

Unendlich häufig mußten Bücher gebunden, Hefte gekauft, neue Schulausgaben angeschafft werden.

Aus Versehen hatte er Tinte über den Atlas seines Nachbars gegossen. Ein ekliger Kerl, wie der war, wollte er ihn ersetzt haben.

Es war erstaunlich, wie leicht ihm die Lügen fielen. Er schmückte sie sogar mit ersichtlichem Vergnügen novellistisch aus. Erzählte z. B. die ganze Lebensgeschichte des jubilanten Ordinarius, ahmte ihn nach, führte eine ganze Komödie von ihm auf — alles freieste Erfindung; und das Ehepaar Wiehr wollte sich ausschütten vor Lachen.

Aber auch diese kleinen Mittel halfen nicht auf die Dauer. Stilpe starrte ins Leere und fand nichts.

Da überfiel ihn ein Gedanke, vor dem er selber erschrak: die Ladenkasse . . .

— Aber nein, pfui Teufel, das ist ja eine Gemeinheit! Weg damit! Lieber diese Sumpfereien da sein lassen. Es ist überhaupt widerlich . . . Lieber arbeiten! . . . Wieder mehr mit Girlinger disputieren! . . . Ja, und endlich das Drama schreiben!! . . .

Und gleich holte er ein Heft aus dem Schubkasten und schrieb darüber:

Der Hahnrei
Sittentragödie
in . . .

Ja, wieviel Akte mache ich!? Natürlich nicht fünf! Denn das ist banal. Vielleicht vier? Vier? Bei dem Stoff? Nein! sechs Akte! Also:

in 6 Akten

Und nun die Personen:

Schopf, ein buckliger Antiquar,
Klara, seine Frau,
Walter Wild, ein berühmter Journalist,

Wen denn noch? Girlinger? Ja!:

Wirlinger, ein Agitator,

Das ist famos! Sozial! Und nun:

Volk, Arbeiter, Studenten, . . .

Nein! Erst noch eine Hauptperson!:

Martha, eine Prostituierte.

Ah! Das gibt was! Da haben wir den Konflikt! Ganz von selber kommt immer das Beste. Natürlich: Martha! Das ist die Retterin! Sie opfert sich! Am Schluß bricht eine Revolution aus!

Er kam ganz ins Fieber. Die Prostituierte als Retterin! Schopf als Typus des krämerischen Bourgeois. Walter Wild der Idealist. Klara das verführerische Weib. Wirlinger der dämonische Volkstribun. Und am Schluß die Revolution!

Er schrieb gleich die Schlußszene; ungeheuer wild und natürlich bloß so in Umrissen hingeklitscht wie mit der Maurerkelle. Glockenläuten. Kanonenschläge. Barrikaden. Brand. Marseillaise. Carmagnole. Martha im schwarzen Hemd mit der roten Fahne.

Aber auf einmal war alles aus. Der Strom war vorbeige-

schossen. Es wollte nicht mehr fließen. Fortwährend drängte sich, schon bei diesem gewaltigen Hinpatzen der Farben, das Gefühl ein: Aber der erste Akt? Wieso denn Revolution? Natürlich muß sie kommen. Freilich! Aber: Wieso denn? Es muß doch irgendwie motiviert werden?! Und da blieb er stecken und kam nicht heraus.

Das schlimmste war, daß er sich in seinem dichterischen Tumulte zu lebhaft mit Martha beschäftigt hatte.

— „Ach, hol's der Teufel! Ich geh hin! . . ."

— „Haha! Ich, mit meinen zwanzig Pfennigen! . . ."

— „Girlinger anpumpen? . . ."

— „Ach der! Schöne Redensarten! Und dabei hat er Geld!"

. . . . Die Ladenkasse . . .? . . .? . . .!

. . . . Es ginge ganz leicht . . . Ich brauche bloß nunter zu gehn . . . Wiehr sitzt auf dem Stuhl an der Tür . . . Hinten auf dem Laden steht die Kasse, offen . . . Ich komme durch die Hintertür und stelle mich vor den Laden und spreche mit dem Alten . . . Und, während ich mit ihm spreche, halte ich die Hände auf dem Rücken und greife ganz einfach in die Kasse . . . Immer, während ich mit ihm spreche . . . Ich muß bloß was Komisches erzählen . . . Oder, nein, sicherer, ich sage: Sehen Sie, Vater Wiehr, da wird einer arretiert drüben, vor Aeckerleins Keller! Da stürzt er sicher gleich vor die Tür . . .

Es wurde ihm unbehaglich heiß.

— „Aber das ist ja doch niederträchtig! Das ist ja Diebstahl! Pfui Teufel! . . ."

— „Und, wenn sie's beim Abrechnen merken? . . ."

— „Unsinn! . . . Sie rechnen ja gar nicht ab, Philemon und Baucis! . . ."

— „Und schließlich, drei oder meinetwegen fünf Mark . . . Das fühlen sie ja gar nicht . . ."

— „Überhaupt: Diebstahl! Mumpitz! Ich soll's ja so mal erben! Lachhaft! . . ."

— „Ich kann's ja auch später wiedergeben, wenn ich selber Geld habe . . ."

— „Natürlich: das versteht sich von selbst. Mit Zinsen! . . ." Und er stülpte sich seinen Hut auf und rannte hinunter.

Viertes Kapitel

Stilpe war nach Untersekunda versetzt worden, aber nur versuchsweise und mit Nachprüfung in der Mathematik nach einem Vierteljahr. Zudem fand sich in seinem Zeugnis eine Bemerkung, für die er nur die Bezeichnung Infam! hatte. Es war da die Rede von „Zerfahrenheit", „Unaufmerksamkeit", „Allotria".

„Wischiwaschi!" sagte Stilpe, kaufte sich eine Flasche Eau de Javelle und wischte die Bemerkung weg. Er tat es in der Hauptsache wegen der alten Wiehrs, denn es lag ihm daran, daß diese nicht irre an ihm wurden.

In sein Tagebuch schrieb er mit Geheimschrift pathetisch ein: „Nachdem ich wöchentlich und konsequent einige Diebstähle begehe, kommt es auf eine Urkundenfälschung nicht mehr an.

Ich bin also ein Verbrecher!? Ha! Das ist ausgezeichnet!

Wenn ich wöchentlich, wie Girlinger, zehn Mark Taschengeld hätte, brauchte ich nicht zu stehlen, und wenn die Pauker keine überflüssigen Bemerkungen schmierten, brauchte ich kein Eau de Javelle.

Also? Logik? Schluß? Die Hauptsache ist: sich nicht erwischen lassen!"

An Girlinger verriet er von seinen Streichen nichts. Er wußte, daß dieser „unfähig war, derlei zu verstehen".

Und doch hätte er gerne jemand gehabt, dem er's sagen könnte.

Einmal hatte er bei Martha den Versuch gemacht, indem er sie fragte, sehr feierlich, was sie dazu sagen würde, wenn jemand ihretwegen ein Verbrechen beginge. Es gruselte ihn angenehm, wie er das sagte.

Sie aber antwortete bloß: „Den würd'ch anzeigen."

Das gab ihm einen Stoß, und er fand von jetzt ab, daß „diese Person sehr gewöhnlich" sei.

* * *

Er war ihrer überhaupt überdrüssig und warf sich mehr ins Ideale, Heroische. Es kam ihm ein Wulst Gedanken wie: Neues Leben! Freiheit! Selbständigkeit!

Je näher die Mathematiknachprüfung rückte, um so dringlicher wurden diese Gedanken.

Wenn er nun diese Prüfung nicht bestünde? Die Perspektive war scheußlich, aber das scheußlichste an ihr war der Gedanke, daß er, der jetzt in Untersekunda mit Sie angeredet wurde, in Obertertia wieder geduzt werden würde. Also: das Symbol der Knechtschaft!

Aber auch, wenn er bestünde! Wie gräßlich war diese ganze Schule überhaupt! Und so noch vier Jahre bis zur Freiheit, bis zur Universität!

Und in diesen vier Jahren immer dieses leere Stroh, das einem vorgeworfen wurde: da, drisch, aber im Takt!

Und was waren das für Leute, die die Aufsicht dabei führten! Oh, diese Druschmeister! Herrgott, diese Professoren!

Ein paar waren ihm ja „interessante Knaben", ein bißchen steifleinen und steifbeinen, aber man konnte ihnen gut sein, denn, nun ja eben: sie waren interessant und hatten zuweilen menschliche Töne.

Aber die andern! Diese kalten Pedanten! Die langweiligen Schablonenmeister! Kalbsköpfe alle miteinander!

Er würde einmal eine aristophanische Komödie schreiben: Die Kaulquappen. Dazu, als Modelle, seien sie zu brauchen, sonst zu nichts.

Ob wohl einer von diesen Plärrern eine Ahnung davon hätte, was hinter ihm, dem Stilpe, steckte?

Und solchen Leuten war er untertan, er, der Ziele vor sich hatte, an die sie ebensowenig dachten, wie der Igel an ein Himmelbett!

Nein, er mußte fort aus dieser Sklaverei und fort auch aus diesem Sumpf mit der Person da, die wirklich keine Hetäre war, wie Aspasia.

* * *

Ja, eine Aspasia, das wäre seine Retterin! Ein Weib, himmlisch schön und von freier Nacktheit Leibes und der Seele, und voll Poesie! Voll Ideal!

Ah! Hellas! Hellas! Hellas!

Pfui Teufel, was da auf seinem Arme stand, dieses blödsinnige Epsilon Gamma!

Was ging ihn dieses Deutschland an, ihn, den Kosmopoliten!

Er schrieb mit roter Tinte in griechischen Lettern Hellas auf eine Papptafel und hing diese über seinem Bette auf.

Griechenland, ja, das war ein Wort und ein Ruf, und sein Schrei!

Aber nicht das, was dieses Lehrergesindel im Munde führte, sondern das, von dem Heine schrieb als dem Gegensatz zum Christentum.

Denn mit dem Christentum war er nun auch im reinen. Er nannte es die Weltmasern und tat sich auf das Wort nicht wenig zugute.

* * *

Eines Tages ging er mit Girlinger ins Rosental.

Girlinger war sehr niedergeschlagen. Sein Vater war hinter seine Lektüre gekommen und hatte ihn vor der ganzen Familie als „unreifen Zusammenleser unverschämter Dummheiten" lächerlich gemacht und zugleich Maßregeln getroffen, die seine Lektüre unter eine strenge Aufsicht setzten.

— „Der Herr Staatsanwalt hat ein Ausnahmegesetz über mich beliebt. Aber er soll sich irren. Ich bin nicht der unreife Knabe, für den er mich hält. Ich habe es deutlich bemerkt, daß er von den Sachen, die er verdammt, so viel versteht, wie ich von seinem Büttelamte. Ich lasse mich nicht knechten! Ich werde es ihm zeigen!"

— „So? Du? Weißt du, dein Vater kennt dich sehr gut. Der weiß, daß du wie ein Pudel über den Stock springst, wenn du auch vorher bellst."

— „Das wirst du sehen! Ich habe zwar nicht das große Maul wie du, aber ich handle!"

— „Da bin ich gespannt. Wirst du es mir nicht verraten?"

— „Nein! Der Tag wird kommen, wo du's siehst."

— „Dann muß er bald kommen!"

— „Wieso?"

— „Ich verrate auch nichts."

Sie gingen schweigend nebeneinander her, und Stilpe hieb mit seinem Spazierstock in die Büsche. Endlich sagte er:

— „Nein, und wenn du mir auch nichts sagst, ich will offen sein! Aber gib mir deine rechte Hand, daß du's niemand sagst."

— „Ja doch."

— „Nein, die Hand! Und das ist wie geschworen!"

— „Ja doch. Hab' ich schon was verraten?"

— „Also gut!"

Und er blieb stehen und sagte leise, aber mit feierlichem Tone:

— „Ich gehe nach Griechenland."

Girlinger sah ihn groß an:

— „Ja, kannst du denn Neugriechisch?"

Die Frage kam Stilpen unerwartet. Daran hatte er noch nicht gedacht. Er biß die Lippen ärgerlich aufeinander.

— „Natürlich nicht."

— „Ja, was für eine Sprache wirst du denn da reden?"

— „Es gibt eine deutsche Kolonie in Athen."

Stilpe wußte davon eigentlich nichts, es war eine seiner rettenden Improvisationen, aber Girlinger fand sie plausibel.

— „So, nun ja, aber was willst du in dieser deutschen Kolonie machen?"

— „Irgend was: Schreiber, Kopist, Sekretär, irgend so was!"

Girlinger schwieg eine Weile. Dann meinte er:

— „Hast du denn Geld zur Reise?"

Stilpe, langsam:

— „Ja."

— „Wieviel denn?"

— „Weiß ich noch nicht."

— „Ach so . . . Ich habe hundertunddreiundfünfzig Mark."

— „Was? Hundertunddreiundfünfzig! Das ist ja kolossal!"

— „Das ist viel zu wenig. Ich habe gedacht, du würdest mindestens tausend haben."

— „Ja, woher denn?"

— „Das ist einerlei."

Girlinger sagte das etwas im Tone des entschlossenen Bösewichts der Bühne, dumpf, tremolo.

— „Nein, soviel kann ich nicht . . . bekommen."

— „Was denkst du denn, was die Reise kostet?"

— „Ich laufe natürlich."

— „Da werden sie dich bald einhaben."

— „Ich werde sie auf eine falsche Spur locken. Natürlich denken sie alle: Amerika. Übrigens: Du willst doch nicht etwa nach Amerika?"

Girlinger lächelte spöttisch:

— „Du hältst mich für sehr dumm. Nein, ich denke an England."

Und er setzte nun sehr kühl und eingehend auseinander, welche Vorzüge England habe: keine polizeilichen Anmeldungen, Nachfrage nach deutschen Kräften für kaufmännische Korrespondentenstellungen usw. usw. Er hatte alles, nach seiner Weise, praktisch bedacht und sich über alles in Büchern Gewißheit verschafft. Englisch und die doppelte Buchführung hatte er sich auch nach Möglichkeit beigebracht.

Aber Stilpe übergoß ihn mit ganz anderen Argumenten für seine Idee:

— „Was? England? Dieses große Krämernest? Dieses Land des Nebels und der Kommis? Diese Insel der Pfeffersäcke? Wo sie die Feigenblätter en gros fabrizieren aus Weißblech mit Ölfarbenanstrich? Wo man Sonntags nicht niesen darf? Ja, Mensch, kennst du denn Byron nicht? Byron, siehst du, der wollte lieber in Griechenland sterben, als in England leben. Nur Griechenland! Nur Griechenland! Denke doch: dieser Himmel! Diese Erinnerungen! Und diese Weiber! Ich sage dir: ehe diese Bande hier ihr Abiturientenexamen gemacht hat, sind wir berühmt."

— „Ach was, ich will frei sein und nicht dichten."

— „In Griechenland wirst du frei sein! Und warum verstellst du dich denn? Ich weiß doch, daß du noch viel ehrgeiziger bist als ich. Und dann die Schönheit! Die alte Kunst! Die Akropolis! Denke: wenn wir da hinaufschreiten! Und alles das Südliche überhaupt! Ölbäume, Orangen, Zitronen, Rhododendren!"

Girlinger hatte allerlei praktische Bedenken, aber schließlich legte

auch er es sich zurecht. Seine Phantasie war nicht so schnell losgelassen, wie die Stilpes, und sie schwärmte nicht ins Blaue, aber gerade diese Sehnsucht nach dem Süden war in ihm, und um so stärker, als er sich wirklich ein Bild vom Süden machte, während Stilpe nur den Abreiz von Worten spürte.

Sie gingen mit dem Versprechen Girlingers auseinander, daß er am nächsten Sonntag, in zwei Tagen, seinen endgültigen Entschluß kundtun wolle.

Girlinger benutzte die Zeit, um gründlich über den Plan nachzudenken und nach Möglichkeit zu studieren, was ihm über das Griechenland von heute zugänglich war.

Stilpe aber schwamm in einem heißen Entzücken bei dem Gedanken, die große Tat im Verein mit Girlinger zu vollführen, und weidete sich an der Vorstellung, welchen Eindruck es machen würde, wenn nicht bloß er, der „zweifelhafte Schüler", durchgebrannt und verschwunden war, sondern mit ihm der gepriesene Musterknabe und Primus. Mit besonderem Genusse stilisierte er sich im Geiste die Notizen, die über dieses Ereignis in den Blättern stehen würden. Er kam sogar auf die Idee, eine „Rechtfertigung" abzufassen, die er auf irgendeine Weise (das Wie überließ er späterer Überlegung) drei Tage nach ihrer Flucht (Flucht!) von Leipzig aus dem Leipziger Tageblatt zukommen lassen wollte. Vielleicht durch den Deklamator? Oder durch Martha? Diese Frage beschäftigte ihn am meisten.

Am Sonntag enthüllte ihm Girlinger in kurzen Worten, aber sehr ernst, daß er bereit sei, mitzugehen, aber nicht vor vierzehn Tagen. Denn es sei noch viel zu ordnen und zu bedenken. Er könne, alles in allem, zweihundertundfünfzig Mark zusammenbringen, teils durch Bücherverkauf, teils durch seine Schwestern. Mindestens so viel müsse aber Stilpe beschaffen. Die Summe werde für jeden zur Hinreise genügen (er hatte das Hendschelsche

Kursbuch bei sich) und außerdem Lebensunterhalt für zwei Wochen sichern.

— „Natürlich werden wir in diesem Klima vegetarisch leben."

— „Selbstverständlich."

Eine ganze Anzahl praktischer Notizen hatte er auf einem Zettel zusammengeschrieben, und Stilpe mußte sich verpflichten, diese auch für sich anzuerkennen. Da hieß es:

Es sind mitzunehmen
pro Person: ein Koffer
mit: einem Anzug,
ein Paar Stiefeln,
zwei Hemden,
drei Paar Strümpfen,
(NB. Aus der Wäsche sind die Namenzeichen auszutrennen!!)
sechs Taschentüchern,
zwei Kragen.

Die Koffer werden in St.s Gartenhaus in der Versenkung, wo jetzt das Gartengerät aufbewahrt ist, niedergelegt.

Stilpe muß zwei Koffer stellen, da es für G. unmöglich ist, sich mit einem Koffer aus dem elterlichen Hause zu entfernen.

Ein Revolver, wenn billig zu haben, ist wünschenswert.

Stilpe fand den Revolver in allererster Linie für notwendig und machte sich anheischig, einen zu besorgen.

— „Natürlich einen, den man in die Brusttasche stecken kann!"

— „Ja, aber doch nicht allzu klein!"

Bereits am Dienstag brachte Stilpe den Revolver mit in die Schule und zeigte ihn Girlinger auf der Retirade.

— „Bist du verrückt! Steck' ihn sofort ein! Und er ist ja viel zu groß!"

— „Ich werde doch kein Spielzeug mitnehmen!"

Girlinger entfernte sich eilig, und als sie nach Hause gingen,

sagte er sehr scharf: „Wenn du's so machst, nehme ich mein Wort zurück! Überhaupt, wie benimmst du dich denn? Alle Augenblicke nimmst du mich auf die Seite und machst mir Zeichen. Jeder Mensch muß merken, daß wir was vorhaben."

— „Bring lieber deine Wäsche ins Gartenhaus, statt daß du mir Moral schwingst. Meine Sachen sind alle draußen."

— „Bei mir geht das nicht so wie bei dir. Hier (er sah sich nach allen Seiten um) sind zwei Kragen. Ich muß jeden Tag einzeln was bringen. Wenn ich nur wüßte, wie ich's mit dem Anzug mache. Ich kann doch nicht mit ein Paar Hosen überm Arm in die Schule gehn."

— „Zieh den Mantel an und nimm sie untern Mantel! Oder, halt: ich komme und hole sie!"

— „Nein, nein, ich werde schon alles selber bringen."

* * *

Während so bei Girlinger die Schwierigkeiten mehr ins einzelne gingen, hatte Stilpe nur ein großes Problem zu bewältigen: das Geld.

So viel war sicher: die Ladenkasse reichte nicht. Man konnte sie höchstens mit fünfzig Mark ansetzen.

Also denn erst mal alles verkaufen, was in Griechenland überflüssig war an Kleidern, Wäsche, Büchern.

Geschah. Von Büchern entgingen nur Börnes Werke, Tannhäuser in Rom und Byrons Don Juan dem Deklamator. Aber alles in allem kamen nur vierzig Mark heraus.

Wie wär' es mit ein paar Anzügen Vater Wiehrs? Ein Gedanke! Der Mann hatte ja seine ganze Vergangenheit noch im Kleiderschranke hängen.

Aber Vorsicht! Vorsicht! Und erst in den letzten Tagen. Auf fünfzig Mark konnte man das aber immerhin ansetzen.

Fünfzig und fünfzig sind hundert, und vierzig sind hundertundvierzig ... Wenn ihm nur irgendein Coup einfiele! Das Geplempere mit kleinen Posten gefiel ihm gar nicht.

Hm! Im Glasschrank stand so allerlei herum, auch Schmuckzeug ... Aber da verging ja kein Tag, an dem nicht Mutter Wiehr den Kram bestreichelte.

Halt! ... Aber nein ... nein ...! ... Freilich, wenn gar nichts übrig blieb ...? ...: Die Paten- und Konfirmationsgeschenke des verstorbenen Filius ...? ...! ... Die waren in dem verschlossenen Schranke in seiner Stube, und die Alten hatten eine große Scheu vor diesen Erinnerungen. Sie hatten sie verschlossen, um sie nicht zu sehen; nie machten sie den Schrank auf. Da mußten ja wohl auch noch Bücher sein und sonst was ...

Das war aber doch ein verfluchter Coup! Das war schon nicht mehr bloß, pfui Teufel, Diebstahl, das war so was wie Frevel. Oder?

Stilpe versuchte, den Gedanken mit Gewalt loszuwerden und erging sich, um ihn beiseite zu schieben, dafür in den abenteuerlichsten Plänen.

Sogar der schmierige Beutel des Deklamators tauchte auf und eine verbrecherische Intrige mit der rosigen Gattin.

Hatte sie ihm nicht kürzlich hinter dem Rücken des Alten zugelächelt?

Wie, wenn er mit ihr im Bunde den Alten ...? Aber, du lieber Gott, das war ja eine Kriminalnovelle und kein Coup!

Immer wieder der verschlossene, große, braune Schrank ...

Was da wohl alles drin steckte ... Natürlich zuerst sämtliche Hosen und Höschen, Jacken und Jäckchen des gepriesenen Filius, von der Wiege bis zur Bahre.

Verdammt nochmal: auch noch Rücksicht auf Sentimentalitäten, wo es seine Freiheit und Zukunft galt! Da gab's doch kein

Besinnen! Dort der Tod! Hier das Leben! Hie Mottenfraß! Hie Freiheit!

Er ging an den Schrank und versuchte seine Schlüssel am Schloß. Ging nicht.

Also: eintreten! Einfach: eintreten!

Er schlug mit der Faust auf die Schranktüre. Aber wie er das Poltern hörte, lief er gleich weit weg und sah zum Fenster hinaus.

Wozu überhaupt diese Menge Geld? Hundertfünfzig waren auch genug.

Er stellte das Girlinger vor. Aber der protzte seine ganze widerliche Konsequenz auf:

— „Wie wir's ausgemacht haben, so bleibt's. Du hast mein Wort, und ich habe deins."

Stilpe empfand eine kochende Wut über dieses Benehmen.

Nicht einmal sagen kann ich's dem Kerl, was ich vorhabe. Natürlich er: jede seiner Schwestern gibt ihm fünfzig Mark. Und ich muß solche Gemeinheiten aushecken.

Aber wart' nur: diese Erfahrungen, diese Kämpfe, die werden aus mir was Ganzes, Eigenes machen, wo du bloß eine Molluske bist und bleibst! Ich bin der Kämpfende! Ich werde den Sieg haben! Und dann, oben auf der Akropolis will ich dir's ins Gesicht schütteln mit meinen Fäusten: Ich habe stehlen müssen für meine Freiheit und unendliche Frevel auf mich geladen für meine Ideale! Du aber bist bloß der Pudel, der hinter mir herlief, aufgefüttert und vollgestopft, ohne Mark und Entschluß!

In diesem Aufsud stürmischer Gefühle fiel ihm Karl Moor ein, und er fühlte sich nun nicht bloß gerechtfertigt, sondern geradezu verpflichtet, den Schrank aufzubrechen.

Aber Vorsicht! Vorsicht! Und: nicht zu früh!

* * *

Jetzt waren es noch sechs Tage bis zu dem Sonnabend, wo sie sich nachmittags im Gartenhause treffen wollten, um abends abzureisen.

Von Girlinger fehlte immer noch die Hose und ein Hemd im Koffer, aber er konnte ihn nicht einmal mahnen, denn der Primus blieb aus der Schule weg und hatte ihm verboten, ihn zu besuchen.

Er stellte sich krank, hatte er ihm geschrieben, um nicht unnötig durch ihn aufgeregt zu werden, auch habe er einen besonderen Trick vor mit dieser Krankheit. Im übrigen solle er nur alles genau nach Verabredung besorgen und tun. Sonnabend um drei Uhr am Gartenhause!

Stilpe hatte einen grenzenlosen Respekt vor Girlingers kühler Klugheit, und er stellte sich irgend etwas unerhört Schlaues vor, das hinter dieser Krankheit steckte.

Wer weiß: er bringt vielleicht fünfhundert Mark mit!

Wenn man's nur wüßte! Nur wüßte! Dann wäre auch diese infame Chose mit dem Schrank nicht nötig.

Schon das Verkaufen von Vater Wiehrs Garderobe war eine verdammt schwierige Sache gewesen, und es war bloß Dusel, wenn es nicht zur Unzeit bemerkt wurde.

Nun aber der Schrank!

Das Heiterste wäre, wenn mich Mutter Wiehr angeschwindelt hätte, und es gäbe da drin gar nicht diese kostbaren Konfirmationskleinodien und Taufbecher.

Ob ich sie nochmal frage?

Er nahm wirklich einen Anlauf dazu, brachte es schließlich aber doch nicht übers Herz. Dafür machte er sich im stillen einige moralische Komplimente über diese Feinfühligkeit und fand, daß er eigentlich sein Gewissen dadurch für beruhigt ansehen könnte:

Denn, wäre ich wirklich ein gemeiner Kerl, so hätte ich gefragt;

aber ich handle eben bloß unterm Zwang der Verhältnisse und schone dabei nach Möglichkeit, was zu schonen ist.

Unter diesen Erwägungen brach er kaltblütig den Schrank auf, nachdem er die Kammertür verschlossen und das Schlüsselloch verhangen hatte.

Schau, schau, gepfropft voll! Aber ist es nicht sündhaft, alle diese Sachen von den Motten fressen zu lassen? Es scheint, die guten Wiehrs wissen nicht, wieviel arme Jungens keine ganzen Kleider am Leibe haben. Natürlich! Die Sentimentalität geht bei diesen Bourgeois vor allem vor ...

Der Überzieher da ist noch wie neu ...

Herrgott, wieviel Hüte hat denn der Filius gehabt? ...

Sogar seine ersten Hosen sind noch da ...

Übrigens: Insektenpulver haben sie doch gestreut ... Donnerwetter: das kann mich ja verraten! Die ganze Kammer wird stinken!

Er lief und öffnete die Fenster. Unten ging gerade ein Schutzmann vorbei. Stilpe machte eine Verbeugung:

Das Auge des Gesetzes wacht! Sie, Schutzmann, hier wird gestohlen! Ja, das möcht' er wohl, der Gute, daß ich ihn raufwinkte. Wird nicht verzapft!

Nun aber die Kleinodien!

In der Pappschachtel? Nein: seidene Tücher. Da könnt' ich übrigens eins ... Unsinn! ...

Aber es scheint wirklich kein Edelmetall ...

Er holte sich einen Stuhl und stieg darauf, um besser sehen zu können, was auf dem oberen Schrankbrett stand.

Siehste woll? Der Kasten ist schwer. Und: er klappert.

Er nahm ihn langsam herunter.

Es war eine alte Schatulle aus eingelegtem Mahagoniholze mit zopfigen Ornamenten. Ein kleiner Schlüssel mit herzförmigem Griff steckte im Schloß.

Er trug die Schatulle auf den Tisch und schloß sie auf.

Donnerwetter, was für 'ne Menge!

Zwei Uhren! Eine silberne und eine goldene! Und ditto zwei Ketten. Dieser Filius ist verzogen worden!!

Und goldene Ringe gar dreie. Was? Auch goldene Manschettenknöpfe? Das ist ja blödsinnig!

Am Ende hat der Junge auch noch eine Busennadel gehabt. Richtig! . . .

Ekelhaft, das! So einer muß ja ein Protz werden. Und dabei war er dumm wie ein Heuroß.

Gut! Gut! Klappe zu!

Er stellte die Schatulle wieder an ihren Platz, lehnte die Schranktüre fest an, klemmte ein bißchen Pappe ein und hatte eine deutliche Empfindung von Zufriedenheit, wie er sah, daß äußerlich nichts an dem Schranke zu merken war.

Was aber nun anfangen mit dem Zeug? Er beschloß, es erst in Athen zu verkaufen. Trödler gibt's dort sicher auch . . .

* *
*

Nun kam der große Tag heran. Das letzte, was Stilpe ins Gartenhaus getragen hatte, waren seine Tagebücher und Manuskripte gewesen. Die letzten Worte in seinem Tagebuche lauteten schwungvoll so:

Und nun, mein stolzes Schiff, stich aus ins Meer!
Du trägst mein Alles, und dein Zeichen heißt:
Freiheit, Hoffnung und Zukunft. Meine Hand,
Mit der ich nun die Ankerkette schnell
Aufwinde, ist beschmutzt, doch wasch' ich sie
Im Meer der Schönheit, und ich schwöre: Nie,
Bei allen Göttern, die ich suche, nie
Soll wieder Schmutz an diese heiße Hand!

* *
*

Die letzte Schulstunde, zu der er sich herabließ, war Griechisch. Es wurden unregelmäßige Verba abgefragt, und da er sich nicht vorbereitet, auch nicht einmal in der Vorpause, wie er sonst zu tun pflegte, in der Grammatik nachgelesen hatte, blieb er jede Antwort schuldig.

— „Warum haben Sie Ihr Pensum nicht gelernt?"

Er lächelte und dachte bei sich: Freiheit, Hoffnung und Zukunft.

— „Wollen Sie wohl antworten? Warum haben Sie Ihr Pensum nicht gelernt?"

— „Es war mir zu langweilig."

Der Professor schnappte nach Luft. Das war der Gipfelpunkt der Frechheit. Das war jenseits aller Bezeichnungsmöglichkeit. Nur das eine Wort: Karzer! wühlte sich aus dem verstopften Sprachschatze empor.

— „Wieviel Stunden, Herr Professor?" fragte Stilpe mit unterwürfigem Lächeln.

— „Ist der Mensch verrückt geworden?"

Die ganze Klasse hatte mit dem Professor nur diesen einen Gedanken und starrte auf den lächelnden Stilpe. Sein Nachbar rückte ein Stück von ihm ab.

Er aber setzte sich gelassen und tat, als ob die Sache für ihn erledigt wäre.

Der Professor, eben noch violett, wurde weiß wie weicher Käse und rief, indem er sein Buch von sich warf:

„Verwegener Bube! Ah! Ah! Am Montag werden Sie erfahren, was Sie sich zugezogen haben."

Bei dem Worte Montag hätte Stilpe laut auflachen mögen, aber es kam ihm der Gedanke, daß man ihn gleich heute am Nachmittag einsperren könnte, und so hielt er sich stille.

Als die Stunde vorüber war und die Sekundaner ihre Bücher zum Heimgehen packten, bildete sich ein Kreis um Stilpe:

— „Na, die Unverschämtheit kommt dir teuer zu stehen, mein Söhnchen ... Du hast wohl Lust, geschwenkt zu werden? ... Du bist wohl nicht bei Troste? ..."

Stilpe lächelte bloß geringschätzig. Gerne hätte er jetzt irgendeine kleine Andeutung gemacht. Es wurde ihm sehr schwer, sie zu verbeißen. Aber er überwand sich.

Und nun kam er in Aufregung. Wenn er nur nicht noch zu Tische zu gehen brauchte! Aber das mußte er natürlich, ganz abgesehen davon, daß er recht gut bei Appetit war.

* * *

Kaum aber, daß er sich vom Tisch erhoben und gesegnete Mahlzeit gewünscht hatte, lief er aus dem Hause und rannte durch die Straßen.

Es war ein unfreundliches Spät-Frühlingswetter, Regen und Wind. Da er keinen Schirm hatte, war er bald ganz durchnäßt. Aber er lief, so unangenehm ihm diese eindringende Feuchtigkeit war, immer auf und ab und immer denselben Weg: Grimmaische und Petersstraße. Er wollte nicht eine Minute früher als Punkt drei Uhr am Gartenhause sein, aber er wollte auch nirgends vorher einkehren, denn er fühlte, daß er nicht sitzen könnte.

Sein einziger Gedanke war: Wenn wir nur erst im Zuge sitzen. Und dann bis Triest in einem Saus! Ah! Nacht und Tag und Nacht! Und dann das Schiff! ...

Freilich: die Seekrankheit ... Unsinn! Wenn erst die schimmernde Küste Griechenlands auftauchen wird! ... Venus Anadyomene! ... Und diese Hellenen in ihren bunten Trachten; auch Türken, Armenier! Und herrliche Weiber mit Krügen auf den Köpfen! Großäugig! Glutäugig! Und bronzene Brüste schimmern durch paphische Gewänder! ... Und Marmorpaläste, südliche Gärten und sengende Sonne!

Und nun, mein stolzes Schiff, stich aus ins Meer!

Plötzlich kam ihm seine Mutter in Sinn. Es kam so unvermutet und grell, daß er mitten im Rennen stehen blieb.

Herrgott, wie wird sie weinen ... Es ist doch eigentlich ... Ah, aber nein: wenn ich sicher bin, schreib ich ihr alles, und wenn sie sieht, wie glücklich ich bin, dann wird sie stolz auf mich sein! Sie versteht mich ja! Sie weiß, daß aus mir was Großes werden wird!

Mütterchen, weine nicht, weine nicht so,
Sieh, ich bin in der Fremde froh
Und denke dein.

Er hoffte, es würde ein ganzes Gedicht werden, aber es blieb, wie gewöhnlich, beim Anfang.

Endlich dreiviertel drei Uhr! Nun zum Gartenhaus!

Er lief im Trabe mitten durch Pfützen und ohne aufzusehen, wie ein Junge neben dem Reifen.

Jetzt am Garten. Nun die Allee hinauf.

Ob Girlinger schon da ist?

Nun den Seitengang. Gott sei Dank, daß es regnet und niemand im Garten ist.

Aber der Dreck! Der Dreck! Ganz bespritzt!

Das wird doch auf der Eisenbahn nicht auffallen?

So, jetzt bei Kürners Garten vorbei und nun mit Barrieresprung übers Staket. Teufel! Mitten in eine Pfütze! So ein Blödsinn!

Punkt drei!

Aber Girlinger ist noch nicht da. Natürlich; der macht sich's bequem und kommt sicher in Gummigaloschen und muß um jede Pfütze einen Bogen machen und womöglich bei jedem Buchladen stehen bleiben. Ekelhaft diese Hundsschnauzigkeit.

Er ging zum Gartenhaus und griff in seine Tasche nach dem Schlüssel.

Plötzlich fuhr er zusammen und starrte auf etwas Weißes, das in der Türsperre klemmte. Sein Gesicht verzerrte sich: Ah, du Hund, du!

Er riß das eingeklemmte Papier heraus. Herunter das Kuvert. Da stand mit den schönen, so oft in der Schule belobten Schriftzügen unter Einhaltung des Höflichkeitsrandes usw. folgendes:

Lieber Stilpe!

Nachdem ich mir unsern Plan noch vielmals und reiflich überlegt habe, bin ich zu der unumstößlichen Überzeugung gelangt, daß es im Grunde bloß ein etwas persönlich drapierter Dummerjungenstreich wäre. Wenigstens was mich angeht. Du bist ja anders, und Dein Temperament berechtigt Dich gewissermaßen zu einem solchen Schritt, der ins Ungewisse führt. Aber ich bin nicht zu dergleichen kühnen Entschlüssen geeigenschaftet.

Also: ich kann nicht mittun.

Verachte mich, soviel Du willst, und nenne mich einen Feigling und Wortbrüchigen. Ich kann nichts dagegen tun. Höchstens, daß ich auch Dir rate: Stehe auch Du von dem Plane ab.

Selbstverständlich bist Du strengster Geheimhaltung von meiner Seite aus sicher. Aber ich erwarte auch von Dir, daß Du nicht etwa in einem Deiner Wutausbrüche mich als Deinen Komplicen nennst. Das wäre keineswegs honorig.

Indem ich Dir, für den Fall, daß Du den Plan zur Ausführung bringst, alles Glück aufrichtig wünsche, bin ich, auch wenn Du mich verachtest,

Dein Freund
Robert Girlinger.

P. S. Meine Sachen nimm, wenn Du gehst, mit. Sie werden Dir nützlich sein.

Stilpe geriet in maßlose Wut.

Zuerst ließ er sie an dem Briefe aus, den er mit den Zähnen zerriß und in das matschige Erdreich hineinstampfte. Dann warf er seinen Hut auf die Erde und schlug mit den geballten Fäusten an die Gartenhaustür. Er war aschfahl im Gesicht und biß sich fortwährend auf die Lippen, als wenn er das Bedürfnis hätte, etwas zu zerfleischen.

Dann schloß er die Tür auf und ging ins Gartenhaus. Mit einem Fußstoße öffnete er die Decktür zu der Versenkung, wo die Koffer standen, und spuckte auf diese. Dann warf er die Decktür zu, daß es krachte, und setzte sich auf einen Gartenstuhl. Ein Windstoß warf die Türe zu, und nun war er im Dunkeln allein mit seiner kochenden Wut.

Was tun?! Was tun?!

Ah, vor allem eins: Rache an diesem feigen Hund! Hin zu Girlinger und ihm laut ins Gesicht schreien, was für ein erbärmliches Subjekt er ist. Das ganze Haus zusammenschreien! Ihm den Koffer vor die Füße, nein, vor den Bauch werfen. Und ihn prügeln!

Prügeln! Unsäglich und lange prügeln!

Ach was, erschießen müßte man ihn!

Erschießen! Das ist ein Gedanke! Ah, und da ist ja auch der Revolver! Gott sei Dank, daß er so groß ist!

Aber das war schon mehr bloß pathetische Zierleiste. Er merkte das selber, und den Gedanken, sich hinterher etwa selber zu erschießen, ließ er nur ganz von ferne vorbeidrohen.

Überhaupt nein: weder Prügel noch Revolver, nur Verachtung! Ein einziges Wort auf eine Postkarte geschrieben: Lump! und dann fort!

Fort! Fort! Fort! Er rüttelte das Wort in sich hin und her. Fort! Fort! Aber es geschah halb mechanisch, wie er sich das in plumpen Stößen immer wiederholte.

Fort! Fort! Natürlich: Fort!

Ich werde doch wohl wegen dieser Canaille nicht hier bleiben!? Aber diese Bestie hat ja das Kursbuch! Der ganze Reiseplan stand ja bei ihm!

Ich Wickelkind habe ihm ja alles überlassen!

Sonderbar: der Gedanke, sich nun selbst ein Kursbuch anzuschaffen und einen Reiseplan zu machen, kam ihm nicht.

Dafür entwarf er bereits den Brief, den er nach seiner Ankunft in Athen „diesem Elenden" schicken wollte: „Hier bin ich, auf der Akropolis, und gottlob ohne den Pintscher, der mir folgen wollte... Ich habe eine sehr angenehme Stelle als Sekretär eines deutschen Privatgelehrten ... Meine Adresse teile ich Dir nicht mit, um vor Deiner Verräterei sicher zu sein. Denn es gibt keine Gemeinheit, die ich Dir nicht zutraute ..."

Dieser Brief, den er vielmal in sich hin und her wandte und mit zahlreichen vergifteten Spitzen versah, beruhigte ihn ungemein.

Als er ihn auswendig wußte, war er so weit, die „Jammerhaftigkeit dieses Staatsanwaltssprößlings" für ein Glück anzusehen.

Wäre ich denn in seiner Gegenwart frei gewesen? Hätte er mich nicht in meinen besten Entschlüssen gestört? Was für eine unglaubliche Verirrung dieser Gedanke überhaupt gewesen ist, mit dieser Hundeschnauze zusammen nach Griechenland gehen zu wollen. Aber eine gute Lehre das! Immer und alles allein! Jedes Vertrauen ist Wegwurf!

Er schrieb sich diese Maxime in sein Notizbuch und empfand das ganze differenzierte Wohlgefühl des Pessimisten.

Er wurde sogar übermütig. Warte, mein braver Knabe, dachte er sich und nahm die Girlingerschen Sachen aus dem Koffer, hing sie, nachdem er sie zerrissen hatte, auf eine Bohnenstange und stellte das Ganze nach Art einer Vogelscheuche in ein Beet. Daran befestigte er ein Stück Papier mit der Aufschrift: Siegeszeichen des Wohlverhaltens.

Dann nahm er den Koffer mit seinen Habseligkeiten und schlug den Weg zu dem Hause ein, in dem Martha waltete.

* * *

Es war selten, daß dort ein Mensch männlichen Geschlechtes mit einem Koffer erschien, denn, wenn auch viele Handlungsreisende in diesem gastfreien Hause verkehrten, so ließen sie ihre Musterpakete doch gewöhnlich im Hotel. Und so erregte er ein gelindes Aufsehen.

— „Ja, Schnutchen, kleines, willst du denn verreisen?" rief ihm Martha entgegen, die, mit einem schwarzseidenen Hemde bekleidet, nicht mehr an die Gemälde Professor Thumanns erinnerte.

— „Ich bin auf dem Wege zum Bahnhofe und will dir nur Lebewohl sagen," erwiderte Stilpe etwas ernster, als es im Stile dieses Milieus war.

— „Nanu, doch nicht ganz fort, Schnutchen? Dann muß ich ja weinen!?"

— „Ganz fort. Weit weg. Aber frage nicht. Wir wollen noch einmal fröhlich sein."

Er gab sich hier sonst gerne frivol, weil er fürchtete, im andern Falle seine Jugend zu verraten, die ihn in diesem Hause immer etwas genierte, aber diesmal konnte er die jugendliche Feierlichkeit nicht verleugnen.

— „Jetzt wird mir's aber ängstlich, Schnutchen. Wer soll mir denn dann Verse vorlesen?"

— „Du brauchst nicht so spöttisch zu sein."

— „Aber nee, ich mein's ernst, auf Ehre. Ich kann sie ja auswendig!"

Und sie deklamierte mit unverstellter Genugtuung:

Wie jene Ritter in der alten Zeit,
Die für die Liebe stritten todbereit,
Streit' ich für dich und deine Edelheit.

Ich liebe dich und glühe mich dir an,
Vor deinen Füßen lieg' ich, sieh mich an,
Ein Knabe bin ich, küsse mich zum Mann!

Nein, bin kein Knabe! Denn ich weiß durch dich,
Was Liebe ist, dein Blick erweckte mich,
Drum sing' ich Dank dir heut' und ewiglich!

— „Siehst du, ich kann's ganz auswendig!"

Stilpe war selig. Seine Verse klangen ihm aus diesem Munde wie der Inbegriff aller Poesie, und er fiel dem Mädchen heiß um den Hals.

— „Rotwein! Champagner! Und Zigaretten!"

— „Aber Schnutchen, hast du denn soviel Geld?"

— „Ja, ja, massenhaft! Laß nur kommen."

— „Nee, Schnutchen, laß das doch die alten Onkels machen. Ein paar Glas Bayrisch tut's bei dir schon."

— „Nein, nein! Heute müssen wir Wein trinken! Weißt du, eine Orgie feiern! Eine Orgie! Weißt du, was das ist?"

— „Ja, ja, so was Verrücktes. Aber wozu denn?"

— „Mach! Mach! Ich habe nicht lange Zeit. Ich muß fort. Bestelle nur! . . . Ach so, vorausbezahlen? Da, da ist Geld."

Er gab ihr sein ganzes Portemonnaie.

— „Gehört das ganz meine?"

Stilpe erschrak sehr. Aber er faßte sich und sagte mit edlem Anstande:

— „Wie du willst. Aber dann kann ich nicht reisen."

— „Gott, bist du ein anständiger Junge!" sagte das Mädchen und gab ihm das Portemonnaie zurück.

Diesmal ärgerte ihn das Wort Junge nicht.

Der Wein nahm seiner Stimmung den Rest von Gedrücktheit. Zwar wollte sich durchaus nicht das entwickeln, was er eine Orgie nannte, denn das Mädchen bemutterte ihn heute noch mehr als

sonst, aber wenn er auch nicht tanzte, so lief er doch recht lebhaft in dem kleinen Zimmer, soweit es nicht Bett war, auf und ab.

— „Wenn du wüßtest, was ich vorhabe! Wenn du wüßtest, wohin ich reise!"

— „Na, so sag's mir doch."

Er blieb stehen und sah sie ekstatisch an.

— „Ja! wenn du mir versprichst, mit mir zu reisen!"

— „Ja, wenn du bei Mutter Zanken meine Schulden bezahlst."

— „Wieviel sind es!"

— „Na, bloß so dreihundert Märker."

— „Herrgott! Dreihundert! Nein, das kann ich nicht. Oder! Halt! Warte mal!"

Und er stürzte sich auf seinen Koffer und brachte die Uhren und Ringe ans Bett.

— „Da, was kriegt man dafür?"

Martha kniete sich im Bett auf und breitete die Tauf- und Konfirmationsgeschenke von weiland Wiehr junior vor sich aus, hübsch eins neben das andere; es gab eine lustige Reihe, die im Lichte der roten Bettampel verstohlen blinkte.

— „Das kann schon zweihundert Mark geben, wenn du dich nicht beschummeln läßt."

Sie sah die Sachen verliebt an, steckte sich die Ringe an die Finger, schüttelte die Uhren und hielt sie ans Ohr und ließ die Diamanten der Busennadel leuchten.

Plötzlich warf sie den Kopf zurück, daß die langen blonden Haare von den Brüsten weg über die Schultern fielen, und fragte erstaunt: „Ja, wo hast du denn die Sachen her?"

Stilpe überlegte. Sollte er's sagen? Hatte sie sich damals nicht so verdammt moralisch gehabt? Aber jetzt steht die Sache doch anders. Das Zeug liegt auf dem Bette und gehört beinahe schon ihr. Ob sie da nicht ...? ...

Aber er zögerte doch und sagte bloß: „Alte Tauf- und Konfirmationsgeschenke."

— „Und das willst du verkaufen? Das ist aber nicht schön von dir?"

Was? Schon das fand sie unrecht? Das empörte ihn förmlich, es kam ein Gefühl von Zorn über ihn, und zugleich regte sich etwas wie Furcht. Er wurde mit einem Male irre.

Aber, wart', nun gerade soll sie's wissen, diese elende Duckmäuserin. Das wird einen Effekt geben!

Ob sie das Zeug aus dem Bette und mir vor die Füße wirft?

Und er erzählte ihr ganz kühl, daß er die Sachen gestohlen habe, und wem sie gehörten.

Sie sah ihn bloß erstaunt an und schüttelte den Kopf.

Dann sagte sie langsam und wie ungläubig: „Nein . . .! . . . du . . .! . . . Das . . .? . . ."

— „Ach mach kein solches Gehabe. Es ist so, und ich finde gar nichts dabei."

Jetzt sprang sie aus dem Bette und faßte ihn an den Schultern:

— „Aber, Junge! Was ist denn mit dir los? Du bist doch kein so gemeiner Kerl! Herr du mein Gott, wie kommst du denn auf so was!"

Sie sagte das fast tonlos und mit einer ganz anderen Stimme, als er an ihr gewöhnt war.

Es ging ihm durch und durch. Mit einem Male fühlte er, daß er etwas Gemeines getan hatte. Hätte sie nur im Geringsten was Pathetisches gesagt oder getan, er würde ihr ins Gesicht gelacht, und, wenn sie etwa Miene gemacht hätte, Lärm zu schlagen, alles geleugnet haben. So aber war's wie ein Urteil, wie eine Verdammung.

Er mußte auf den Boden sehen und fühlte sich gedemütigt, ohne sich dagegen aufzulehnen.

Was sie nun noch sagte, war eigentlich überflüssig und schwächte den Eindruck der ersten Worte eher ab. Aber er ließ alles über sich ergehen und sagte nichts dazu.

Sie legte durchaus den Hauptton darauf, daß er den alten Leuten das genommen hätte, was ihnen das Liebste war. Sie sagte das nicht in feinen und gefühlvollen Worten, sondern fast roh und ungeschickt.

Immer wieder kam das Wort: „So eine Sünde, und gar nichts dabei zu fühlen!"

Er wagte nicht ein einziges Mal aufzusehen, und ihre Hände auf seinen Schultern fühlte er wie eine unerträgliche heiße Last.

— „Was soll ich aber nun tun?" sagte er ganz verzweifelt, wie sie schwieg.

— „Gleich alles wieder hintragen? Alles sagen!"

— „Das geht nicht!"

Und nun erzählte er ihr, schluchzend und unfähig, seine Tränen zurückzuhalten, alles, was er vorhatte, alles, was ihm geschehen war, alles, was ihn drückte.

Das machte weniger Eindruck auf sie. Sie verstand es nur unklar, aber das Davonlaufen begriff sie.

— „Fahr hin, wo du willst, wenn du nicht mehr in die Schule gehn magst. Sie erwischen dich doch bald. Aber das Zeug da nimmst du nicht mit ... Nein ... So ein Junge! Gott sei Dank, daß du zu mir gekommen bist! Denke bloß: Später! Wenn du's gefühlt hättest, was du getan hast ...

Herr du mein Gott, so ein Unglück! Du wärst ja ein Lump geworden, Junge! Gott weiß, was du noch alles angerichtet hättest! Mord und Totschlag! Wahrhaftig ein Glück, daß der andere Bengel nicht gekommen ist. Sonst hätt' ich dich nicht hier."

Es beleidigte ihn gar nicht, daß sie ihn so in aller Deutlichkeit als Junge usw. traktierte. Er war vollkommen mürbe.

Nach langen Beratungen kamen sie schließlich überein, daß er die Nacht noch hierbleiben sollte (denn er fühlte sich nun unfähig zu jedem anderen Vorhaben, als eben hier zu sein); am nächsten Tage möge er dann getrost nach Griechenland oder Kamerun fahren; sie aber werde die Sachen einpacken und mit einem Brief, den er schreiben müsse, an die Adresse der alten Wiehrs schicken.

Der Brief lautete:

Lieber Vater und liebe Mutter Wiehr!

Seien Sie mir nicht böse, daß ich ohne Abschied von Ihnen fortgegangen bin und nahe daran war, eine große Schlechtigkeit zu begehen. Ich hoffe, alles gut machen zu können, und bitte Sie, meinen Eltern nichts von dem zu sagen, was ich beinahe begangen hätte. Lassen Sie mich nicht verfolgen und melden Sie mich in der Schule ab. Es dankt Ihnen für alles Gute, was Sie ihm, dem Unwürdigen, getan haben,

Ihr Pflegesohn

W. St.

Die Schlußsätze des Briefes waren eigenste Hinzufügung Stilpes. Sonst war der Brief nicht eigentlich nach seinen Intentionen. Er hatte ihn zerknirschter und umfangreicher angelegt, mit einer große Diatribe gegen das Geschlecht der Gymnasiallehrer als Mittelstück, aber das Mädchen wollte nichts davon wissen.

Als aber der Brief geschrieben war, fingen beide an, vergnügter zu werden, als vielleicht die Leute glauben, die da nicht wissen, zwischen welch fernen Gegenden die Schaukel in der Seele mancher Menschen hin und her schwingt.

Denn Himmel und Hölle, Reue und Wollust liegen zuweilen nicht weiter voneinander entfernt, als die Lippen zweier Menschen, die sich küssen.

Fünftes Kapitel

Die Oberprima des Königlichen Gymnasiums einer kleinen sächsischen Industriestadt war ausnahmsweise Sonnabend nachmittag in die Schule berufen worden, weil der Geheimrat Ammer, der als Königlicher Kommissarius die bevorstehende Abiturientenprüfung zu überwachen hatte, mit dem Wunsche hervorgetreten war, die Kandidaten schon zuvor persönlich kennen zu lernen. Er hatte sich mit ihnen in einer sehr freundlichen und schmeichelhaften Art unterhalten, nämlich gar nicht so, wie es die Art der Lehrer war, sondern in der gewinnenden Manier eines älteren Freundes etwa, der seinen Vorsprung an Jahren und Reife als nebensächlich behandelt und ein Verhältnis von Vertraulichkeit zu schaffen oder wenigstens vorzutäuschen sucht, soweit dies möglich ist. Er hatte sogar „Meine Herren!" gesagt. Und statt der Vorprüfung, die man befürchtet hatte, war es wirklich bloß eine Art Unterhaltung gewesen, bei der der Geheimrat jeden Anschein von Examinieren vermieden hatte.

Die Oberprimaner verließen das Schulgebäude also mit stolz erhobenen Häuptern, auf denen hellrote Mützen meist sehr weit nach hinten gerückt saßen. Diese Mützen hatten die Form von umgedrehten kleinen niedrigen Näpfchen, nur drei der jungen Leute trugen solche von anderer Fasson, nämlich breite, hinten etwas nach abwärts gedrückte Deckel.

Diese drei Schlappdeckel, wie die anderen sie nach ihren Mützen nannten, gingen in sehr eifrigem Gespräche abgesondert.

— „Eigentlich war's etwas gewagt von Schaunard, ausgerechnet die beiden Gracchen als seine Lieblings-Römer zu nennen, nachdem der Hohe Rat ihn wegen Sozialismus und Atheismus schon mal hat schwenken wollen," sagte der eine, ein untersetzter

Bursch mit schläfrigen, aber nicht geistlosen Augen und einem bereits sehr dichten Schnurrbart.

— „Aber mein süßer Rodolphe! Du geruhst immer noch, dich um drei Gramm dümmer zu stellen, als wofür du uns hältst. Du weißt so gut wie wir, daß Schaunard ein Psychologe von vielen Graden ist. Er hat diesen fürtrefflichen Geheimrat bloß sehr gut erkannt. Denn siehe da: schon ist er zu einer Privataudienz zurückbehalten worden!"

Der das sagte, war ein dürrer brünetter Mensch mit einer sehr schönen Nase und wunderschönen braunen Augen, die leider hinter sehr starken Klemmergläsern saßen. Er ging etwas gebückt, aber nicht aus irgendeinem körperlichen Grunde, sondern aus philosophischer Koketterie. Es wäre ihm ein Vergnügen gewesen, buckelig zu sein.

— „Marcel hat recht. Schläue und abermals Schläue! Heute hat Schaunard sein Abitur gemacht, sag' ich! Das Backpflaumenmännchen hat sich in ihn verliebt und wird ihn trotz allen konrektoralen Gekrähes und Geheules durchschleppen. Wetten?"

Der so sprach, war ein sehr jung und zart aussehender Jüngling, der sich aber ein bißchen renommistisch gebärdete und damit den knabenhaften Eindruck seiner Person zu verwischen suchte. Auffällig an ihm war seine Haarfrisur, die etwas an die Napoleonische Zeit erinnerte, wo man es liebte, nach dem Vorbilde des Cäsaren die Haare ins Gesicht und über die Ohren zu streichen.

Wer Mürgers Bohème-Buch kennt, wird, nachdem die Namen Rodolphe, Marcel und Schaunard gefallen sind, ohne weiteres wissen, daß sich dieser Jüngling des Spitznamens Colline erfreute.

Diese Spitznamen waren übrigens in der Schule nicht allgemein gültig, sondern ein Reservatrecht des „Cénacle" oder der Vereinigung der vier Schlappdeckel unter sich, die, als zukünftige

Dichter und Künstler, wie sie sich fühlten, sich das Zenakel in Mürgers Vie de Bohème zum Muster genommen hatten und sogar nach Möglichkeit die Ausdrucksweise ihrer Vorbilder nachahmten. Sie hielten sich, im Gefühle ihrer Zukunft, sehr exklusiv gegenüber den anderen Primanern, die eingestandenermaßen bloß Pastoren, Lehrer, Ärzte, Juristen, Offiziere werden wollten, und wurden dafür wieder von diesen als überspannt und lächerlich abgetan. Ihre bürgerliche Nomenklatur war diese:

Rodolphe: Bruno Wippert,
Marcel: Max Stöffel,
Colline: Ludwig Barmann,
Schaunard: Willibald Stilpe.

Stilpe war der Gründer des Zenakels und sein anerkanntes Haupt.

* * *

Er war damals, nachdem er sich von Martha getrennt hatte, nicht gar weit gekommen. In Halle, das doch nicht auf der Route Leipzig-Athen liegt, hatte man ihn in einem Tingeltangel festgenommen, weil er in der Betrunkenheit unablässig laut und rhythmisch geschrien hatte:

$$(a+b)^2 = a^2 + 2ab + b^2$$

Auf die Polizei gebracht und nach dem Grunde dieser mathematischen Rezitation gefragt, hatte er auf die ihm drohende Nachprüfung in der Mathematik als einen höchst triftigen Grund hingewiesen und überdies gebeten, man möge ihm seine Logarithmentafel holen, die in der Untersekunda der Leipziger Thomasschule Cötus B auf seinem Platze liege, unten auf der letzten Bank rechts. Damit hatte er sich zur Genüge als der durchgebrannte Gymnasiast aus Leipzig legitimiert, dessen Signalement auch auf der halleschen Polizei eingetroffen war.

Was sich dann begeben hat, bleibe im Schatten der Vergessenheit, wie auch Stilpe selbst nie mehr daran dachte. Denn er liebte unangenehme Erinnerungen wenig und besaß ein ausgesprochenes Talent dafür, fatale Dinge zu vergessen.

Es fehlte nicht viel, daß er damals wirklich, aber nicht in Athen, die Stelle eines Sekretärs, aber nicht bei einem Privatgelehrten, erhalten hätte. Der verzweifelte Lepidopterologe wollte ihn durchaus als Schreibgehilfe bei der Magistratskanzlei in Leißnig anketten. Aber den Bitten der Mutter und den guten Urteilen über Willibalds Begabung, die einer seiner Leipziger Lehrer abgab, gelang es, den Vater zu einem letzten Versuche zu bewegen. So kam Stilpe an das eben begründete Königliche Gymnasium der kleinen Stadt, in dem er es jetzt wirklich bis zum Oberprimaner gebracht hatte.

* *
*

Auch hier war sein Studiengang nicht ohne Fährlichkeiten abgelaufen, denn die Lehrerkonferenz bedachte ihn mit ausgezeichnetem Mißtrauen, indem sie ihn bald für einen Freund wüster Zechgelage und bedenklicher Mädchen, bald für einen Propagandisten gemeingefährlicher Ideen ansah.

Aber er war klug geworden. Ohne nach dem Ruhme eines Musterschülers zu geizen, aber auch ohne sich irgend etwas abgehen zu lassen, was er zu seinem Wohlbefinden für nötig hielt, lenkte er das scharf beobachtete Schiff seiner Schülerexistenz geschickt zwischen allen Präzeptorenklippen hindurch, indem er aufs genaueste die Taktik befolgte, sich aller offenkundigen Manifestationen seiner Privatvergnügen zu enthalten. Er war, wie er es selber einmal in seinem immer üppiger werdenden Tagebuch ausdrückte, „zur Höhe eines vorsichtigen Zynikers emporgestiegen". Was er seine Orgien nannte, feierte er in Leipzig, und den ver-

botenen Ideen frönte er still für sich, ohne etwa in deutschen Aufsätzen, wie damals als „biederer Sekundaner", davon etwas merken zu lassen. Vielmehr kultivierte er jetzt in seinen Schulaufsätzen, deren Gewandtheit und Schwung sogar anerkannt wurde, eine virtuosenhafte Jongleurkunst mit wohlgebauten Phrasen, in die er nur die bestakkreditierten Meinungen silbern und golden einspann.

Zum Glück lernte er in den drei bereits genannten Kameraden Leute von ähnlichen Neigungen kennen. Zwar achtete er sie nicht für seiner ebenbürtig, ja er hatte sogar ein stilles Mitleid mit ihnen, weil sie, wie er bemerkte, noch „einige biedere Züge von Wohllöblichkeit" hatten, aber er fühlte es doch als einen sehr angenehmen Zufall, daß er in ihnen „Instrumente fand, auf denen er spielen konnte". Colline-Barmann war seine Baßgeige, Marcel-Stöffel sein Fagott, Rodolphe-Wippert seine Trommel. Natürlich empfanden sich die drei selber als beträchtlich mehr, und er seinerseits ließ es ihnen nur selten merken, daß er „auf ihnen spielte". Auch liebte er sie in einem gewissen Sinne wirklich. Einer ganz hingebenden Freundschaft war er zwar nicht fähig, aber die Frivolität seines zur Schau getragenen Zynismus gegenüber diesen Freunden war doch zum guten Teile bewußt angeschminkt.

* * *

Zuerst begann die Vereinigung der vier mit einem literarischen Zirkel, „Lenz" genannt.

Dieser Titel galt in zweierlei Bedeutung. Einmal in der, wie ihn die Lyriker als Synonym für Frühling verbrauchen, und dann in der des Namens ihres literarischen Hauptheiligen. Denn sie lasen damals ausschließlich Dichtungen der Sturm- und Drangperiode.

Dann schoben sich Ibsen und die Russen, dann Zola und der Naturalismus ein, und nun wurde aus dem Lesezirkel, wo man

mit verteilten Rollen „Die Kindesmörderin", „Sturm und Drang", „Der Hofmeister" gelesen hatte, ein Debattierklub, wo man vor allem „Herrn Schillinger", den Dichter „des pp. Wallenstein", vernichtete und Vorträge folgender Art hielt: „Die Wahrheit als einziges Prinzip der Kunst", „Inwiefern Naturalismus und Sozialdemokratie Parallelerscheinungen sind", „Emile Zola und Henrik Ibsen: die Tragesäulen der neuen Literatur", „Worin liegt die Gemeingefährlichkeit des sogenannten Idealismus?"

Zu dieser Zeit waren die vier sehr rabiat.

Ihr zweites Wort war: Konsequenz. Gewisse Namen durften, bei hohen Strafen, bis zu zwanzig Pfennigen, unter ihnen nicht genannt werden, so Paul Heyse und Julius Wolf. Wer es wagte, „Schiller und Goethe" zu sagen, statt „Goethe und Schiller", mußte, da gab es kein Erbarmen, Tabak für alle vier auf einen Monat kaufen. Aber auch Goethe galt nur für voll, „insoweit er nicht Geheimrat war". Das war sogar statutenmäßig festgelegt. Shakespeare wurde fortwährend und mit besonderer Ehrerbietung genannt, aber doch mehr als „merkwürdiges Phänomen eines frühen Naturalismus". Denn es stand ihnen fest, daß die eigentliche Literatur jetzt erst begänne, und Stilpe führte den Gedanken mit Vorliebe aus, daß man jetzt in dem wirklichen Sturm und Drang stehe, aus dem der „neue und ganze Goethe" hervorgehen werde.

Wenn man ihn dann höhnisch fragte, ob er vielleicht Lust habe, diese Rolle zu übernehmen, so grinste er mit sichtlicher Anstrengung und sagte: „Vorderhand sind wir alle bloß Teig. Das Leben wird uns erst kneten und backen."

— „Du aber hast die großen Rosinen," entgegnete ihm darauf Stössel.

— „Und dir fehlt es an Salz," revanchierte sich Stilpe.

Barmann aber ließ etwas von „zukünftigen Dreierbroten"

vernehmen, und Wippert meinte, auch Hundekuchen sei ein Backwerk.

In diesem Stile bewegten sich die Verhandlungen des Debattierklubs, wenn man aufs Persönliche kam. Sonst war die Ausdrucksweise trotz der naturalistischen Tendenz mehr auf höhere Tropen bedacht.

* * *

Aber eines Tages, es war ganz zu Anfang des Oberprima-Jahres, begann Stilpe in einem neuen Stile und von anderen Dingen zu reden. Er baute fürchterliche und schnöde Hyperbeln, fand den „Naturalismus in Worten" lachhaft, fragte, ob es „in diesem Neste" nicht ein Tricktrack gebe, und erklärte, die famoseste Mädchenfigur der Weltliteratur sei Mamsell Müsette. Dazu kamen die Worte: Nasenwärmer, Bohème, Cénacle und eine große Menge französischer Flüche. Auch trug er fortwährend ein kleines Buch aus der Reclambibliothek mit sich herum, das er sein Brevier nannte. Eine Woche später sah man aber an dessen Stelle ein anderes, französisches. Er sagte: „Ich lese jetzt meine Bibel im Urtext."

Durch diese Geheimtuerei voll herablassend abgegebener Andeutungen fühlten sich die anderen beleidigt, und es wäre fast zu einem Bruch gekommen, denn Stilpe behandelte sie im Grunde wie kleine Knaben, die nicht wissen, was ein Mädchen ist, da rückte der Adept endlich mit seinem Mysterium heraus, indem er eine Versammlung mit einem Schreiben einberief, das folgenden Wortlaut hatte:

Die ehrenfesten und rühmlichst bekannten Säulen des königlich sächsischen Gymnasialnaturalismus zu . . . werden hiermit so höflich wie dringend eingeladen, in der bescheidenen Behausung des unterzeichneten Renegaten und Müsettisten Schau-

nard, weiland Stilpe, zu erscheinen und außer zwei Steingut-tellern mit Zwiebelwurst und Muldekaviar einen Vortrag ent-gegenzunehmen, dessen Titel und Thema ist:

Der Müsettismus

als einzige und eigentliche Künstlerreligion, nachgewiesen an dem klassischen Werke wahrer Künstlerfreiheit und Laune:

Scènes de la Vie de Bohème
par
Henry Murger.

(NB.! Das Werk wird auch in einer Übersetzung herumgereicht, und im Urtext sind die schwierigeren Vokabeln in deut-scher Übersetzung beigeschrieben.)

Nach beendigtem Vortrag wird der Unterzeichnete sich die Freiheit nehmen, zu beantragen was folgt:

Der naturalistische Debattierklub wird aufgehoben, und an seine Stelle tritt

Das Cénacle
der vier Schlappdeckel.

Zur Leitung der unausbleiblichen Debatte wird der ehren-werte Naturalist Barmann berufen, falls er sich für die Dauer dieses Ehrenamtes seiner ihm angeborenen Grobheit zu enthalten verspricht, die vielleicht einem Naturalisten, nicht aber einem zukünftigen Cénaclier angemessen ist.

NB.! Vier Pariser Nasenwärmer sind heute eingetroffen und stehen, aber erst nach Konstituierung des Cénacles, zur Verfügung.

NB.! Der Unterzeichnete hat sich in Anbetracht des ungewöhn-lichen und wichtigen Ereignisses in Unkosten gestürzt und vier Flaschen Pontet Canet (Marke: Le petit bleu) her-beigeschleift. Doch wird man gebeten, Weingläser mit-

zubringen, da es stilwidrig wäre, Rotwein aus Bierseideln oder Kaffeetassen zu trinken.

NB.! Petita Molinarina wird die Honneurs der Schaunardschen Hütte machen, falls der gute Zufall, der Gott des künftigen Cénacles, es so einrichten sollte, daß die schauderhafte Mutter des erfreulichen Mädchens zur Zeit der Feierlichkeit nicht zu Hause wäre.

NB.! Da die Schildkröte des Unterfertigten, deren Intelligenz so häufig als überlegenes Gegenstück zu der des Hüh-Wüh-Konrektors anerkannt worden ist, sich leider entschlossen hat, seit vergangener Nacht als Leiche zu existieren, so erscheint es angemessen, sie künftig als Symbol des verewigten naturalistischen Debattierklubs in pietätvollen Ehren zu halten. Sie wird in einer rosa auswattierten Zigarrenkiste als Tafelschmuck funktionieren.

NB.! Man spanne seine Erwartungen hoch!

Schaunard.

Da man das Muster dieser Einladung nicht kannte und überhaupt lauter Rätseln gegenüberstand, so wirkte das Schriftstück auf die drei ungewöhnlich stark.

Völlig verblüfft war man aber, als man, der Einladung folgend, Stilpe erblickte. Er präsentierte sich nämlich in Unterhosen und Frack. Im Munde hatte er eine kurzgebissene rotbraune Tonpfeife, und sein ganzes Benehmen war ungemein zeremoniell und feierlich.

— „Petita Molinarina kann leider nicht gereicht werden. Diese beklagenswerte Bourgeoise hat sich an meinen Unterhosen gestoßen und war nicht dahin zu bringen, zu begreifen, daß diese nur als Surrogat für weiße Nankingpantalons anzusehen und damit nicht nur entschuldigt, sondern geradezu in die Sphäre des Schönen und Wohlanständigen erhoben sind. Dafür ist die Schildkröte mit

der ganzen Würde eines amphibischen Leichnams zur Stelle. Sie darf betrachtet werden, und ich bitte zu bemerken, wie sie im Tode noch mehr den rührenden Zug einer Familien- und Intelligenzverwandtschaft mit Sr. Brüllenz Hüh-Wüh hat."

Da auch der Rotwein keine Fiktion war, so stand einer fröhlichen Sitzungseröffnung nichts im Wege.

Barmann übernahm mit einem geharnischten Proteste gegen den Vorwurf der Grobheit den Vorsitz. Seine Eröffnungsansprache, die er ohne Zweifel auswendig gelernt hatte, schloß schwungvoll so:

— „Und nun möge Stilpe, den wir einstweilen noch so und nicht anders nennen wollen, seinen Vortrag halten, an den sich ein so wichtiger Antrag knüpfen soll. Ich bin beauftragt, ihm zu erklären, daß wir ernstlich indigniert sein werden, wenn sich seine Machination (Stilpe: Oho!) als Frivolität entpuppen sollte. Wir sind bereit, uns überzeugen zu lassen, aber wir werden entschieden und scharf Front machen gegen jeden Versuch, unsere augenblicklichen Prinzipien (Stilpe: Sehr gut!) nur mit den billigen Waffen seichten Witzes (Stilpe: Tautologie!) anzugreifen. (Stössel und Wippert: Bravo!) Stilpe hat das Wort!"

Stilpe erhob sich und machte jedem einzelnen, zuerst dem Vorsitzenden, eine tiefe Verbeugung, wobei er beide Hände auf den Bauch legte. Dann fuhr er sich mit entschlossenen Fingerkammstrichen durch die Haare, schleuderte seinen Zwicker (sämtliche Schlappdeckel trugen schwarze Hornzwicker mit sehr breiten Bändern) wie etwas überaus Lästiges von sich und begann:

Meine Herren Naturalisten!

Gleich vier Edelaustern unter unzähligen Massen niedrigen Kümmelkäses, harter Picklinge, zerkrümmter Sardellen und anderer Mobdelikatessen verwandter Art befinden wir uns in dieser schäbigen Industriestadt und versuchen es, wenigstens unter uns den Sinn für Geistiges zu kultivieren.

Wir haben zuerst das denkwürdige Lesekränzchen „Lenz" gegründet und unterhalten, indem wir uns an den kühnen, wenn auch künstlerisch mangelhaften Bestrebungen der Sturm- uud Drangdichter erbauten, die unter dem Rousseaurufe „retournons à la nature" den Limonadenteich der damaligen Modeliteratur mit riesigen Klumpen Edelmetalls aus dem Schachte ihrer Seelen ausfüllten und damit beseitigten. (Wippert: Ist das Bild von dir? Stilpe: Ich gebe nur eigene Münze aus und verbitte mir im übrigen Zwischenrufe von beleidigender Fraglichkeit. Barmann: Die Kritik der Zwischenrufe steht bei mir. Stilpe macht drei Verbeugungen vor der Person des Vorsitzenden.)

Nachdem wir damit zu Ende waren und keine Lust verspürten, die deutschen Klassiker, die im Pennal ohnehin genug maltrâtiert und zu Popanzen der Langenweile mumifiziert werden, auch unsererseits privatim zu traktieren, haben wir uns, mitgerissen von der modernen Sturm- und Drangbewegung, entschlossen, den Lesezirkel Lenz durch einen naturalistischen Debattierklub abzulösen. Wir haben die Hauptwerke der nordischen, französischen, russischen und deutschen Naturalisten nicht allein gelesen, sondern auch in heißen Debatten eingehend besprochen, und wir haben so, während unsere biedere Lehrerschaft von der Existenz einer solchen Literaturbewegung nicht viel mehr weiß, als eine Hebamme von unserer lieben Frau Aspasia (Allgemeines Bravo! Ausgezeichnet! Famos!), in uns alles aufgenommen, was heute in der Literatur aller Völker bewegend ist. Wir können, wenn uns auch bei dieser Gelegenheit einige unregelmäßige Verba im Griechischen entfallen sein sollten (Stöffel: Man denke!), auf diese Tatsache stolz sein, denn wir haben nach dem ewig zitierten, aber sonst nie befolgten Satze gehandelt: Non scholae, sed vitae discimus. (Barmann, sehr laut: Jawohl! Haben wir auch! Stilpe: Gewiß haben wir!)

Wem aber soll unser Leben dienen?

Irgendeinem dieser sackleinenen „wissenschaftlichen" Broterwerbe, als da sind: Die Lehre, den Menschen juristisch zu verblöden, die Lehre, den Menschen theologisch zu kastrieren, die Lehre, den Menschen medizinisch zu vergiften, die Lehre, den Menschen philosophisch zu benebeln, die Lehre, den Menschen philologisch zu verschweinsledern?

Bei allen schönen Mädchen und guten Geistern, wir rufen: Nein! Sapristi! Nein! (Tosender Beifall. Barmann schwingt die Arme.)

Unser Leben soll der Kunst dienen! Wir wollen Dichter werden! (Gläserklingen. Hörbare tiefe Schlucke. Stilpe lächelt.)

Aber eben darum, meine lieben Debattiernaturalisten, müssen wir jetzt unseren Debattierklub auflösen, dem Naturalismus Lebewohl sagen und den Müsettismus proklamieren! (Alle möglichen Rufe durcheinander: Wieso!? Was ist das!? Nur nicht so fix!? Wo hast du denn das her?)

Und nun erging sich Stilpe in einer Schilderung der Mürgerschen Bohème, als eines Musters für alle künstlerischen Seelen, die nicht bloß von Kunst reden, sondern Kunst leben wollten.

Natürlich sei „dieser Haufen Steine hier" nicht Paris, und sie selber seien ja noch für elf Monate „Geisteigene verschiedener patentierter Knabenerzieher", aber der Grundgedanke dieses vorbildlichen Lebens: die Verbindung von Kunst und Genuß, von revolutionärem Streben und „Lachesinn" (das Wort wurde beanstandet), kurz das, was er Müsettismus nenne, der müsse und könne gepflegt werden.

Um praktisch zu reden: man müsse, statt über Naturalismus zu debattieren, in fröhlichen Zusammenkünften brav trinken und eigene Lieder singen, man müsse sich entsprechende Mädchen beilegen, kurz man müsse nicht bloß in Worten, sondern in Werken „bald zwanzig" sein. So erst werde man sich dem zukünftigen Berufe recht vorbilden:

Et nous chanterons à la ronde,
Si vous voulez,
Que je l'adore, et qu'elle est blonde
Comme les blés!

Stilpes glutvolle Rede und zumal die Zitate aus dem Zigeunerleben wirkten absolut überzeugend, und der Antrag auf Gründung des Zenakels wurde mit ungewöhnlicher Begeisterung durch Akklamation angenommen.

— „Vive le cénacle! Vive le cénacle!"

Stilpe konnte die eigentliche Sitzung mit der Verteilung der „Nasenwärmer" schließen, aus denen innerhalb einer Viertelstunde solche Massen von Tabakrauch produziert wurden, daß man die Notwendigkeit einsah, morgen in die Schule andere Röcke anzuziehen.

— „Vive le cénacle! Vive le cénacle!"

* * *

Das Zenakel schloß die vier Schlappdeckel noch viel enger aneinander, als es die früheren Vereinigungen getan hatten.

In diesem Müsettistenklub lagen denn doch noch ganz andere Reize und Hilfsmittel der Freundschaft als in jenen Deklamier- und Debattierzirkeln.

Zwar waren auch jene unerlaubter und daher verführerischer Natur gewesen, aber ihr Fehler war Einseitigkeit. Sie hatten die strotzende Fülle des Unerlaubten nicht kühn genug erschöpft. Stilpe hatte das sehr klar erkannt und mit den an seine Lektüre von Büchners Kraft und Stoff erinnernden Worten ausgedrückt: Wir haben an einer Hypertrophie der Zerebralbedürfnisse gelitten: besinnen wir uns auf die — Niederlande, (hier hatte er gewartet, ob man seinen Witz verstünde; da es nicht den Anschein hatte, fügte er erklärend hinzu) —: wir müssen unseren werten Sinnen auch was zukommen lassen.

Aber das war es nicht allein.

Eine Hauptsuggestion lag in dem Worte: Paris.

Die vier Oberprimaner spürten das Komische, das in ihrer Imitation lag, nur wenig (bisweilen nämlich doch, anflugweise), aber sie empfanden es als etwas verteufelt Keckes und Unverschämtes, den Ausbund der französischen Künstlerschaft zu kopieren. Natürlich konnte die Kopie nicht sehr treu sein, aber das war ein Reiz mehr, daß sie ihre Muster in vielen Beziehungen wenden und drehen mußten.

Sie trieben den verrücktesten Unfug.

Die tote Schildkröte wurde allmählich ihr Wahrzeichen, indem sie sich daran erinnerten, daß eine Schildkrötenschale das Urmaterial zur griechischen Lyra abgegeben hatte.

Da sie, was Tricktrack sei, nicht ausfindig machen konnten, und es ihnen höchst notwendig erschien, auch ihrerseits etwas zu spielen, das nicht an den üblichen Skat der deutschen Primaner erinnerte, so legten sie sich ein japanisches Brettspiel bei, das „die Gabe hatte, jeden, der im Verdauen war, unfehlbar und angenehm zu idiotisieren", wie Stilpe behauptete.

Mit Eifer frequentierte man die sonntägigen Tanzvergnügungen auf den benachbarten Dörfern, die „Kuhschwöfe", doch stellte es sich bald heraus, daß sich dort nichts fände, was auch nur mit „Phémie Teinturière" verglichen werden konnte, geschweige denn mit Mimi oder der völlig götzendienerisch verehrten Müsette.

Dafür verliebte sich Stöffel in die Tochter eines Gerbers, Wippert in die eines Viktualienhändlers und Barmann, der immer was ganz Ausgefallenes haben mußte, in das boshafteste und häßlichste Mädchen der Stadt, die Tochter eines Arztes.

Diese Liebschaften fand Stilpe allesamt blamabel, denn, so sagte er, selbst ein blindes Huhn sieht, daß sie irreparabel platonischer Natur sind.

Dafür ging er selber ein vollkommen und zielbewußt unplatonisches Verhältnis mit dem Dienstmädchen seiner Wirtsleute ein, einem stämmig liebenswürdigen Wesen, das sich für ihn hätte vierteilen lassen, so verliebt war es in ihn.

Er machte ganz heillose Gedichte auf dieses Verhältnis, und es gehörte zu den stürmischsten Augenblicken der Zenakelzusammenkünfte, wenn er diese freien Rhythmen losließ, die an Überschwenglichkeit alles in den Schatten stellten, was den Schlappdeckeln an erotischer Lyrik bekannt war. Im übrigen wurden die Zenakelzusammenkünfte mit Teetrinken (doch war viel Rum dabei) und den ungeheuerlichsten Gesprächen ausgefüllt.

Es durfte von allem gesprochen werden, nur nicht von der Schule. Hauptsächlich sprach man von zukünftigen dichterischen Plänen. Stössel, der zugleich Musiker war, wollte Opern dichten und komponieren, „wißt ihr, Opern moderner Art, von fabelhafter Sinnenfreudigkeit, ungeheuer umfassend, allegorisch, aber lebendig!"

Mehr war darüber nicht zu erfahren, und wenn er am Klavier saß, kam's immer auf die ungarischen Rhapsodien von Liszt heraus.

Wippert hatte vornehmlich satirische Pläne. „Juvenalia" sollte sein erstes Werk heißen mit dem Untertitel: Ein Hechelepos in sieben Zinken. Jede Zinke sollte „einen Hauptstand der gegenwärtigen Ordnung zerstrählen". Die erste Zinke, in gereimten Hexametern, behandelte die Sippe der Gymnasiallehrer und begann so:

> Strähle mir, Zinke, den Mann, der schwitzend auf dem Katheder
> Mit höchsteigener Hand verteilt sein eigenes Leder!

Barmann hatte noch viel vom alten und neuen Sturm und Drang. Obwohl er am wenigsten von der wirklichen Welt wußte (wie denn alle, mit Ausnahme Stilpes, ziemlich unwissend in diesem Punkte waren), haßte er diese Welt doch mit einem sehr grimmigen Hasse und wollte ihr „in machtvoll wahren, meinethalben

krassen Dramen einen Spiegel vorhalten, daß sie sich vor Selbstekel übergeben sollte".

Stilpe aber hatte so viel Pläne, daß niemand recht wußte, was er eigentlich vorhatte.

Manchmal fühlten sie ihm höhnisch auf den Zahn: ob er vielleicht immer bloß seine jeweiligen Betthasen besingen wolle?

Er aber antwortete gelassen: „Wohl möglich! Jedenfalls wird immer mein Prinzip sein: Erst leben und dann dichten! Ich heiße doch nicht Müller von der Werra, sapristi! Ich bin doch nicht bloß zum Skandieren da! Das Dichten ist bloß Wiederkäuen des Genusses. Aber um wiederkäuen zu können, muß man vorgekäut haben. Verlaßt euch drauf: ich werde enorm vorkäuen!"

Die anderen fühlten instinktiv, daß er der einzige unter ihnen war, der sein Programm sicher durchführen würde, und sie hatten deshalb viel Respekt vor ihm, obwohl sie auch nicht ohne Neid waren.

* * *

So rollte das Jahr bis an die Schwelle der Abiturientenprüfung.

Bis auf Stilpe waren die Schlappdeckel so ziemlich sicher, daß sie das Examen bestehen würden. Was aber ihn anging, so hatte Barmann recht gehabt, als er sagte, daß auch er jetzt so gut wie durchgekommen sei, da der Königliche Kommissarius ein so auffälliges Interesse für ihn an den Tag legte.

Der alte Geheimrat Ammer hatte schon aus den deutschen Aufsätzen dieses „zwar begabten, aber sonst in mehr als einer Beziehung bedenklichen Schülers", wie er ihm bezeichnet worden war, gesehen, daß Stilpe in der Tat ein merkwürdig frühreifer Kopf und überhaupt ein ungewöhnlich angelegter Jüngling sei. Die Probestunde mit den Abiturienten hatte ihm das noch deutlicher gezeigt. Er hatte die Primaner aufgefordert, ihm zu sagen, welche Männer-

gestalten ihnen aus dem Altertum am nächsten stünden. Die Antworten lauteten durchgängig so, daß er sich über die völlige Gleichgültigkeit, die die jungen Herren gegenüber den antiken Männern empfanden, sehr klar wurde.

Wie oft war Odysseus genannt worden, sogar Cicero dreimal! Nur dieser Stilpe hatte die Courage gehabt, die beiden Gracchen zu nennen und „mit schöner Offenheit", wie der Kommissarius meinte, zu erklären, sie seien ihm deshalb besonders lieb, weil sie ihn „fast modern anmuteten in ihren sozialpolitischen Forderungen".

Der Geheimrat machte sich sogleich ein Bild von der Entwickelung dieses ungewöhnlichen Jünglings, wie sie sich gestalten würde, wenn man ihn rechtzeitig und früh auf die richtigen Bahnen lenkte. Unzweifelhaft: ein zukünftiger Publizist! Jetzt natürlich noch unreif und verworren, eines Tages wahrscheinlich sozialdemokratischer Idealist, aber dann, immer eine geschickte Beeinflussung vorausgesetzt, wahrscheinlich einmal eine glänzende und feste Stütze der staatserhaltenden Institutionen!

Dieser alte Geheimrat war ein sehr kluger Herr und ärgerte sich im stillen rechtschaffen über die Plumpheit, mit der sich die Lehrerschaften der verschiedenen Gymnasien die Gelegenheit entgehen ließen, Talente für den Staat zu erziehen, die den staatsfeindlichen Gewalten in der Hauptsache deshalb zum Opfer fielen, weil sie sich schon auf der Schulbank zu Revolutionären gestempelt sahen. Sein Bestreben war, wenigstens im letzten Augenblicke gutzumachen, was noch gutzumachen war. Daher auch sein Verhalten Stilpen gegenüber.

Er behielt ihn, als die anderen Schüler fortgingen, zurück und machte den Weg in sein Hotel mit ihm zusammen. Dabei verhehlte er ihm nicht, daß seine Aussichten, das Examen zu bestehen, nicht eben glänzend wären, aber er ließ auch deutlich durchblicken, daß mancherlei zu seinen Gunsten in die Wagschale fiele.

— „Nehmen Sie beim deutschen Aufsatz alle Kräfte zusammen! Gelingt der Ihnen so gut wie die häuslichen Aufsätze, so haben Sie viel gewonnen. In der mündlichen Prüfung hoffe ich mir eine gute Leistung im Übersetzen aus dem Griechischen und Lateinischen ins Deutsche. Zeigen Sie, daß Sie den Geist der Alten schnell erfassen können! Daß Sie so manches, zumal Mathematik und alles Grammatikalische, so vernachlässigt haben, ist schlimm, sehr schlimm, aber, wenn Sie zeigen, daß Sie dafür anderen Dingen um so mehr Liebe entgegenbringen, dann wird sich das gelinder ansehen lassen. Und nun noch dies: Was Sie auf der Schule in Hinsicht der sittlichen Führung gefehlt haben, machen Sie das auf der Universität gut! Wenn Sie, wie ich hoffe, auf unserer Landesuniversität studieren werden, so wird es mir eine liebe Aufgabe sein, Sie in den Augen zu behalten. Vergessen Sie das nicht!"

Stilpe antwortete mit edler Offenheit und in gut zutage geförderten Sätzen, die eine heiße Dankbarkeit und tiefe Vorsatznahme alles Guten schön erkennen ließen.

Der Kommissarius: „So sei es! Ich hoffe, wir werden uns auch in veränderten Verhältnissen noch sehen und sprechen. Meine Anteilnahme für Sie gründet sich auf eine gute Meinung und wird so lange andauern wie diese. Denken Sie immer daran! Es handelt sich um mehr als die Reifeprüfung."

Stilpe (sehr leise und mit einer fast zärtlichen Tonfärbung): „Ich werde immer an diese gütigen Worte denken und bestrebt sein, mich ihrer würdig zu erweisen."

Händedruck und ein tiefer Abwärtsschwung der Schlappmütze.

* * *

Als der Geheimrat verschwunden war, setzte Stilpe seine Mütze nicht wie sonst auf den Hinterkopf, sondern tief in die Stirne. Er

kam sich unendlich brav vor und stieß seine Vergangenheit energisch von sich.

Kein Zweifel: er würde das Examen bestehen! Und mehr noch: seine Zukunft war gemacht.

Dieser Geheimrat hatte erkannt, was in ihm steckte, und es wäre ein Frevel, sein Vertrauen zu täuschen. Wer weiß, was er mit ihm vorhatte! Offenbar ganz hohe Posten!

So etwa als literarischer Regierungssekretär oder ... aber gleichviel: irgend etwas sehr Angesehenes. Natürlich: erst studieren, und zwar neben Kunstgeschichte und Literatur auch Jurisprudenz!

Seine alten Pläne waren durchaus versunken. Hier winkte Außerordentliches! War nicht auch Goethe Geheimrat und Minister gewesen?

Das war's, was winkte! Die Verbindung von Staatsmann und Poet.

Sollte er etwa wie Lenz untergehn? Nein: seine Sturm- und Drangperiode war vorüber. Endgültig.

Hinter ihm Nebel des Wüstseins, vor ihm die breite, sonnenhelle Marmortreppe zu Einfluß und Ruhm und Reichtum.

Oh, diese Eselhaftigkeit, zu vergessen, daß ohne Reichtum Genuß undenkbar ist.

Was wär' ich geworden? Ein genialer Lump! Eine hungrige Berühmtheit, nein, pfui Teufel, ein Literat!

Was hätt' ich gehabt? Nichts zu essen und mediokre Weiber, Nähmädchen, höchstens Choristinnen.

Nun aber: Stellung und Ansehen! Mitten in den höchsten Kreisen!

Ach, diese aristokratischen Damen! Alles an ihnen Schönheit und Eleganz, rauschende Seide, feinster Geist!

Er sah einen ganzen Hofball vor sich von nackten Schultern

und Brüsten, Diademe in duftenden Haaren, heiße Blicke hinter Straußfederfächern. Und er fing gleich zu dialogisieren an:

— „Ah, Exzellenz, Ihr letztes Drama, wie herrlich!"

— „Hat es Ew. Hoheit Beifall?"

— „Ach, ich bin hingerissen!"

Und die Herzogin sah ihn glühend an, diese Herzogin, die geistreichste Frau des Hofes, und so jung und schön! Ah!

Ein ganzer Roman entzündete sich in ihm. Zuletzt lag er der Herzogin zu Füßen und küßte ihr die Knie, und sie neigte sich über ihn, und er küßte sie auf die . . .

— „Höh! Schaunard! Musterknabe! Favorit! Prima-Nota-Jüngling!"

Die drei Schlappdeckel! Ekelhaft!

Er machte ein ärgerliches Gesicht:

— „Was wollt ihr!!!"

— „Na! Na! Na! Stolz und grob wie ein Günstling!"

— „Ich verbitte mir diese Albernheiten."

— „Köstlich! Er verbittet sich!"

— „Er ver—bit—tet sich!"

— „Unglaublich! Weil ihm der Geheimrat die Hand gedrückt hat, ist er übergeschnappt."

— „Das ist ein Zeichen von schwacher Zerebralkonstitution."

— „Affen!"

— „Hahahaa!"

— „Er sieht förmlich frisiert aus."

— „Guckt nur, wie er die Mütze aufhat!"

— „Er hat ja einen Heiligenschein!"

— „Sogar zweie, einen um den Kopf und einen um den Hintern."

— „Aber ein bißchen verblödet sieht er aus."

— „Man könnte fast stupid sagen."

Stilpe machte ein Zeichen der Verachtung, und zwar so: er fuhr über die dünn stehenden schwarzen Haare seines Schnurrbartes und hustete dann in die Hand.

— „Der reine Gesandtschaftsattaché!"

— „Ich glaube, der Geheimrat hat ihm einen Schwur abgenommen, Jurist zu werden."

— „Habe wenigstens die Gnade, uns zu sagen, ob du noch mit uns verkehren willst."

Das sagte Stöffel. Aber Barmann fuhr hinterdrein:

— „Was! Er! Ob er will! Ob wir wollen! Das ist die Frage! Ein Mensch, der offenbar zu Kreuze gekrochen ist! Ein Renegat!"

Wippert: „Ein Feigling!"

Barmann: „Pater peccavi hat er gemacht!"

Stöffel: „Höre mal, mein Lieber, du hast wohl die beiden Gracchen zurückgenommen?"

Barmann: „Ja, und Cicero als Lieblingsrömer proklamiert, wie dieser Stint, der brave Müller-Emil!"

Das war Stilpen zuviel. Dieser Vergleich wühlte seine ganze Natur auf, und er sprach:

— „So! Also bis zu dieser Niederträchtigkeit depraviert euch ein jämmerlicher Neid! Wißt ihr, was ich getan habe? Ich habe diesem Biedermann gesagt: Nicht die beiden Gracchen verehre ich am höchsten, denn das sind die Nationalliberalen des alten Rom, und sie kommen mir vor, wie zwei rot angemalte Zuckerstengel ..."

— „Das hast du nicht gesagt!"

— „Beim Momus, das hab' ich gesagt! Und noch was hab' ich gesagt: Mir imponiert überhaupt gar keiner in der ganzen Toga-Gesellschaft mit Ausnahme von ..."

— „Von ...!? ... Na ...? ..."

— „Von Katilina!"

— „Donnerwetter! Ist der Kerl nicht in Ohnmacht gefallen?"

— „Ach der! So ein Amphibium! Habt ihr nicht bemerkt, daß er aussieht, als wenn er einem Aquarium entsprungen wäre? Wenn man ihn grün anstriche, könnte man ihn von einem Laubfrosch nicht mehr unterscheiden."

So sprach Schaunard.

Sechstes Kapitel

Stilpe kam, während er sich auf das Abiturientenexamen vorbereitete, noch manchmal auf seine Hofdichterphantasien, wie er es nun nannte, zurück. Die Vorstellung, einmal eine Rolle in der großen Welt zu spielen und dabei Verhältnisse mit Herzoginnen anzuknüpfen, tat ihm zu wohl, als daß er endgültig auf sie verzichten sollte. Aber im ganzen erwies sich Henry Mürger doch stärker als Geheimrat Ammer.

Wenn sich beides vereinigen ließe! war sein Lieblingsgedanke. Und er verfabulierte sich auch diesen Gedanken.

Warum sollte es nicht möglich sein? Es kam lediglich auf den Potentaten an, mit dem er es zu tun haben würde.

War nicht Karl August anfangs ein sehr fideler Bruder gewesen? Hatte er nicht auch mit der Reitpeitsche geknallt? Daß er schließlich so gräßlich ernsthaft geworden ist, wer war daran schuld, wenn nicht Goethe selber, der eben in sich den Geheimratskeim schon geerbt hatte von seinem Vater?

Goethe und Lenz in einer Person zu sein, das war das Problem, das war das Ideal! Indessen dachte er dabei doch mehr an Lenz, als an Goethe.

Auch Günther, dem „sein Leben wie sein Dichten zerrann", fiel ihm zuweilen ein, doch kannte er von diesem nichts. Aber er ver-

ehrte ihn sehr und nannte ihn oft, nur eben, weil Goethe so von ihm gesprochen hatte.

— Ein fabelhafter Kerl, dieser Günther! dachte er bei sich, und er las oft, was Goethe über ihn geschrieben hat. Man sollte ihn eigentlich lesen. Na, später!

Überhaupt, er schob jetzt noch mehr auf, als es ohnehin seine Art war.

Das Examen bedrückte ihn doch, obwohl er nicht mehr daran zweifelte, daß er durchkommen würde. Aber es blieb eine unangenehme Perspektive und fatal wie alles Unvermeidliche.

Sein Haupttrost war Berta, das Dienstmädchen.

In deinen blauen Augen, Schatz,
Sind keine Wolken,
Also sage ich: Es gibt
Keine Wolken.

Stössel machte eine Parodie auf diese freien Rhythmen:

Unter deinen tümpelbraunen Augen, Schaunard,
Sind schwarz-grüne Wolken.
Also sage ich: du bist
Eine schwarz-grüne Wolke.

Und das war richtig: Stilpe sah sehr schlecht aus, so schlecht, daß man wirklich glauben konnte, er überarbeite sich wegen des Examens.

Er fand das riesig interessant und gewöhnte sich überdies an, die Lippen nach unten zu ziehen, um das Ansehen beständiger Weltverachtung zu haben. Freilich stimmte das nicht zur Heiterkeitsdevise des Zenakels, aber eben das war wieder paradox, und das Paradoxe hielt Stilpe damals für die Hauptsache.

* * *

Das Examen kam heran. Alle Vorbereitungen waren getroffen.

Die Übersetzung ins Griechische abonnierte er bei Wippert, die ins Lateinische bei Barmann, die Mathematikaufgabe bei Stössel. Es war sehr gut, daß für jedes Manko seiner Schultüchtigkeit im Zenakel Rat geschafft werden konnte.

— „Wir sind die reinen Freimaurer," sagte Stilpe, „wir lassen keinen ⁂Bruder bankerott gehen. Es lebe Müsette! Es lebe der Kommunismus der überflüssigen Kenntnisse! Schade, daß ich euch gar nichts dagegenbieten kann. Höchstens, daß Barmann von meinem französischen Stile zehren könnte."

Aber Barmann verzichtete und meinte, er könne seine grammatikalischen Fehler alleine machen.

* * *

Und es ging alles gut vorüber, obwohl Stilpe die Mathematikaufgabe sogar falsch abschrieb. Dafür errang er einen Triumph im deutschen Aufsatz, der das tiefe Thema behandelte: Wie befreite sich Goethe von den Fehlern der Sturm- und Drangperiode?

Hei, wie da Stilpe ins Zeug ging! Er war ganz Hofpoet, ganz Harmonie, ganz „Weltauge". Ohne es sich merken zu lassen, natürlich, identifizierte er sich während der fünf Stunden, da er seine Perioden baute, völlig mit Goethe und endete mit einem feierlichen Panegyrikus auf Karl August, der gleichfalls „aus Sturm und Drang emporgedieh zur fürstlichen Ruhe schönheitbeschirmender Macht".

So gut hatte er den Königlichen Kommissarius verstanden.

Auch im mündlichen Examen ging alles vortrefflich, und das Ende war, daß Stilpe mit Note 2b das Zeugnis der Reife zum Universitätsstudium erhielt.

* * *

Eine große Zenakelfeier schloß sich der Verkündigung der Examenergebnisse an.

Man trank lediglich deutschen Schaumwein und Stilpe verwahrte sich gegen alle literarischen Gespräche. Dafür wurde lebhaft darüber debattiert, ob ein Zenaklier in ein Korps oder in eine Burschenschaft einspringen müsse. Man kam aber zu keinem Entschluß, sondern setzte fest, daß darüber endgültig in einer letzten Zenakelsitzung zu befinden sei, die man im Freien, draußen an den Ufern der Mulde, abhalten wollte.

Im übrigen waren alle vier vollkommen betrunken, als dieser Beschluß gefaßt wurde, Stilpe aber immerhin noch mehr als die anderen. Er wollte durchaus ein Korps „Berta" gründen und rief beharrlich mit lallender Stimme: Berta sei's Panier!

* * *

Der Abiturientenball war vorüber, der Abiturientenkommers war vorüber. Nun kam am letzten Tage ihres Aufenthaltes in der Gymnasialstadt die Schlußsitzung des Zenakels.

Bedeckt mit großen schwarzen weichen Filzhüten (aber Stilpes Hut war der breiteste) wanderten sie zu einem an der Mulde gelegenen Dorfe. Jeder trug einen dicken Spazierstock, jeder trug ein rotes Klemmerband. Jeder lächelte souverän, wenn Bürgerin und Bürgersmann mauloffen stehen blieb. Aber Stilpe lächelte am souveränsten, denn er trug in der linken Hand die Schildkröte.

Als sie dem Polizisten begegneten, der sie einmal abends beinahe arretiert hätte, lüftete Stilpe mit großem Schwunge seinen Hut und fragte ihn:

— „Sagen Sie, Bürger Nationalgardist, ist das der Weg ins Bois de Boulogne?"

— „Quatsch!" antwortete der Polizeidiener, worauf Stilpe den Kopf schüttelte und bemerkte:

— „Dieser Funktionär spricht ein ungewöhnliches Französisch. Er scheint das hiesige Gymnasium frequentiert zu haben."

— „Der Frühling scheint mir noch nicht ganz fertig zu sein," sagte Stöffel, als sie außerhalb der Stadt waren.

— „Es ist der richtige Mulus-Frühling," erwiderte Wippert.

— „Der Religionslehrer an der höheren Bildungsanstalt dieser Stadt würde sagen: Mit ein wenig mehr Eifer hätte der Schüler sein Ziel vollkommener erreichen können!" fügte Wippert hinzu.

Stilpe aber sang, indem er Fechthiebe phantastischer Natur in die Luft schlug:

Der Frühling ist ein Mädchen,
Das Berta Linke heißt,
O weh, daß aus dem Städtchen
Schaunard, der Knabe, reißt,
Ein Knabe sonder Makel,
Der Knabe Schaunard,
Der treu dem Zenakel
Und Fräulein Berta war.
Oheh! Oheh!
Das Leben ist ein Kuhschwof.
Und Scheiden tut nicht weh.

Sofort schwangen die drei gleichfalls ihre Stöcke und sangen mit Überzeugung:

Oheh! Oheh!
Das Leben ist ein Kuhschwof,
Und Scheiden tut nicht weh.

Stilpe aber sang weiter (es hatte den Anschein einer sorgsamen Vorbereitung):

Der Tacitus
Ist kein Genuß,
Wenn man ihn präparieren muß.
Dagegen lieb' ich sehr
Den Vater Homer,
Denn ich lese, denn ich lese,
Denn ich les' ihn nimmermehr!

Stürmischer Kehrgesang der drei, sechsmal wiederholt.
Und wieder Stilpe:

Und die Mathematik
Hatt' ich lange schon dick,
Fast wär's ihr gelungen, und sie brach mir's Genick.

Da sangen die drei nicht mit, denn in diesem Punkte fühlten sie sich Stilpen überlegen.

Aber das hielt ihn keineswegs ab, weiter zu singen:

Wer weiß mir zu raten,
Wo finde ich, wo,
In Schobern und Schwaden
Das trockenste Stroh?
Liebwerte Kameraden,
Ach, sagt es mir: Wo?

Als wenn er auf Antwort wartete, schwieg er einen Augenblick, dann gellte er in höchster Fistel:

Im Ci—cero!

Und alle Kehlen stimmten krähend bei:

Im Ci—cero!
Im Ci—cero!

Stilpe aber, in der Melodie des Postillions von Lonjumeau!

Hoho! Hoho!
Das steifste Stroh
Verzapft Herr Konsul Cicero!

Unter diesen und ähnlichen anmutigen Gesängen erreichten sie das Dorf an der Mulde, das das Zenakel für würdig befunden hatte, zum Schauplatz seiner letzten Sitzung zu ernennen.

Nun, es ging hoch her, und vorzüglich in Versen. Eigentlich hatte man vorgehabt, hier, mit freier Benutzung des Hambacher Festes als Vorbild, sämtliche Schulbücher zu verbrennen, aber Stilpe hatte sich rechtzeitig des Deklamators in Leipzig erinnert,

wo man diese nichtswürdigen Schwarten gewinnbringender anlegen könnte, und so unterblieb dieser Teil des ursprünglichen Programmes. Dafür wurde die Schildkröte des Zenakels, „in ihrer Eigenschaft als Symbol einer in Unfreiheit befangenen Vereinigung und um ihrer nachgerade störend wirkenden Ähnlichkeit mit jenem pp. Pädagogen willen", in die Mulde geworfen, wozu man sang:

Lebewohl! Lebewohl,
Niederträchtiges Symbol!
Schwimm vorbei! Schwimm vorbei,
Schauderhaftes Konterfei!

Dann aber hub Stilpe seine große Schlußrede an, die mit den beifallumtosten Worten endete: Le cénacle est mort! Vive le cénacle!

Und man schwur sich, in Leipzig „keinesfalls den atavistischen Farbenblödsinn jener kläglichen Jünglinge mitzumachen, die einer bunten Mütze bedürfen, um sich als Studenten und freie Bürger einer Universität zu fühlen, sondern sofort ein neues, das eigentliche Zenakel zu gründen als die erste künstlerische Studentenverbindung mit neuen Bräuchen und neuen Zielen"!

Eine unendliche Debatte knüpfte sich an diesen Schwur. Stilpe entwickelte das größte Programm:

1) Jeder muß ein Mädchen haben (aber richtig haben, nicht etwa bloß in dieser knabenhaft blümeranten Manier!).

2) Jede Ähnlichkeit mit bestehenden Verbindungen muß vermieden werden. Keine Mützen! Sondern graue Zylinderhüte!

3) Man geht nur auf Säbel los! Die Schläger sind pur enfantillage. (Das Wort war ihm aus der Vorrede zur deutschen Übersetzung der Vie de Bohème geläufig.)

4) Man muß eine Zeitschrift gründen.

5) Man muß sich einen Barbemuche zu verschaffen suchen, d. h. einen ehrgeizigen Esel, der für „bessere Bowlen" sorgt.

Dieses Programm wurde im allgemeinen angenommen, eine sehr genaue Beratung und Ausarbeitung jedoch vorbehalten.

Als man sich dann zum Heimgehen anschicken mußte, weil das Dorf eine „geradezu mittelalterliche" Polizeistunde hatte, war Stilpe so betrunken, daß die drei ihn schleppen mußten. Unaufhörlich stellte er den Antrag, für Zenakel künftig Bertakel zu sagen und ihn zum Geheimrat Ammer zu bringen, wo er sich durchaus vorstellen müsse.

Die anderen aber sangen unablässig, fast pausenlos:

Auf in den Kampf, Tore—e—e—ero!

Drittes Buch
Vir Juvenis Dominus Stilpe

In Gottes Apotheke gärt
Ein Stoff, der ist mir herzlich wert,
Ihm hab' ich mich ergeben.
Wär' er nicht da, die Welt wär' hohl;
O du viellieber Alkohol,
Von dir lernt' ich das Schweben.
Jawohl!
Jawohl!
Das Schweben zwischen den Polen,
Das lehrte mich der Alkohol;
Will mir einmal der Teufel wohl,
Soll er mich alkoholen.

Aus Stilpes zerstreuten Versen.

Erstes Kapitel

Wenn ein neues Semester begonnen hat, pflegen die farbentragenden Studentenkorporationen in Leipzig mit besonderem Eifer das zu kultivieren, was sie den Grimmschen Bummel nennen. Es ist das eine Art stolz geschrittenen Korsos auf der Grimmaischen Straße, wobei sich die zu einem größeren Gesamtverbande gehörigen Verbindungen sehr feierlich nach der gerade im Schwange befindlichen Mode begrüßen.

Denn die Art, die Mütze abzunehmen, ist unter Couleurstudenten gewissen zyklischen Schwankungen unterworfen.

Auch hier ist das Walten harmonischer Gesetze erkennbar. Alte Semester haben darüber kulturhistorisch bedeutsame Aufzeichnungen gemacht, aber das Verdienst, das Gesetz des Zyklus erkannt zu haben, gebührt der kleinen Anna, einem Mädchen von sehr ausgedehnten Bekanntschaften in korpsstudentischen Kreisen.

Wie die Muse der Geschichte hat sie die Semester an sich vorüberstreifen (ja, streifen) sehen und dabei dies beobachtet:

Als Beginn eines Zyklus ist allemal die primitive Zeit zu betrachten, wo man die Mütze ganz einfach vorn beim Schild ergreift und sie in leichtem Bogen ziemlich senkrecht nach unten schwingt. Dann folgt:

Die Periode des rechten Randgriffs, die in zwei Unterabteilungen zerfällt:

a) man ergreift die Mütze am rechten Rande und führt sie mit gebogenem Arm langsam nach vorn,

b) man ergreift sie wie unter a, führt sie aber nicht nach vorn, sondern stößt sie rechtsseitig steif nach oben.

Sodann folgt die Periode des hinteren Randgriffs, bei der die Mütze also am hinteren Rande ergriffen wird.

Sie hat drei Unterabteilungen:

a) weiter Bogen nach vorn,

b) steifer Stoß nach oben,

c) ganz kurze Lüpfung, wobei das Schild und der vordere Rand fest aufliegen bleiben. Diese Phase, als gewöhnlich letzte des Zyklus, hat etwas marode Dekadentes.

Zuweilen fügt sich als vierte Periode noch der vordere Randgriff an, der sich als Pendant zu 3c kennzeichnet. Gewöhnlich indessen beginnt der Zyklus nach der kurzen Lüpfung aufs neue.

Natürlich sind in diesem kurzen Abriß alle Nuancen, deren es sehr feine gibt, beiseite gelassen worden.

* * *

Man befand sich wieder einmal in der Periode 3b, als das weiland Wurzener Zenakel die Leipziger Universität bezog, und es gab keinen Fuchs, der die Mütze so energisch nach oben stieß, wie der stud. phil. et jur. Willibald Stilpe oder, wie er auf der Matrikel feierlich und lateinisch hieß: vir juvenis dominus Stilpe leissnigensis.

Die Mütze, die er in dieser Weise handhabte, sah gelb aus, genauer gesagt, kanariengelb, und zeigte außerdem einen weißen und einen schwarzen Streifen.

Stilpe war, uneingedenk des Schwurs an der Mulde, einer Verbindung beigetreten, einer Verbindung schlechthin, die nicht Korps, nicht Burschenschaft, nicht Landsmannschaft war.

Das Kanariengelb war schuld daran.

Stilpes koloristischer Blick hatte sofort bemerkt, daß diese Farbe zu seinen glänzend schwarzen Haaren eminent (das Wort liebte er jetzt) stehen müsse, und es lag überhaupt etwas Schmetterndes, Verwegenes in ihr, etwas, das zu seiner augenblicklichen Stimmung genau paßte.

— Bitte, was kostet diese Handelsstadt? Nur keine Bange! Nur den Preis genannt! Ich zahle ohne Feilschen.

Ein Triumphatoren-, ein St. Georgsgefühl! Hinter ihm, ein widerlich geschwollenes Grau, lag der überwundene Drache Gymnasium, vor ihm breiteten tausend junge schöne Mädchen glänzende Teppiche aus, weit ins Land hinein, wo rechts und links die angenehmsten Dinge als rotgoldene Ähren auf gelbgoldenen Halmen schaukelten.

Bloß mitnehmen! Bloß einscheuern! Sklaven wimmeln ringsum und schielen aus tiefer Verbeugung nach Seiner Herrlichkeit gelassenen Winken . . .

Und diese vielen Restaurants! Und keins verboten! Kühn darf man mitten in Damenbedienung sitzen und das Taschentuch behaglicher Paschawünsche werfen.

In dieser Stimmung hatte er sich ohne viel Besinnen die kanariengelbe Mütze aufgesetzt. Und nun saß sie fest und sah gut aus.

Nachdem er sich für sie einmal entschieden hatte, erbaute er sich aber auch ein System von Gründen dafür, daß er just in eine simple Verbindung, nicht in ein Korps, nicht in eine Burschenschaft, nicht in eine Landsmannschaft eingetreten war:

Das Korps: rückständige Institution aus unfreien Zeiten, daher Fuchsenklaverei, Burschentyrannis, starrer Formelnkram; die Burschenschaft: entweder rückständige Romantik, Tugendbund und Keuschheit bis zum Ehebette oder Form ohne Inhalt; die Landsmannschaft: traditionslose Neugründung, bemäntelt mit einem alten Namen, ohne Wurzeln im Alten, ohne Greifranken ins Neue: Zwitter. Die bloße Verbindung dagegen, nun ja: das war eben eine Sache für sich, etwas mehr Improvisiertes, das daher auch nicht so umklammerte und absorbierte. Zweifellos bot sich hier auch die leichtere Möglichkeit, eine beeinflussende Stellung zu erhalten. Und das ist doch wohl das wichtigste!

So verteidigte sich Stilpe vor sich selber. Erst hinterher kam ihm der Gedanke: Aber warum denn überhaupt eine farbige Mütze? Das war ja doch wohl eigentlich eine Kinderei, — wie? Ein Atavismus? Ein testimonium paupertatis animi? Hatte er nicht das Wort geschliffen: Ein freier Kopf braucht keine bunte Mütze?

Gewiß, gewiß! Aber: Si duo faciunt idem, non est idem! (Seitdem er nicht mehr Latein treiben mußte, zitierte er viel Lateinisches.) Für jene anderen ist die Mütze eine gewisse Notwendigkeit und ein Ziel, für ihn aber nichts als ein in souveräner Laune frei gewähltes Mittel.

Mittel, — wozu?

Erstens zur Erzielung gewisser landsknechthafter Empfindungen! Denn es steckt Historie in dieser Institution des wehrhaften deutschen Rauf- und Saufstudenten, und ein rechter Kerl zeigt seine Rasse; und zweitens zur Kenntnis eben dieses Milieus für seine zukünftige künstlerische Verwertung, denn: wie sollte er einmal den deutschen Studenten darstellen, wenn er nicht auch diese Spezies studiert hatte?

So rechtfertigte er, der nicht gern etwas bereute, aber noch weniger gern etwas unterließ, was ihm lustig dünkte, vor sich selber den improvisierten Schritt, und er legte sich damit auch gleich die Sätze zurecht, mit denen er den Zenakliers entgegentreten wollte, wenn sie ihm mit den Einwendungen kommen würden, die ja eigentlich aus der Rüstkammer seines Intellekts stammten. Er hatte sogar vor, sie für seine Verbindung zu keilen.

Indes, er kam zu spät.

Eines Tages, als er mit seiner Mütze und seinen Verbindungsbrüdern leuchtend den Grimmschen Bummel absolvierte, gewahrte er, obwohl er regelrecht und stolz geradeaus ging und scheinbar kein Auge für andere Couleuren hatte, unter den fünf Mitgliedern eines rotmützigen Korps — Stöffel.

Es gab ihm einen Ruck, und schon wollte die Hand zum hinteren Rande der gelben Mütze zucken, da kam ihm noch rechtzeitig die Kluft zum Bewußtsein, die zwischen diesem schmetternden Gelb und jenem trüben Rot lag.

Und er lächelte nur ein wenig und dachte bei sich:

— Schau, schau, — Korpsier! Dieser Knabe Marcel war immer ein bißchen eitel. Nun, mögen sie ihn piesacken, die Herren C. B. C. B. Übrigens sah er schon verpiesackt genug aus. Natürlich wird er mich verachten ... Wie? Er? Mich? Er möge sich's gefälligst unterstehen! Dieses Knickebein! Sah er nicht aus wie ein frisiertes Meerschweinchen? Welch ein üppiger Knabe!

Im Grunde war es ihm höchst ärgerlich, daß Stössel Korpsstudent geworden war, und er bemerkte plötzlich, daß seine Verbindungsbrüder an äußerer Eleganz einiges zu wünschen übrig ließen. Er nahm sich vor, da Wandel zu schaffen.

Kaum, daß er seinen Ärger ein bißchen verwunden hatte, sah er Barmann als hellrotmützigen Burschenschafter vorüberziehen.

Diesmal dachte er schon nicht mehr ans Grüßen und verfolgte mit innerlichstem Wohlgefühl die Hand des wackeren Colline, die schon an der Mütze saß, um dann freilich schüchtern herabzusinken.

Und Stilpe dachte dies:

— Was man nicht alles erlebt! Dieser Colline, der einen Vortrag im Zenakel hielt über „Die Epoche der patriotischen Phrase", als Fahnenschwinger für Ehre! Freiheit! Vaterland! ...! Gut! Gut! Allerliebst und sehr niedlich! Die Haare haben sie ihm aber schon nach hinten gekämmt. Und wie er errötötöte! Jetzt sieht er sich sicher nach mir um. Nein, mein Lamm, ich nicht! Ich habe schon genug gesehen.

Über diesen Fall ärgerte er sich übrigens weniger. Burschenschaft — bah! Aber gespannt war er nun, „in welcher Couleur

der tüchtige Rodolphe eidbrüchig geworden sein möchte". Er taxierte ihn voll Zorn auf akademischen Turnverein:

> Wir recken den Arm, wir strecken das Bein,
> Wir sind der akademische Turnverein.

Aber nein: Wippert war Landsmannschafter geworden und trug eine dunkelblaue Mütze stolz an Stilpes gelber vorüber.

— So wären wir denn also glücklich nach allen Windrichtungen auseinandergefahren. Das ist eigentlich eine Direktionslosigkeit. Warum haben es diese Knaben denn nicht für nötig gehalten, mich aufzusuchen, ehe sie so weitgehende Entschlüsse faßten? Kein Zweifel: sie wollten sich meinem Einflusse entziehen! Sie wußten, daß ihr Wille verloren war, sobald sie sich in die Zerreibungszone meiner Beredsamkeit begaben, und feig flohen sie davon. Krapüle! Dabei trug dieser Rodolphe eine Art von nasensteifem Selbstbewußtsein zur Schau, die mir nicht gefallen hat. Nun, im Walde pfeifen die Handwerksburschen, wenn ihnen die Hosen schlottern ... Eine erstaunliche Sippschaft. Wie bring' ich sie zur Räson?

Es war ihm doch fatal, daß die drei sich so ohne weiteres von ihm emanzipiert hatten. Hätte er nur nicht selber schon die gelbe Mütze aufgehabt! Das komplizierte seine Stellung den Abtrünnlingen gegenüber stark. Es war, als wenn er mit vernagelten Kanonen schießen sollte.

Aber es dauerte nicht lange, und er hatte seine volle Sicherheit wiedergewonnen. Er schrieb in drei gleichlautenden Stücken folgenden Brief und sandte ihn an die drei.

Landerirette!

Farben sind stärker als Eide, und was die Mulde gehört hat, braucht die Pleiße nicht zu wissen. Sela.

Indessen: Soll gelb oder blau oder dunkel- oder hellrot auch stärker sein als Herz und Intelligenz? Soll die Pleiße völlig entbehren müssen, was die Mulde füllereich genoß?

Nein! Unsre Mützen sind gelb, blau, dunkel- oder hellrot, aber unsre Herzen schlagen noch im Takte des momischen Alexandriners:

O l'Amour! O l'Amour! Prince de la jeunesse!

Oder? Schmach dem Fragezeichen!

Wir haben nicht aufgehört, Menschen zu sein, indem wir unsre respektiven Mützen aufsetzten, und so haben wir auch nicht aufgehört, Zenakliers zu sein.

Und also darum sage ich Euch, ich, der ich Schaunard war, bin und sein werde: Wir müssen die farbigen Schranken und Planken, hinter die wir uns, jeder nach freier Wahl und geistvoller Erwägung, begeben haben, wenigstens aller zwei Wochen einmal mit dem Elan unsrer Zenakelherzen überspringen und einander in die Arme eilen! Eine Jammerlende, die diesen Sprung nicht wagt, eine Groschenseele, die sich vor dem Komment mehr fürchtet als ehemals vor dem Konrektor, ein Kastrat des Herzens, wer nicht wenigstens aller zwei Wochen einmal singen will:

Der Freiheit Tabernakel,
  Ja -nakel!
Der Freude Heiligenschrein
Ist einzig das Zenakel
Und wird es ewig sein.
  Landerirette!

Man trifft mich Sonntag abend in meiner Wohnung, die den Kopf dieses Briefes ziert.

Schaunard.

Zweites Kapitel

Stilpe hatte sich nicht getäuscht: die Gründung des „Geheim-Zenakels", so sehr sie gegen den Verbindungskomment der einzelnen war, geschah, und die vier Zenakliers, die sich, wenn sie ihre Mützen auf hatten, nicht einmal grüßen durften, fanden sich zweimal des Monats an Sonntagen zu Vergnügungen zusammen, die jedem viel lieber waren, als die Pflichten ihrer Verbindung. Zwar keiner gestand das zu, denn jeder bemühte sich aufs höchste, den Anschein zu erwecken, als fühle er sich unter seiner bunten Mütze über die Maßen wohl. In Wahrheit fühlten sich alle sehr elend darunter, bis auf Stilpe, der auch in diesem Verhältnisse mit Hingabe aufging.

Er war fast nie nüchtern und wurde von seinen Verbindungsbrüdern sehr bald als eine phänomenale Kraft sowohl auf der Kneipe wie auf dem Fechtboden erkannt. Seine Zügellosigkeit, die ihn in einer Korporation von festerem Gefüge unmöglich gemacht hätte, war ihm hier, wo er sehr bald anfing, die Rolle des Überlegenen zu spielen, nur wenig hinderlich.

Schon im zweiten Semester hatte er „seine Leute" ungefähr auf seinen Ton gestimmt. Er pflegte zu den Zenakliers zu sagen: Die Bären tanzen schon ganz wacker die schwierigsten Sachen; nächstens werde ich ihnen das Dichten beibringen.

Aber er dachte selber nur wenig ans Dichten. Nur „was er so für die Liebe und das Zenakel brauchte", sonst:

> Wie kann ich singen, da ich saufen muß?
> Die heikle Muse meidet meinen Kuß,
> Pfui, sagt sie, pfui, du stinkst nach Spiritus!

Das war Selbsterkenntnis, aber keineswegs Selbstanklage. Im Gegenteil, er tat sich innerlich sehr viel darauf zugute, daß er „in

den Wolken des Alkohols taumelte, wie nur ein Erkorener der neun Grundräusche taumeln kann". Die neun Grundräusche waren

1) das braune Bier,
2) die blonden Mädchen,
3) der rote Wein,
4) die braunen Mädchen,
5) der weiße Wein,
6) die schwarzen Mädchen,
7) die Schnäpse jeglicher Observanz,
8) die edle Kunst rasender Reime,
9) die große Ewigkeit gewaltigen Ruhmes.

Er pflegte zu sagen:

— Hütet euch vor Dichtern, die nicht saufen! Sie bedeuten für die Literatur dasselbe, was die alten Jungfern für die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes bedeuten. Sie sind ein Greuel und eine große Gefahr. Wehe, wenn sie die Welt mit ihrem Laster strohtrockener Verse anstecken. Dann ist das Ende nahe herbeigekommen. Selbst Schiller trank Likör, aber, wenn er nicht trank, schrieb er diese bedenklichen Sachen, an denen heute noch sämtliche Gymnasiallehrer leiden. Shakespeare dagegen soff wie ein Loch. Wie? Ihr fragt nach den Belegen? Ja, wenn ihr's nicht fühlt! Ich mache mich anheischig, bei jedem seiner Stücke zu sagen, was er damals gerade getrunken hat. Im Hamlet steckt viel Porter. Daher diese etwas schwermütige, aber immerhin sublim betrunkene Grundstimmung. Voll Whisky-Brandy ist Othello, doch mit einem Schuß Sherry. Ale, Ale, und abermals Ale ist King Lear. Es ist das hohe Lied Ales. Immer, wenn ich's gelesen habe, muß ich zum alten Krause gehen, der dieses blondeste aller Biere am besten schenkt. Ein paar Sommersprossen Porter auf diesen weißen Teint gespritzt, und man versteht die Lieder des Narren und weint in großer Seligkeit. Auch Knickebein hat Shakespeare getrunken, und zwar viel.

Seine Komödien sind der Beweis dafür. Wie vermählt sich da überall das Ei dem seimigen Likör! Und da hat irgend so ein Fünfgroschenphantast behauptet, Andreas Hofer habe den Knickebein erfunden. Wie kümmerlich! Schon die alten Juden kannten ihn. Das Prinzip der Parallelität der Verse in den Psalmen ist geradezu ein Symbol des Knickebeins ... Die ganze Literaturgeschichte, wohl gemerkt, soweit es sich um Verse handelt, ist nichts als eine große Tafel der Getränke. Ich werde meine Doktordissertation über dieses Thema schreiben.

In diesem Stile sprach er überhaupt oft, und manche seiner Dikta gingen in den Schatz der geflügelten Worte der Studentenkneipen über. Auch war er der fruchtbarste Vermehrer jener ungeschriebenen Literatur, die sich um die Figur der Wirtin an der Lahn gebildet hat. Er konnte sich stundenlang damit abgeben, aus einer Zote einen Reim oder aus einem Reim eine Zote zu locken. Herauskitzeln nannte er das.

Zuweilen, aber keineswegs oft, kam ihm der Gedanke, daß er eigentlich etwas Besseres tun sollte. Dann gruppierte er seine Gedanken um die Worte „schal und unerquicklich" und bewarf sich „mit den faulen Eiern des moralischen Katzenjammers". Aber es war auch nur eine Art Stilübung.

Einmal empfing er die Zenakliers in solcher Stimmung und hielt zehn Minuten einen Monolog in Jamben an

Dieses Lotterfleisch voll Alkohol
Und niederträchtiger Verse, die wie Schmeer
Von trichinösen Schweinen blau geädert sind
Und übel riechen wie die Pestilenz
Des ganz bedreckten Nests des Wiedehopfs.

Aber als er zu Ende war, ganz aufgeregt und, wie es schien, direkt vor einem stürzenden Tränenausbruch, so daß niemand imstande war, zu entscheiden, ob hinter diesen burlesken Selbstanklagen nicht

doch eine Spur von Ernst steckte, da rief er: Aber das kommt von der Abstinenz! Seit fünfundsiebzig Minuten habe ich keinen Alkohol gesehen. Auf! Laßt uns in ein Gebärhaus tröstlicher Gedanken wallen, und wenn es eine Gosenstube wäre. Kennt ihr mein Ritornell?:

Wolkige Gose!
Bezeugte nicht dein Rausch sehr hohen Rang,
Nennt' ich dich Sauce.

Mit einziger Ausnahme des Brechweines gab es kein alkoholisches Getränk, dem sich Stilpe nicht mit Hingabe widmete.

Aber die „schweren Sachen" bevorzugte er. Das Leipziger Lagerbier war bald nicht mehr imstande, ihm irgend etwas anzuhaben. Er nannte es „schlechterdings Wasser" und konnte es durchaus nicht begreifen, daß man „es noch immer in Brauereien herstellt; man sollte doch merken, daß es aus dem Schoße der Erde quillt, denn es ist im eigentlichen Sinne kulturlos". Dagegen zollte er direkt Ehrerbietung der ostpreußischen Bowle, die aus Burgunder, Porterbier, Sekt und Kognak besteht. Dieses Getränk, so sagte er, hat die Kraft und das heilige Rauschen des germanischen Urwaldes. Man fühlt direkt Speere in der Faust, wenn man es trinkt. Seine Hauptgnade aber besteht darin, daß es wunschlos macht. Es ist das Katholikon der Getränke. Auserwählten ist es gegeben, zu sehen, daß diese Bowle eine tiefgoldene Gloriole hat.

In dieser Weise charakterisierte er im Kreise des Zenakels „die gesamte Aristokratie der Spirituosen", und er lehnte es durchaus nicht ab, wenn man ihn den Homer des Alkohols nannte.

Aber die Getränke, die er liebte, waren kostspielig, und weder er noch die anderen drei Zenakliers waren auf die Dauer imstande, das Geld dafür aufzubringen. Deshalb beschloß man, einen „Barbemuche zu etablieren", d. h. nach dem Muster des Mürgerschen Zenakels jemand ausfindig zu machen, der „also geeigenschaftet wäre:

Ehrfürchtig vor dem Geiste,
Sehnsüchtig zur Kunst,
Wohlausgestattet mit Gelde,
Ein bißchen dumm und dessen dumpf bewußt,
Demütigen Herzens
und
Angenehm lächerlich".

Stilpe war es, der einen solchen Jüngling entdeckte: — Herrn stud. phil. Lehmann aus Liegnitz.

Er hatte ihn in „so einem" Hause der Magazingasse aufgelesen. Dort, in einem Salon, war ihm der blasse, etwas angefettete junge Mann durch eine sehr dicke Brieftasche und schwermütiges Betragen aufgefallen.

— „Sie fühlen sich nicht wohl in dieser Umgebung," hatte Stilpe zu ihm gesagt, als sie sich einander vorgestellt hatten. „Ich begreife das. Man geht hierher, um sich nicht wohl zu fühlen. Man will sich kasteien. Sie peitschen sich lieber mit blonden Ruten, ich lieber mit braunen. Das ist der ganze Unterschied. Temperamentssache."

— „Ach ja, es ist schrecklich," antwortete der Philologe Lehmann; „ich verabscheue diese Häuser, aber, sehen Sie, ich finde ja draußen nichts, und dabei bin ich doch so ... so ... sinnlich. Ach, leider!"

— „Wie? Leider? Sie sagen: Leider? Sie haben doch leider gesagt? Hm, hm, hm!"

— „Aber natürlich: leider! Es ist doch schrecklich, so direktionslos zu sein!"

— „Direktionslos nennen Sie das, wenn alles so deutlich ins Schwarze zielt? Das nennen Sie di ..., aber Herr Lehmann! Sie sind beneidenswert um diese gerade Tendenz Ihres Wesens! Seien Sie fröhlich, Herr Lehmann! Es fehlt Ihnen bloß die rechte Gesellschaft. Sie sind ein Einsiedel-Lehmann, und das ist für solche Naturen eine Gefahr."

— „Freilich ist es das. Ich fühle es selber. Aber ich schließe mich schwer an. Wissen Sie, die meisten Studenten sind so banausisch, so entsetzlich interesselos, und ich möchte doch jemand haben, der auch noch etwas mehr will, als Doktor werden. Sechs Tage ochsen und einen Tag sumpfen, das mag ich nicht mitmachen!"

— „Das ehrt Sie, Herr Lehmann! Sie suchen den Einklang von Lebenskunst und Wissenschaft. Sie wollen Streben und Genuß vereinen. Sie wollen, mit einem Worte, aber verstehen Sie mich recht und nehmen Sie das nicht etwa als einen Witz: Sie wollen ein runder Mensch werden!"

— „Ich ahne, was Sie meinen, und es ist wahr, das deckt sich wohl mit dem, was ich suche."

— „Rund sein ist alles, Herr Lehmann! Wissen Sie, wie diese indischen Götter: rund um den Leib herum tausend Arme, und immer zwischen zwei Armen eine Göttin. Aber Gott bleiben! Ein runder Gott bleiben mit tausend Armen und fünfhundert Göttinnen dazwischen! Oder, weniger erotisch gesprochen: Goethehaft!"

Herr Lehmann lächelte höchst bitter:

— „Sie wollen mich wohl verspotten. Goethe und — ich! Ich mit meiner klassischen Philologie. Ich studiere nämlich klassische Philologie. Aber Sie müssen da nicht gleich denken, daß ich Gymnasiallehrer werden möchte. Nein, ich möchte mich der akademischen Karriere fürs Griechische widmen. Es ist da noch viel zu holen, sag' ich Ihnen! Mein Fach ist im Niedergange. Es fehlt an Kapazitäten. Ein neues Alexandrinertum ist eingerissen!"

— „So reißen Sie es um, Herr Lehmann! Schmeißen Sie die Perücken zum Tempel hinaus! Der Moder stinkt! Hygiene tut not! Fort mit den Schwartenschwenkern! Das reine Hellas ziehe ein! Und was ist der Hellene des Altertums? Der runde Mensch! Was ist Hellas? Die Synthese von Genuß und Erkenntnis! ... Kürzlich stellte ich für einen kleinen Kreis von Freunden, der sich,

ganz in Ihrem Sinne, Herr Lehmann, zu einem Zirkel der Lebenskunst und Kunstliebe vereinigt hat, eine Namenstafel der Spezialheiligen unsrer Religion auf. Sie ist noch unvollständig, aber es fiel mir gleich auf, wieviel Hellenen dabei sind."

— „Ach, das interessiert mich, der ganze Zirkel sowohl als die Namenstafel. Ich möchte nicht aufdringlich erscheinen, aber vielleicht darf ich Sie bitten, mir Näheres darüber zu sagen?"

Herr Lehmann sagte das mit dem Tone ernstester Anteilnahme und zog die Augenbrauen hoch.

Stilpe lachte wieder einmal „mit den Eingeweiden" und zog sein Notizbuch.

— „Über den Zirkel ist nichts weiter zu sagen, als was ich schon andeutete. Zur Kunst erhöhtes Leben in jedem Betracht. Die Namenstafel aber, nun, wie gesagt, sie ist noch unvollständig, aber ich kann Ihnen das Fragment schon mitteilen. Also:

I.

Männlichen Geschlechts:

Anakreon,

Aristophanes,

Alkibiades,

(es geht gleich griechisch an, wie Sie sehen)

Georg Büchner,

(um Gottes willen: Georg, nicht Ludwig!)

Bizet,

Gottfried August Bürger,

Cervantes,

Catull,

(aber der hat ein Fragezeichen)

Michael Georg Conrad."

— „Ist das der preußische Prinz, der die Dramen schreibt?" fragte Herr Lehmann bescheidenen Tones.

— „Gott behüte und Gott bewahre! Machen Sie immer solche Witze?“ rief Stilpe. „Dafür müßten Sie schon eine Bowle schmeißen, Herr Lehmann. Sind Sie bereit?“

Der Philologe Lehmann errötete und sagte: „Es wird mir ein Vergnügen sein, denn damit werde ich ja das Vergnügen haben, auch die anderen Herren kennen zu lernen.“

— „Gut!“ sagte Stilpe schon im Tone des Zenakel-Präsidenten. „Dafür werden Sie dann auch erfahren, welches unser Conrad ist. Weder Prinz noch Preuße. Also nun in der Liste der Heiligen weiter:

Danton,
Demokritos,
(schon wieder ein Grieche!)
Devrient,
(Sie wissen: Lutter und Wegeners Weinstube in Berlin!)
Fischart,
Franz der Erste von Frankreich.“

— „Warum der?“ fragte Herr Lehmann.

— „Lesen Sie im Rabelais nach!

Grabbe,
Meister Gottfried von Straßburg,
Der junge Goethe,
(Sie wissen doch, daß es drei verschiedene Goethes gibt?)
Eduard Grisebach,
Johann Christian Günther,
Horaz,
(hat aber zwei Fragezeichen)
Theodor Amadeus Hoffmann,
Heinrich Heine,
Mozart,

Mirabeau,
Momus,
(unser Wirt mit der langen Kreide)
Müsset,
Mürger,
Marat."

— „Pardon," sagte Herr Lehmann, dessen Vater Fabrikbesitzer war, „warum eigentlich diese Revolutionsmänner?"

— „Sie tranken sämtlich gern und waren sehr verliebte Leute. Daß wir keine Sozialdemokraten sind, sehen Sie an Franz dem Ersten.

Rabelais,
Rembrandt,
Sokrates,
Sullivan,
Tschang-hsien-tschung."

— „Wer ist das?"

— „Das ist ein chinesischer Pelzhändler, später Gegenkaiser, der einmal an einem Tage fünfzigtausend Gelehrte hat köpfen lassen. Ich werde ein Epos auf ihn machen."

— „Ach, dichten Sie?" rief Herr Lehmann eifrig.

— „In der Tat, bisweilen. Sie natürlich auch?"

— „Ach ... nein ... ich ... nein ... ich kann nicht sagen, daß ich ... Aber ..."

— „Sie möchten gern?"

— „Ich ... weiß ... nicht ..."

— „Diese Schüchternheit ist ein schönes Zeichen. Übrigens: Dichten, — na ja. Das is nu so 'ne Sache. Notwendig ist es nicht, Herr Lehmann. Es ... aber: genug!! Wir sind mit dem männlichen Geschlecht fertig, und es folgt

II.

Weiblichen Geschlechts:
Aspasia,
(also auch hier Griechenland an der Tete!)
Die kleine Anna,
Anna mit den gewürfelten Strümpfen,
Anna Ach—gehn—Se—weg."

— „Ja ... aber ...? ..." sagte Herr Lehmann.

— „Ich verstehe: Sie kennen diese drei Annas nicht. Es sind vorderhand noch Privatpersonen, und sie kommen auf mein Konto. Die mit den gewürfelten Strümpfen schlägt, glaub' ich, in Ihren Geschmack. Ich schenke sie Ihnen."

Herr Lehmann war ganz verblüfft.

— „Na, wollen Sie nicht wenigstens ‚Danke!' sagen? Das Mädchen kommt noch in die Literaturgeschichte! Ich habe sogar ein Sonett auf ihre Strümpfe gemacht! Aber weiter!

Berta,

(hat zwei Ausrufezeichen. Es ist aber nicht jene Berta mit den großen Füßen, die Uhland besungen hat, sondern auch dieses Mädchen geht mich an. Ich habe sie immens geliebt. Und sie liebt mich heute noch, obwohl sie einen Gelbgießer geheiratet hat. Achten Sie die Treue des weiblichen Geschlechts, Herr Lehmann, aber sehen Sie zu, daß der andre der Lackierte ist. Übrigens werde ich jetzt die Privatmädchen weglassen, weil ich Ihnen sonst fortwährend Kommentare geben müßte; ich werde also nur die historischen Damen nennen, nämlich):

Mimi Pinson,
Die Königin Pomare,
Músette,
Lais,

Ninon de l'Enclos,
George Sand,
Berangers Lisette,
Päpstin Johanna,
Fränzchen mit dem Muff,
Margarete von Navarra,
La belle heaulmière,
Marion Delorme,
Die schöne Seilerin,
Roswitha von Gentersheim.

Die Liste ist noch schrecklich lückenhaft. Vielleicht könnten Sie uns noch ein paar tüchtige Griechinnen empfehlen. Wie hieß doch gleich die, die sich auszog?"

— „Sie meinen Phryne?"

— „Richtig! Phryne! Dieses ganz vorzügliche Mädchen! Warten Sie, ich werde sie gleich einfügen. Es ist eine Schande, daß ich sie vergessen habe. Aber Sie sehen, wie gut wir Sie brauchen können. Im klassischen Altertum sind wir doch ein bißchen schwach."

Herrn Lehmann war es gar sonderbar zumute. Diese Welt war ihm neu, aber er hatte die Empfindung, daß es sehr lustig in ihr zugehen müsse. Vor allem fühlte er, daß er im Zenakel Anschluß an „Weiber" finden würde, und daran lag ihm viel, denn er hatte es nachgerade bemerkt, daß er von sich allein aus diesen Anschluß nie erreichen würde. Und bei alledem doch diese vielen literarischen Aspirationen, also die Gewähr des Höheren! Kein bloßer Sumpf! Sondern, wenn schon Sumpf, so doch von ganz ungewöhnlicher Art! Ein origineller Sumpf. Ach, danach hatte er sich ja gesehnt! Er wollte originell, geistreich sumpfen. Da bot sich die Möglichkeit! Also zugegriffen!

Er verließ am Arme Stilpes das Haus in der Magazingasse mit dem angenehmen Gefühl, es fürder nicht mehr nötig zu haben.

Als er am nächsten Morgen erwachte, lag er auf seinem Sofa und Stilpe in seinem Bette. Da dieser ihn duzte, mußten sie wohl Brüderschaft getrunken haben.

Auch einen anderen Namen hatte er erhalten: Barbemuche, und auf seinem Nachttisch lag ein völlig mit Porterbierflecken bedeckter Zettel dieses Inhalts:

Quittung.

Für weiland Herrn Lehmanns Aufnahme ins niedere Barbemuchiat 50 Mark erhalten zu haben bestätigt

i. N. d. Z.
Schaunard.

Drittes Kapitel

Obwohl das Zenakel keine moralische Anstalt war, so bedeutete es für Stilpe doch einen Haltepunkt und eine Verbindung wenigstens mit der Fiktion „extra-alkoholischer Tendenzen".

Stilpe führte damals kein Tagebuch mehr, denn er hatte überhaupt das „unzüchtige Verhältnis mit Büchern" aufgegeben, aber zuweilen, wenn er sich übel fühlte, ergriff er, wiederum in seinem Stil von damals zu reden, den „Stecken und Stab des Bleistiftes und wanderte gedankenvoll über die ausgebleichte Wüste weißen Papiers".

Einige dieser Notizen sind geeignet, ein Stück seiner Seele von damals erkennen zu lassen:

Die Gelbmützelei ist ein scheußlicher Unsinn und meiner unwürdig. Aber ich selbst bin meiner unwürdig, denn ich werfe die gelbe Mütze diesen Idioten nicht vor die Füße, sondern ich trage sie noch immer mit einer lachhaften Würde. Heiße jetzt Erster Chargierter gar. Kann man tiefer sinken?

* * *

Ich tyrannisiere diese gelbmützigen Banausen mit vollendeter Kunst und einigem Genuß, und keiner von ihnen erfreut sich mehr eines intakten Magens. Nie wurde so gesoffen wie unter meiner Ägide. Was soll man auch mit diesen Knaben anderes anfangen? Frösche muß man in den Sumpf treiben.

* * *

Ich fange an, unzufrieden mit mir zu werden, und erwäge den Plan, diese gelbe Blase zu sprengen. Wenn ich sie nur nicht alle so tiefgründig angepumpt hätte ...

Und außerdem: Was soll ich denn sonst anfangen? Noch scheint die Zeit nicht erfüllt zu sein, wo ich mich diesem Herrn Geheimrat Ammer, falls er sich nicht schon zu seinen Vätern versammelt hat, als Stütze des Staates anbieten kann. Oder sollte ich tatsächlich studieren? Welch eine Idee!

* * *

Nicht 'mal für Liebe habe ich genügend Zeit. Wann, frage ich, wann kann ich mit Hingabe und Hinnahme lieben?

Um zehn Uhr zerrt mich der Leibfuchs aus dem Bett und kredenzt mir das Antidotum gegen den Datterich, die liebliche Tase voll Kulmbacher Biers.

Bis zwölf Uhr pauke ich der Füchse summende Herde für die Mensuren ein.

Dann salbt mich der Friseur, und bis um drei Uhr treib' ich die braven Knaben in die Lichtenhainer Schwemme.

Hol' sie der Teufel, ich beneide sie! Denn selbst dieses Lehmwasser macht sie betrunken.

Auch mein Mittagsmahl erledige ich um diese Zeit. Es ist erstaunlich, wie mäßig ich darin bin. Rohes Fleisch und Kaviar, etliche Eier und Bouillon erhalten diesen schwachen Leib.

Von drei bis fünf der Kaffeelachs; doch ist das ein leerer Name, denn ich habe längst den Kaffee durch Liköre ersetzt, und statt des Skates herrscht der Lederbecher mit den Knobelknochen. Das ist meine palaestra musarum, denn erstens erfinde ich neue Knobeltouren, und zweitens muß ich beim Mogeln immerhin aufpassen.

Das erschöpft mich sehr, und ich begebe mich nun auf das schwarze Ledersofa in der Kneipe, wo ich der Ruhe pflege, bis das Gas angebrannt wird und die werten Knaben anrücken, um bis früh zwei, drei Uhr von mir vollgeplumpt zu werden.

Mir scheint, das ist kein Leben nach dem Geschmack Apollos und der neun Musen, — oder sind es zwölf? Ewig verwechsle ich die Apostel mit den Musen.

Und die Liebe? Sie muß hungern!

Liebe und Alkohol sind feindliche Mächte. Tragisches Geschick, beiden hold zu sein.

* * *

Zuweilen gibt es Mensuren. Ich leugne nicht, daß diese kleine Aufregung mich amüsiert.

Trinkt man vorher fünf Kognaks, so ist man erstaunlich wacker und ließe sich mit Heroismus den Schädel spalten. Nein, lieber bloß die Backe, denn das ist's ja, was den Menschen ziert, und dazu ward ihm der Verstand: der Durchzieher.

Ich glaube, jetzt etwa ein schockmal gefochten zu haben, wenn man diesen mathematischen Wechsel von Schlag und Parade fechten nennen kann. Man gewöhnt sich daran wie der Pudel ans Baden.

Das Schönste dabei ist der Geruch, diese allerliebste Mischung von Jodoform, Karbol, Kognak und ein bißchen Schweiß. Es wirkt wie ein Aphrodisiacum auf mich. Aber es ist möglich, daß ich ein bißchen pervers bin. Blutdurst und Wollust! Gib mir dein Herz zu saufen, Laura: ich liebe dich!

Die schweren Sachen meid' ich. Meine Säbelmensur war nicht eigentlich prima nota. Ich hatte den Kognak überschätzt. Man muß entschieden Porter dabei zur Hand haben. Porter und Kognak zusammen macht sicher sehr säbelmutig. Man muß nur auch die Dosis richtig bemessen.

Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß ich ohne Alkohol mehr horazischen als achilleischen Mut bewähren würde.

Dies unter uns gesagt.

* * *

Kürzlich focht ein Jüngling auf unsre Waffen, der entsetzliche Angst hatte, sich aber doch nicht eher umdrehen ließ, als bis er einen ausgewachsenen Durchzieher hatte. Später gestand er mir, daß er „aus Liebe" gefochten hätte.

— „Wie?" rief ich, „hat Ihr Gegner sich erfrecht, Ihr Fräulein Braut zu betasten?"

— „Ach nein," sagte er, „meine Braut wünscht nur, daß ich einen schönen Schmiß habe."

So heroisch sind die Töchter Thusneldas angelegt.

— Hörst du nicht den Eichwald rauschen?

* * *

Als ich noch Bücher las, habe ich irgendwo das Diktum gefunden, daß der Mensch nie verzweifeln könne, denn es bleibe ihm auch beim schlimmsten Zahnweh immer die tröstliche Möglichkeit des Selbstmordes.

Ich habe ein Analogon dazu; ich sage mir: du kannst zwar versumpfen, aber es bleibt dir immer noch die Möglichkeit, Journalist zu werden.

* * *

Diese Verachtung des Journalismus gehörte zum Repertoire des Zenakels, aber Stilpe fing doch bereits an, sich mit dem Gedanken sehr vertraut zu machen, daß ihm schließlich die Laufbahn des Zeitungsliteraten blühen möchte.

Zwar war er keineswegs an seiner dichterischen Bedeutung irre geworden; der Nagel saß fest. Aber der Umstand, daß er jetzt im Grunde nicht einmal mehr Pläne zu künftigen Werken machte, kam ihm doch manchmal zum Bewußtsein, und dann sagte er sich: Ich bin eine zersplitterte Natur, der Fluch des modernen Menschen lastet auf mir, daß wir uns nicht sammeln können; gut also, so ziehe ich ohne Wehleidigkeit den Schluß daraus und schlage mich zu jenen, die ihre Goldbarren täglich stückweise und halb ausgeprägt vor die Masse werfen müssen.

Und sofort malte er sich eine vollkommene Umwälzung der deutschen Zeitungsliteratur aus, die vor sich gehen würde, wenn er zu ihr gehörte.

Aber, als ihm ein Artikel, den er einmal in den Ferien geschrieben hatte, zurückgeschickt wurde, erfaßte ihn gleich wieder der große Ekel vor diesen „öffentlichen Männern, die sich zeilenweise prostituieren und sich von ihren weiblichen Berufsgenossinnen nur dadurch unterscheiden, daß sie nicht gutmütig wie jene sind". Und die Zeitungen nannte er nun wieder „Holzpapierbordells".

* * *

Um diese Zeit war es, daß Girlinger wieder vor ihm auftauchte.

Girlinger hatte in Zürich und Genf studiert, trug schwarze Koteletten, einen Zylinder und immer Handschuhe. Er war sehr gesetzt und durchaus solid. Sein Plan war eigentlich gewesen, romanische Philologie zu studieren, und er hatte diesem Fach, wofür er Fleiß und Talent in sehr hohem Grade besaß, auch wirklich mit Eifer obgelegen, aber, da sein Vater darauf bestand, er müsse sich

der Jurisprudenz widmen, so hatte er sich schließlich dazu verstanden und trieb nun auch Jurisprudenz mit Eifer und Zielbewußtsein. Ein gewisser Zug von echter Resignation stand ihm dabei sehr gut. Äußerlich erlebt hatte er so gut wie nichts, aber er hatte viel an sich gearbeitet.

Als er Stilpe zum erstenmal in seiner gelben Mütze sah, nahm er seinen Zylinder sehr tief und zeremoniell ab und machte sogar eine Verbeugung dabei.

Stilpe empfand das als Hohn und stürzte sich auf ihn:

— „Ach, der Herr Referendar! Welch ein Zylinder! Wo hast du die Sammetbürste, Freund meiner Jugend?"

Girlinger erwiderte: „Ich schlage einen anderen Stil vor, wenn wir uns unterhalten wollen. Übrigens bin ich meinem Examen ferner als du, denn ich stehe im ersten juristischen Semester."

— „Ich schlage vor, daß wir weder von Semestern noch von Examen reden, wenn wir uns unterhalten wollen. Ich spreche nicht gern von gleichgültigen Dingen. Nur zu deiner Orientierung bemerke ich, daß ich immer noch als stud. jur. et phil. immatrikuliert bin, ohne indes von diesen Würden Gebrauch zu machen. Ich fahre noch immer fort, mir das Leben anzusehen. Auch trinke ich gern Spirituosisches. Du scheinst mir dagegen ein buveur d'eau zu sein."

— „So, Murger kennst du auch?"

— „Es gibt keinen besseren Kenner dieses Klassikers. Schade übrigens, daß die Stelle eines Barbemuche in unserm Zenakel schon besetzt ist, ich würde sonst dir meine Fürsprache nicht vorenthalten."

— „Danke. Ich bin nicht für gelbe Mützen."

— „Köstlich! Nein, diese Biermütze hat mit dem Zenakel nichts zu tun. Dein Zylinderhut läuft keine Gefahr, wenn du uns die Ehre und das Vergnügen machen willst, der definitiven Aufnahme des Herrn Lehmann in das höhere Barbemuchiat beizuwohnen.

Morgen abend um acht auf meiner Bude, wenn ich bitten darf. Oder fürchtest du dich vor ostpreußischen Bowlen ..."

— „Herr Lehmann ist wohl ein Idiot?"

— „Nein, ein Idealist, aber mit Barmitteln. Du wirst deine Menschenkenntnis bereichern, wenn du kommst, und außerdem einige Chorgesänge vernehmen, die sich meiner Verfasserschaft rühmen. Wenn du aber nicht kommst, so werde ich mich aus Gram betrinken und in der Betrunkenheit dem Zenakel deine Flucht nach Griechenland erzählen."

— „Warum soll ich nicht kommen? Da Herr Lehmann die Bowle bezahlt, bin ich ja sicher."

— „Schön, aber Zigarren kannst du wenigstens mitbringen."

— „Ich rauche nicht."

— „Um so besser, so wirst du uns nicht berauben. Aber merke dir die Marke: Henry Clay. Schreib dir's ins Notizbuch. Eine Kiste genügt. Schreib aber Clay richtig, nicht wie das Kuhfutter, sondern so: C ... l ... a ... y. So ist's richtig. Du wirst wohl empfangen sein!"

— „Sind Weiber dabei?"

— „Pfui! So einer bist du? Daher der Zylinderhut und die Koteletten? Kalipsichore verhüllt ihr Haupt."

— „Wer?"

— „Kalipsichore, die Muse der epischen Tanzkunst, wenn's gefällig ist. Sie wird persönlich da sein. Im Zivil heißt sie Hulda Ranker. Du kennst doch das Zeitwort rankern?"

— „Ich glaube, du bist betrunken."

— „Bleibe fest und glaube getrost, du wirst nicht irre gehen. Aber vergiß die Zigarren nicht! Du kannst auch Hulda ein Korsett mitbringen. Ich hab's ihr schon lange versprochen. Doch von Seide muß es sein!"

Girlinger hielt es für gut, sich nun zu verabschieden.

— Total versumpft! dachte er bei sich. Und wie der Mensch aussah! Dieses angeschwemmte Fett unter fast gelber Haut! Diese unstäten, schwimmenden Augen! Und salopp! In einem Korps scheint er nicht zu sein. Sogar die Wäsche nicht sauber. Und die Hand feucht. Wie er dahin geht, der richtige Gewohnheitssäufer, der zwar nicht direkt schwankt, aber doch auch nicht richtig geradeaus gehen kann. Natürlich auch Gedankenflucht. Er kann sicherlich keine zehn Zeilen logisch schreiben. Delirantenphantasie. Ein Ragout im Hirnkasten. Wieviel Schulden mag der Mensch haben!

Girlinger hatte ein schönes psychologisches Thema für sein Tagebuch.

* * *

Stilpes Wohnung lag im Durchgang der großen Feuerkugel (einst wohnte Goethe hier — jetzt wir!) drei Treppen hoch und bestand aus einem mäßig großen Zimmer und einem Alkoven.

— Der einzige Fehler dieser Bude ist, pflegte Stilpe zu sagen, daß sie gerade Wände hat. Schiefe Wände wären stimmungsvoller. Aber man beachte die charaktervolle Schäbigkeit der Ausstattung! Wer angesichts dieses pöbelhaften Sofas, dieser kontrakten Stühle, dieses ewig wackelnden Tisches und dieses immer aufklaffenden Kleidersarges, von dem infamen „Napoleon in der Schlacht bei Leipzig" ganz zu schweigen, daran dächte, hier die Miete nicht schuldig zu bleiben, müßte ein gefühlloser Barbar genannt werden. Was aber das Bett anlangt, meine Lieben, so gibt es keine vorlautere Bestie als dies. Es quietscht schon, wenn man es ansieht, geschweige denn . . . aber das ist ein rein musikalisches Thema.

In dieser Wohnung also, die wirklich abscheulich war, versammelte sich am folgenden Sonntag das Zenakel zur Feier der endgültigen Aufnahme des Philologen Lehmann, der so viel Geschmack

am Zenakel genommen hatte, daß er sich selber an den gröbsten Verhöhnungen seiner Person beteiligte.

Stilpe erschien eine halbe Stunde vor Beginn der Festlichkeit. Mit ihm betrat Hulda Ranker das Zimmer. Sie tat es mit der Sicherheit einer Person, die mit den Lokalitäten vertraut ist. Hübsch war sie eigentlich nicht, aber sie hatte das gewisse Pusselig-Graziöse der Leipzigerin, an der der Kenner noch heute die Erbreste aus jener galanten Zeit bemerkt, in der, wie die Kulturhistoriker sagen, „die Leipzigerinnen an lockerer Moral mit den Pariserinnen um die Palme rangen".

Die Moral Huldas war wohl nie sehr fest gewesen, aber Stilpe hatte sie, obwohl er erst vor vier Wochen dem Mädchen „das Taschentuch zugeworfen" hatte, derart gelockert, daß sie vollkommen durchsichtig geworden war. Aber das stand Fräulein Hulda gerade gut. Sie gehörte zu den Mädchen, die an Charakter gewinnen, indem sie an Moral verlieren.

Im übrigen war sie schlank, von guter Taille, brünett und passabel angezogen. Tagsüber verkaufte sie Krawatten. Diesem Umstand verdankte die geistsprühende Scherzfrage Stilpes ihr Dasein: „Welcher Unterschied besteht zwischen Hogarth und mir?" Antwort: „Jener malte ein Krevettenmädchen, ich bedichte ein Krawattenmädchen."

Aber mit dem Dichten sah es auch in diesem Falle windig aus. Außer dem verwegenen Ritornell:

> O holde Hulda!
> Ganz ohne Makel wärst du, reimtest du dich nicht
> Auf Ludwig Fulda!

existierte keine Zeile, zu der Fräulein Ranker Pate gestanden hätte, und auch dieses zierliche Stachelpoem verdankte seine Entstehung mehr Stilpes Antipathie gegen „diesen schreibenden Kapitalisten", als seiner Liebe zu der braunen Verkäuferin, ganz abgesehen da-

von, daß es eine von den auch sonst nicht seltenen Improvisationen seiner Skandierkunst war, die sich auf einen Reimzufall zurückführen ließen.

— „Laß die Rollfahnen runter, Mädchen, und mach' Licht!" kommandierte Stilpe. „Es gibt hier in der Umgegend keusche Augen, die sehr lüstern sind. So! Die Beleuchtung ist mangelhaft, aber das kommt deinem Teint zugute. Im Schummerigen wirken die Weiber überhaupt am besten. Daher die vielen Rendezvous bei der Gaslaterne. Das elektrische Licht wird die Rendezvous stark reduzieren, und Herr Siemens ist für die Moral sehr viel wichtiger als der Sittlichkeitsverein."

— „Quatsch' nich, Käfer. Heute wird sowieso wieder furchtbar geredet werden."

— „Sehr richtig! Aber auch getrunken, meine braune Taube, ja sogar gegessen, und zwar keineswegs Schweinsknochen mit Klößen, sondern fabelhafte Sachen. Außerdem wirst du drei neue Männer kennen lernen, und zwar 1. jenen Lehmann, 2. einen Herrn im Zylinder und 3. einen Zylinder mit einem Herrn."

— „Mit dei'm närrschen Zeig!" (Huldas Aussprüche müssen immer leipzigerisch gelesen werden, auch wenn sie deutsch wiedergegeben sind.)

— „Ich rede ernst wie immer. Der dritte Mann ist nämlich der kleine August, den Kenner trotzdem August den Starken heißen."

— „Warum denn?"

— „Nicht bloß im Bizeps liegt die Kraft des Mannes! . . ."

— „Komm, sag' mir, warum er August der Starke heißt!"

— „Ich werde mich hüten, denn ich liebe dich. Nur so viel: dieser kleine Mann, der sich durch einen hohen Zylinder zu recken trachtet, ist ein fulminanter Musikus und würde schon viele Opern geschrieben haben, wenn er nicht immer trinken müßte. Zwar be-

hauptet er, ich wäre schuld daran, weil ich ihm den Text nicht schreibe, den ich ihm versprochen habe. Aber das ist eben jene Schlange, die sich in den werten Schwanz beißt: Ich dichte nicht, weil er nicht komponiert, und er komponiert nicht, weil ich nicht dichte. Ergo müssen wir beide saufen."

— „Sag' doch nicht saufen, das klingt so ruppig."

— „Kann ich dafür, daß die Wahrheit ein Rauhbein ist?"

— „Du bist eins!"

— „Und dennoch liebt mich deine Sanftheit! Aber es klingelt! Schwing dich hinaus, Mädchen!"

Es war Herr Lehmann mit drei Packträgern. Er machte eine tiefe Verbeugung, der man die Tanzstunde ansah, vor Hulda und begrüßte Stilpe ehrerbietig.

— „Schön, mein Engel," sprach dieser, „ich sehe, du hast alles gut in die Wege geleitet. Nun laß mich das Auspacken überwachen. Setz' dich zu diesem schlanken Mädchen, aber halte dich in den Grenzen der Wohlanständigkeit. Noch bist du nicht in der Gemeinde derer, denen alles erlaubt ist."

Und nun kommandierte er:

— „Der die Flaschen hat, vortreten! . . . Ah! Sie! Gut gewählt, der Mann. Er ist würdig, volle Flaschen zu tragen! Lieben Sie Nordhäuser? Schon gut! . . . Nun packen Sie aus! Vorne ran die dicken Flaschen! Gut! . . . Wieviel? Sechs? Gut! . . . Jetzt die kleinen stämmigen! Das müssen vierundzwanzig sein! Stimmt's? Gut! Sehr gut! . . . Jetzt die rothalsigen! Süße Kerlchen, was? . . . Zehn? Da fehlen zwei! Mensch, Sie werden doch nicht? Ah, da strecken sie ja die roten Hälse vor. Zu den anderen! Schön ausrichten! Gut! Ganz gut und wacker! . . . Sie waren gewiß Unteroffizier. Natürlich! Es lebe der Reservemann! . . . Aber jetzt die Gelbkapseln, die feierlichen und steifen Gelbkapseln! . . . Drei! Ja, ja, es werden nicht mehr. Aber reichen Sie mir 'mal

eine. Schön. Ich bin zufrieden. Lassen Sie sich auszahlen bei dem Herrn dort. Er wird Ihnen auch ein paar Zigarren geben.

— Jetzt der zweite mit dem Freßkober und dem Geschirr! ... Um Gottes willen vorsichtig! Den Bowlenbauch mitten auf den Tisch. Die Gläser wie ein Kranz herum. ... So! Sie haben Talent, alter Herr ... Nun die Teller. Aber da soll dieses Fräulein helfen ... Hulda, arrangiere das Tellerwesen. Und nimm dich auch der Messer und Gabeln an. Und nun: was ruht im werten Schrein!? Gut! ... Gut! ... Es ist alles in rechtem Verhältnis, sowohl das, was dem Meere entstammt, wie das vom festen Lande. Die ganze Geographie ist vertreten, von der Adria bis zum Schwarzen Meere ... Ja, die Eisenbahnen sind ein rechter Segen, nicht wahr, Mister? ... Und nun lassen Sie sich gleichfalls von dem verehrten Gastgeber auslohnen. Auch Sie haben drei Zigarren extra verdient.

— Und nun der Düstere in der Ecke mit dem schwarzen Sarg! Heran und ausgepackt! ... Wie? Ein Cello? Seit wann zählt das zu den Viktualien? ... Ah, du willst kniegeigen? Schön! Placet! So kann ich mir mein Bettduo sparen."

Die Packträger traten ab.

Kaum waren sie draußen, so hörte man in einer Art Baßfistel kreischen: „Infames Rindvieh! Haben Sie keine Augen? Das Luder hat mir die Galoschen abgetreten!"

Und herein stürmte ein kleiner Mensch mit kurzem weißen Stoppelbart, kaum einen Meter hoch, aber mit einem hohen Röhrenhut bedeckt. Er schrie immer noch und fuchtelte dabei mit seinem Regenschirm herum: „Meine rechte Galosche! Dieses Trampeltier! Wie? Ochse! Direkt auf die Galosche! Ich gehe sofort!"

— „Aber August! Siehst du die Dame nicht?" klagte Stilpe. Und sofort war der kleine Mann friedlich.

— „Hehe! Warten Sie, mein Fräulein, gleich komm' ich und

lege mich Ihnen zu Füßen. Bloß den Hut und Schirm und Mantel, puh, diesen zentnerschweren Mantel, diese Rüstung, Luder, das . . ."

Herr Lehmann stürzte herbei und nahm dem Kleinen die Garderobe ab.

— „Sehr nett, Herr . . .?"

— „Leh . . . Barbe . . ." (Herr Lehmann wußte im Zenakel bis jetzt noch nicht, wie er hieß.)

— „Sehr freundlich, Herr Lehbarb!"

Stilpe wieherte vor Entzücken.

— „Gottverdammich, was heulst du wie eine Lokomotive! Willst du mich wahnsinnig machen? Kennst du keine Rücksicht? Ich gehe sofort!"

— „Aber August! Du hast dich dem Mädchen immer noch nicht zu Füßen gelegt."

— „Oh, oh, oh, oh, dein Geschrei! Dein Geschrei! Aber jetzt liege ich schon!"

Und er fuhr auf Hulda los und ergriff ihre Hände und machte dabei eine Verbeugung, so daß er sie niederzog wie einen Pumpenschwengel.

— „Ach, die reizenden warmen Händchen! Uh, uh, uh, ti, ti, ti, so warme kleine Patschen! Mm, mm, mm! Heißen?"

— „Hulda heißt das Mädchen," bemerkte Stilpe.

— „Hab' ich dich gefragt? Weg! Weg! Kommen Sie, Huldachen, zu mir aufs Kanapee, Huldachen."

Er schleppte sie förmlich zum Sofa, auf das er sich nach türkischer Art setzte, weil er europäisch sitzend mit den Füßen nicht zum Boden gereicht hätte.

Das Zimmer war jetzt eigentlich schon voll, aber es kamen noch sieben Personen, nämlich:

1. Girlinger, der sich überaus schüchtern und mit der ganzen Rat-

losigkeit eines stark kurzsichtigen Menschen benahm, dem die Brille angelaufen ist. Die Zigarren hatte er mitgebracht;

2. Stöffel, der diskret den Korpsstudenten zu markieren bemüht war und übrigens etwas blasiert aussah. Mit ihm

3. Fräulein Grete Gramm, genannt das alliterierende Mädchen, eine etwas üppige Blondine, phlegmatisch, aber unendlich verliebt. Übrigens eine „Bürgerstochter";

4. Wippert, der jetzt einen sehr schönen dichten Schnurrbart hatte und nicht ganz geschickt den ungezwungenen Weltmann spielte. Mit ihm

5. Fräulein Klara Winkler, ein sehr lebhaftes rotblondes Ding, das draußen am Carolatheater Choristin war und den braven Wippert ein bißchen tyrannisierte;

6. Barmann, der immer noch wie ein Knabe aussah, obwohl er eine Menge Schmisse auf der linken Backe hatte und ungemein selbstbewußt auftrat. Dieser mit

7. Fräulein Anna Obersdorfer. Das war eine sehr kleine, flinke Person mit großen lebhaften schwarzen Augen und braunen, lockigen Haaren, die die Stirn ganz verdeckten. Sie hatte etwas Spätzinnenhaftes in ihrer hupfigen Hurtigkeit. Auch „Bürgerstochter", aber schon eigentlich nicht mehr ganz.

Die elf Personen wurden folgendermaßen placiert:

Sofa, linke Lehne: Stöffel. Rechte Lehne: Barmann. Neben Stöffel das alliterierende Mädchen. Neben Barmann die kleine Anna. Mittelplatz: Der kleine August mit Hulda.

Dem Sofa gegenüber, auf Stilpes Koffer (einst war er, mit Schmetterlingen angefüllt, in Südamerika gewesen), Wippert und die rote Klara.

An der linken Schmalseite des Tisches Girlinger, an der rechten Stilpe.

Herr Lehmann stand, gelehnt an sein Cellogehäuse, zwischen Tisch und Alkoventür.

* * *

Wenn vier Leipzigerinnen mit sechs jungen Männern und einem alten Herrn von der Art des kleinen August zusammen sind, so geht es nicht leise zu, sondern sehr schnabellaut, wie in einem Spatzenschwarm, der sich auf einem vollen Kirschbaume niedergelassen hat. Als ob sie vier Wochen in ein Trappistenkloster eingesperrt gewesen wären, schwatzten die Mädchen, und die Zenakliers taten das gleiche. Aber der Quetschdiskant des kleinen August dominierte deutlich. Allen Mädchen gleichzeitig galante Komplimente zu sagen, aber zugleich die jungen Herren mit Grobheiten zu regalieren, schien sein Programm zu sein. Die anderen spielten nur ihr Instrument, er, der Kapellmeister, beherrschte die Partitur. Es war wirklich eine Leistung. Girlinger, neben Herrn Lehmann der einzig Schweigende, duckte sich unwillkürlich etwas in diesem Gestöber von Worten.

Da erhob sich Stilpe mit der gelassenen Eleganz eines Hofmarschalls und sprach:

— „Mädchen und Freunde! Der Wohllaut eurer Stimmen ist lieblich, und ich möchte ihm gern noch stundenlang lauschen. Aber die Pflicht hebt ihren ernsten Zeigefinger. Wir haben heute eine Sache von Wucht und Wichtigkeit vor; laßt uns sogleich daran gehen! Es gilt, diesen Herrn (treten Sie vor, Novize!), der sich in den niederen Probegraden nicht ganz übel benommen hat, nun endlich und formell zu entlehmannen. Seht ihn euch noch einmal prüfend an und laßt euch nicht den Blick durch diese Flaschen und Viktualien trüben, indem ihr euch die Frage vorlegt: Darf er der Schwelle bittend nahen?"

— „Er darf!" riefen die drei dumpf.

— „Aber natürlich!" sagte die kleine Anna. „Warum soll er denn nicht dürfen? 's is ja 'n ganz netter Herr!"

— „Colline, bind deiner Göttin das Gehege der Zähne zusammen; sie macht den Novizen eitel. Wir aber wollen beginnen!

— Novize! Beherrschen Sie die glänzenden Verse, in denen Sie zu uns zu reden haben?"

Herr Lehmann verbeugte sich und sagte: „Ja!"

— „Novize! Schwören Sie, demütig und ohne Murren alles zu vernehmen, was man Ihnen jetzt sagen wird?"

Herr Lehmann verbeugte sich und sagte: „Ja!"

— „Novize! Fangen Sie an!"

Herr Lehmann trat einen Schritt vor, legte beide Hände kreuzweis über die Brust, machte in dieser türkischen Haltung eine ganz tiefe Verbeugung, ließ dann die Hände an den Seiten herabsinken und deklamierte, wirklich nicht übel, was folgt:

Wie Runkelrübenzuckernachgeschmack
Liegt mir im Innern schlammig schwappelig
Ein ekelhaftes je ne sais quoi.
O welch ein Bandwurm quält mich Unglückswurm?

Ich frug herum in manchem braven Haus,
Des Fenster aus bestrichenem Glase sind
Und dessen Hausflur rot beleuchtet ist,
Ich . . .

Da rief die kleine Anna: „Schämen Sie sich, Herr Lehmann!"

Stilpe war empört:

— „Colline! Wenn dein Ideal nicht den Schnabel hält, mußt du die Bowle . . . Aber ich will nicht vorgreifen. Weiter, Novize!"

Herr Lehmann fuhr fort:

Ich fragte manche blonde Pythia
(Auch manche braune, wie es grade kam):

„Setz' auf den Dreifuß dich und sage mir:
Wie heißt der Bandwurm, der mich so zerstört?"

Doch da kein Dreifuß gegenwärtig war,
Ward kein Orakel mir. Ich zahlt' und ging.

Barmann mußte, während Herr Lehmann eine Pause machte, der kleinen Anna eine Serviette um den Mund binden. Aber der kleine August war außer sich vor Vergnügen, und er schrie: „Er zahlte und ging! Hehehe! Warum war auch kein Dreifuß gegenwärtig!? Hulda! Warum?"

Stilpe machte: „Pst!"

Herr Lehmann fuhr fort:

Da fuhr aus grauer Wolke breit und schräg
Ein Balken Licht in mein gequältes Herz,
Und eine linde Stimme sprach: „Kamel!
Zu viel des Leders fraßest du, darum
Bist du so ledern selber ganz und gar —:
Geh hin, purgiere dich des Pergaments,
Stoß aus den Wust von Chi und Phi und Psi
Und zähle fürder keine Kommas mehr
In alten Schwarten, denn ich sage dir,
Das ist der Wurm, der dich zum Wurme macht."

Und ich purgierte mich. Das Seminar
Mied ich wie böser Gase üblen Stank
Und wälzte keine Folianten mehr
Und lauschte nicht mehr mit gedehntem Ohr
Dem Oberkommazähler, und ich ward
Beinah ein Mensch.
So steh ich hier am Tor
Und klopfe mit gekrümmtem Finger an:
Laßt mich, nicht in den Tempel, sag' ich, oh,
Nein laßt mich in den Vorhof bloß hinein,
Daß, ein bescheidner Wandler, rund herum
Um des Zenakels wunderbaren Bau
Ich leise schreiten darf und hie und da

Hinlegen auf der Schwelle Marmorweiß
Ein kleines Opfer der Ergebenheit.

Herr Lehmann schwieg und machte wieder eine ganz tiefe Verbeugung.

Stilpe erhob sich mit Priesterwürde und skandierte:

Die ihr Adepten seid, sprecht euern Doppelvers:

Und Barmann brummte:

Ein sehr verwegener Knabe, in der Tat!
Weinreben nehmt und schlagt ihn auf den Steiß!

Herr Lehmann erschrak und trat einen Schritt zurück. (Denn er hielt alles für möglich.)

Wippert aber rief:

Legt mir den Jüngling in ein Lexikon
Als Lesezeichen, klappt das Buch dann zu!

Herr Lehmann schüttelte betroffen das Haupt.

Und Stöffel in Ä-bäh-Tone:

Es müfft der Mensch. Er riecht nach Wasserfleck.
Desinfiziert ihn mir mit Bibergeil!

Herr Lehmann wollte beinahe ärgerlich werden, er erhob schon die Arme. Aber Stilpe sah ihn durchdringend und zornig an.

Dann sprach er selbst:

Zu strenge seid ihr, und ich tadle euch.
Seht ihr die Flaschen nicht, das Roastbeef nicht?
Oh, lenkt von dieser bangen Menschlichkeit
Den strengen Blick zu diesem Kaviar
Und seht der Sprotten goldne Enge an,
Der Flundern breite Liebenswürdigkeit,
Und ach, den Rollmops, wie er zärtlich blinkt
Im Zwiebelkranze, pfeffereingekörnt.
Seid milde, milde, milde, sag' ich euch,
Wie dieser Thunfisch, der im Öle schwimmt,
Denn wisset, was in Silber rundlich hier

Priapisch leuchtet, ist kein leerer Wahn,
Nein: Echt Straßburger Gänseleberwurst!

Und also sag' ich: Wer kein Unmensch ist,
Entlehmannt diesen Lehmann, und mein Wort
Heißt: Heil Barbemuche, tritt in den Vorhof ein
Und nimm aus deiner Westentasche das Rezept,
Wie man die Bowle, die Immanuel
Der große Kant erfunden, weislich mischt!

Bei diesen Worten erhoben sich die drei Zenakliers mit ihren drei Mädchen und riefen selbsechst sehr laut und stürmisch:

„Es lebe Barbemuche! Er mache die Bowle!

Heil! Hurra! Landerirette!"

Der kleine August aber schrie: „Komm Se her, Herr Barbemuche, gäm Se mir 'n Kuß! Nee, warten Se 'mal, lieber nich! Gäm Se Huldan 'n Kuß! Und Hulda gibt mir 'n wieder, wenn Stilpe nischt drwider hat."

Und jetzt ging's los. Stilpe sang mit seiner grausamen Stimme das Lied von der Königsberger Bowle:

Braun, braun, braun,
Braun ist die Bowle, wie was?
Wie was? Wie was?
Ach, Kinder, seid moralisch,
Die Bowle, die ist naß,
Die Bowle, die ist naß.

— „Heda," rief Wippert, „die Mädchen beengen uns. Sie sollen hinter den Stühlen stehen und uns bedienen. Wir sind die Herren mit dem Peitschenstiel!"

— „Du bist wohl verrückt," rief seine rote Klara, „wie er sich mausig macht!"

— „Nein, er hat recht!" schrie der kleine August. „Alle Mädchen raus! Raus! Mädchen sind gut, aber erst trinken! Dann könn se wieder rein! Zu enge! Zu enge!"

Er hatte schon fünf Glas getrunken.

Stilpe schlichtete das Problem salomonisch:

— „Es ist zu enge, das ist klar. Aber die Mädchen in den Alkoven zu sperren, wäre grausam und gefährlich. Ich schlage dies Arrangement vor: Barbemuche und mein Freund Girlinger schieben diesen köstlich beladenen Tisch in die Ecke, und wir legen uns in den Lichtkreis dieser Petroleumampel auf die Erde. Hulda, hol' die Kissen rein! So wollen wir schlemmen und schlampampen nach griechischer Art, lang liegend wie Schläuche, immer ein männlicher neben einem weiblichen."

— „Ja, liegen, liegen!" rief der kleine August. „Hulda, kennste Hamletn?"

Und sie lagerten sich griechisch, wie Schläuche.

Das alliterierende Mädchen nahm sich besonders gut aus.

— „Sie sind das schönste Kanapee im Möbelmagazine des Herrn," sagte der kleine August.

Herr Lehmann mußte anstatt eines Mädchens sein Cello neben sich legen und die wichtigsten Reden, zumal, wenn sie rhythmisch wurden, mit leisem Saitenrupfen begleiten.

Es entwickelte sich ein unbeschreiblicher Lärm, zumal dann, als die Delikatessen, von denen Stilpe übrigens einige beiseite gebracht hatte, aufgezehrt waren und die Henry-Clays dampften.

Der kleine August wälzte sich von Mädchen zu Mädchen und ächzte nur noch, wenn er nicht trank. Ächzend entwarf er verführerische Schilderungen seines Schlafrockes, den ihm Richard Wagner geschenkt haben sollte: — „Besucht mich doch 'mal, Kinder, mein Schlafrock ist aus Seide, hehe, so mollig, und meine Badewanne ist auch nicht aus Pappe, nee!"

Wenn aber jemand zur Unzeit lachte, wurde er ungeheuer wild und brüllte Schimpfworte der unerhörtesten Art. Manchmal sang

er auch Melodien aus seinen vielen ungeschriebenen Opern, die alle höchst erotischer Natur waren und im Oriente spielten.

— „Hehe, was hat der Meister gesagt? Gott sei Dank, hat er gesagt, daß der kleine August säuft, sonst müßten wir uns einpacken lassen."

— „Und deshalb säufst du ja bloß, August," sagte Stilpe. „Er säuft aus Liebe zu Wagner, weil er den nicht umbringen will. Es lebe August der Großmütige!"

— „Halt's Maul, Stilpe," ächzte August, „du bist die frechste Canaille, die ich kenne, aber ich liebe dich, ich liebe alle frechen Canaillen. Hulda, klopf' mir den Buckel ab!"

* * *

Es dauerte nicht lange, und alle waren betrunken, sogar Girlinger, der sich abwechselnd einen Rabulisten nannte und provenzalische Minnelieder sang.

Barmann hielt Volksreden, wobei er fortwährend wiederholte, nicht Bebel sei Präsident, sondern Bismarck.

Auch der kleine August schrie, daß er Bismarck liebte, nur wäre es schade, daß er kein Sachse wäre.

Wippert lag sehr lange auf den Knien und küßte der roten Klara die Schuhe. Dazu sang er:

Lang, lang ist's her.

Stöffel entwickelte Ideen über das Salondrama, das nur geflüstert werden dürfte, und wobei man, wie jetzt Operngucker, Hörrohre im Theater verleihen würde.

— „Das Flüstertheater ist das Theater der modernen Nerven, das Theater der intimsten Seelendüfte. Seelengesäusel! Wollustgewisper! Sanft! Ganz sanft! Hauch!"

Und er flüsterte selber nur noch so leise, daß ihn kein Mensch mehr verstand.

Aus reiner Opposition stellte Stilpe das Ideal eines „Schmettertheaters" auf.

— „Nur noch Verse, lang hinhallende Verse wie Fanfaren, Posaunenstöße, die wie lange Donner machtvoll ausrollen. Z. B. so, und er brüllte mit voller Lungenkraft:

Ein Meer von Bowle, dir, Natur, gebracht, in langen, langen Zügen, ohhh!

Sonst sprach man mehr von unliterarischen Dingen, und Stilpe stellte sogar die Behauptung auf, es sei eine Schande, an Literatur auch nur zu denken, solange der Magen noch gesund sei.

— „Nur Magenkranke dichten. Wer gesund ist, säuft. Und das ist der Grund unsres Saufens. Wir saufen, um auf dem Umwege über eine Magenkrankheit einmal Dichter werden zu können."

Unendlich oft sank man sich in die Arme, zumal, als die Mädchen eingeschlafen waren. Die dicke Grete hatte sich mit Hulda direkt ins Bett gelegt, und die kleine Anna glaubte offenbar, sie wäre zu Hause, denn sie zog sich bis aufs Hemd aus und legte sich aufs Sofa. Herr Lehmann durfte ihr ein Schlummerlied auf dem Cello geigen, und sie küßte ihn dafür recht herzlich, wenn auch im Schlafe. Die rote Klara hatte sich nur die Haare aufgemacht und lag dem kleinen August im Schoße, der aber keinen Sinn mehr dafür hatte und ein paarmal rief: „Nehmt doch die Apfelsine weg!"

* * *

Früh um drei schlief alles. Nur Stilpe stieg zwischen den Schlafenden hin und her und trank die Bowle leer. — Die Betrunkenheit hob und senkte sich in ihm. Ihm war, als führe ihn etwas im Kreise herum. Zuweilen lallte er:

„Wie dieser Lehmann schnarcht!

Dieser Idiot ist ganz selig. Warum? Er hat seine Kniegeige.

Und dieser lasterhafte Greis! Glücklich ist der Halunke. Warum? Er glaubt an Richard Wagner.

Und diese lieben Knaben, eingeschlossen Girlinger. Unbeschreiblich zufriedene Burschen! Warum? Sie haben ihre Frauenzimmer oder ihren Zylinder.

Dahingegen ich!

Ich muß über ihre schnarchenden Leichen steigen und kann nicht schlafen.

Ach, was bin ich elend! Ach! Ach! Ach! Heulen! Heulen!

Warum ist mir so übel? Warum geht alles in mir auseinander?

Die Schulden! Die Schulden! Überall Schulden! Und, äh, ich weiß nicht recht, verlohnt sich denn das alles? Ich ... rutsche ja ... ich ... rutsche ja ..."

Plötzlich gab er Girlingern einen Stoß mit dem Fuße.

Girlinger lallte: „Drück' mich nicht so, Johanna!"

Stilpen erfaßte ein wütender Zorn: „Also auch dieser Hering seufzt!" Und er stieß ihn noch einmal: „Girlinger!"

— „Was denn?"

— „Was hältst du eigentlich von mir! He? Nicht wahr, ich bin ein Lump und kuhdumm!?"

— „Versumpft, ganz versumpft, total."

— „So, so? Reizend? Hast du gar keinen Respekt vor mir mehr? Wie?"

— „Laß mich schlafen, ich muß schlafen. Die Zigarren sind sehr teuer."

— „Ob du mich für dumm hältst!"

— „Ja, ja doch, meinetwegen, du bist ja natürlich dumm. Das ewige Saufen ... du mußt ja verblöden. Und außerdem ... geschmacklos ... Ah ... Ich muß schlafen."

„Natürlich: dumm! ... Ja, ja, das Saufen! ... Geschmacklos ... Freilich ... Blöde ... Hm ... Mir ist selber so ... Äh, wie die Mädchen schnarchen ..."

Er stellte sich vor die kleine Anna hin: „Wie rund sie ist. Hm.

Fest. Warm. Und ich stehe da wie ein Kloß. Ich ... ich ... habe nicht 'mal mehr Lust an dem. Ich ... Gott! Gott! ..."

Er sah sich scheu um und fuhr ihr mit der Hand über die Brust, aber wie angeekelt zog er die Hand schnell zurück.

Plötzlich warf er sich mitten ins Zimmer.

— „Ein Sauleben! Ein Sauleben! Alles hin! Alles leer! Fertig! Fertig! Jetzt schon fertig! ..."

Er lachte laut auf und trank den Rest der Bowle aus dem Löffel.

— „Und was für eine Art Besoffenheit das ist. Ich werde jetzt moralisch, wenn ich bezecht bin. Köstlich! Über alle Begriffe köstlich! Das ist der Finger Gottes! Ich soll in mich gehen! Ein ausgezeichneter Fingerwink! Eine sublime Ironie!:

Halt ein mit dem Suff, sonst kriegst du die Moral!

Man kann nicht deutlicher sein. O ja, es gibt eine Vorsehung, meine Herrschaften!

Äh, pfui Teufel."

Viertes Kapitel

Eine kalte Märznacht; Regen, Wind und zerfetzt jagende Wolken. Das Theater ist aus. Karl Häusser aus München hat den Falstaff gegeben, und trotz des abscheulichen Wetters ist es den Leuten, die aus dem Theater kommen, behaglich zumute. Auch Girlinger ist darunter. Eben spannt er den Regenschirm auf, um seinen Zylinder und den neuen langen englischen Überzieher zu schützen, da tritt Stilpe an ihn heran. Er hat keinen Überzieher, und statt der gelben Mütze sitzt ihm ein alter Schlapphut auf dem Kopfe. Seine Hosen sind unten ausgefranst, seine Stiefel zerrissen, statt Kragen und Schlips trägt er ein wollenes Halstuch.

Girlinger erschrickt, wie er ihn sieht, und macht eine Bewegung, als wolle er davon.

— „Aber es ist ja dunkel, Herr Referendar! Du wirst dich nicht kompromittieren, und ich werde dich nicht einmal anpumpen, denn die zwei Mark, die du mir spenden würdest, helfen mir nichts. Aber reden möcht' ich 'n bißchen mit dir. Mir ist, als hätten wir uns eine gute Weile nicht gesehen."

— „Ich wußte nicht, daß du noch hier bist. Ich glaubte . . ."

— „Was glaubtest du? Geniere dich nicht!"

— „Nun, ich dachte, du wärest vielleicht . . ."

— „Nach Amerika? Oder zur Schutztruppe?"

— „Ich meinte, du wärest fort."

— „Fort! Sehr gut! Aber siehe, noch ist er da! Ja: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, wenn du kein Reisegeld hast, mein Sohn . . . Wo gehst du hin?"

— „Nach Hause."

— „Ah so! Nach Hause. Das klingt ungemein nett. Sag' mal, du hast doch einen Hausschlüssel?"

— „Gewiß."

— „Schön. Den kannst du mir wohl ein paar Viertelstunden schenken?"

— „Eigentlich habe ich keine Zeit, da ich morgen Sitzung habe und mich noch etwas in den Akten umsehen muß."

— „Sitzung! Akten! Nein, daß ich mit solchen Würdenträgern umgehen darf! Wenn Leipzig russisch wäre, wärst du sicher schon Beamter der achten Rangklasse."

— „Ja, wenn du mich verhöhnen willst . . ."

— „Nein, Girlinger, wirklich nicht. Nee. Ich bin so matsch... Weißt du, meine Stiefeln haben nur nominell Sohlen, und Abendbrot hab' ich auch nicht gegessen. Da sollte ich höhnen? Nein, ich höhne nicht."

— „Aber Mensch, wovon lebst du eigentlich!"

— „Sei unbesorgt, Louis bin ich nicht, obwohl ... na, gleichviel. Du warst im Theater?"

— „Ja."

— „Ich auch."

— „Wie? Obwohl du kein Geld zum Abendbrot ..."

— „Ja, die Kunst, mein Lieber! Die Kunst! Ich bin nämlich Aushilfsstatist. Hast du mich nicht bemerkt? Gelbe Schlappstiefel und einen grünen Busch. Ho! Wenn nur die Wämser nicht so stänken ... Aber, was: Der Häusser, das ist ein Kerl! Wie? Es ist gemein von Heinrich, diesen Falstaff am Schlusse so zu behandeln ... man könnte heulen! Überhaupt das ganze Stück wird zur Tragödie durch diesen Schluß. Und diese Parkett- und Galeriewanzen fühlen das gar nicht. Oder etwa du? O nein! Welch eine Genugtuung, daß das fette Laster sein Teil kriegt. Widerlich. Auch Shakespeare war ein kluger Herr und verstand das Geschäft wie Ludwig Fulda. Äh! Mich hat's gejuckt, laut aufzuschreien und diesem grünen Tugendprotz von Heinrich meine Schlappstiefel an den Kopf zu werfen."

— „Ein angenehmer Effekt."

— „Ja, aber er hätte mich meine künstlerische Position gekostet. Nein, ich darf Shakespeare keine Gemeinheit vorwerfen. Ich bin auch ein rechnendes Schwein. Mangelnde Abendbrote demoralisieren."

Girlinger fing an, einen psychologischen Bissen zu ahnen. Es mußte wohl interessant sein, das Problem der Verlumptheit an einem konkreten und dabei einigermaßen vertrauten Fall zu studieren. Er liebte solche Studien, wenn sie bequem gemacht werden konnten. Also lud er Stilpe ein, mit ihm in ein Lokal zu gehen und Abendbrot zu essen.

Stilpe nahm diese Einladung mit Lebhaftigkeit an:

— „Mensch, wie schön sind deine Gedanken! Und ich hielt dich

keines Schwungs für fähig! Verzeihe mir! Aber du mußt das Lokal mich bestimmen lassen. Nur ist es schwer, denn dein Zylinder paßt nicht in meine Milieus ... Aber es geht schon. Die Gosenstube in der Klostergasse ist ein Rahmen, der für dich und mich paßt. Auch gibt es dort wunderbare Sooleier und einen Nordhäuser, der die Seele mit feurigem Besen fegt. Du hast das ja nicht nötig; deine Seele ist rein; dafür kannst du dich ja an die milde Gose halten. Ich aber werde mich auf deine Kosten gewaltig ausfegen."

Sie gingen in die Gosenstube und fanden einen leeren Tisch. Stilpe aß mit Heißhunger und sehr viel, die Gose aber benutzte er nur als Vorwand für eine große Anzahl von Nordhäusern, die er mit „Kutscherschwung" zu sich nahm, wobei es stets den Anschein hatte, als wolle er das Glas mit verschlingen.

Im Lichte der Gasflammen sah Girlinger, wie ihm die letzten drei Jahre zugesetzt hatten. Das unrasierte Gesicht fahl und aufgedunsen, die Lippen bläulich, die Augen scheinbar kleiner geworden und sehr unstät. Eine zuckende Unruhe im ganzen Wesen, zumal in der Bewegung der Hände etwas ziellos Fahriges. Aber der Nordhäuser schien zu beruhigen. Zuletzt bekam Stilpe sogar seinen alten Zug von souveräner Ironie und die gewisse, etwas zu deutlich markierte vornehme Lässigkeit der Gesten. Zumal den Rauch der Zigarre blies er ganz wie früher so grandios und dabei mit Genußmiene von sich. Auch seinen alten Stil gab ihm der Nordhäuser ungefähr wieder.

— „Ja, mein Teurer, bis auf diese etwas kleckerige Bank da habe ich mich glücklich hinabavanciert, seitdem diese lieblichen Idioten mit den gelben Mützen mich hinausgetan haben. Wie heißt es doch: c. i., das ist cum infamia. Nun ja, eine reizende Phrase. Ich hätte die ganze Sache mehr von diesem ästhetischen Standpunkte ansehen sollen. Und wie nett das eigentlich war, ich meine,

wie gut es dieses brave Schicksal eigentlich gedeichselt hat, wie mütterlich vorbereitend. Erst diese Jünglinge mit ihrem Mikrokosmos von Bierjudikatur, und drei Monate später dieser Makrokosmos des Senats der freundlichen Alma mater. Nochmal c. i. So sind die Naturgesetze. Du verstehst mich doch?"

— „Ja, aber sag 'mal: hast du denn wirklich? . . ."

— „In der Tat: ich habe wirklich."

— „Aber Mensch, du mußtest doch bedenken . . ."

— „Was mußte ich bedenken? Daß die Kasse der gelben Mützen nicht meine Kasse war? In der Tat! Dieser Umstand war mir nicht verborgen. Aber ad 1: eine andre Kasse hatt' ich leider nicht und ad 2 schwang mich die Wiege der Zuversicht, das biedere Zenakel, inklusive die beiden kapitalkräftigen Barbemuches, würden mich momento quo (das ist mein Privatlatein) nicht in der Gallåpfelsauce sitzen lassen. Ein falsches Kalkul, mein Holder, und wenn du ein bißchen in der Weltgeschichte blätterst, wirst du die Erfahrung machen, daß so was schon manchmal mehr als eine gelbe Mütze und eine Matrikel gekostet hat. Übrigens wäre ich wirklich beinahe der honorigen Studentenschaft erhalten geblieben. Aber nicht immer vermögen die Unterröcke zu retten, was die Hosen versehen haben."

— „Das verstehe ich nicht."

— „Tröste dich; ich werde es dir gleich erzählen. Erinnerst du dich an meine erste Liebe?"

— „Welche?"

— „Die chronologisch erste . . . Ich habe es dir wie jedem andern damals unfehlbar erzählt. Josephine hieß sie."

— „Ach so, die, wo du erst acht Jahre alt warst, in dem Dresdener Institut?"

— „Präzis die. Josephine. Buschkleppern seine. Dieser Engel hat mich retten wollen. Es ist zweifellos rührend."

— „Aber wieso denn?"

— „Sehr einfach. Du erinnerst dich, wie ich euch damals die ganze Sache klar machte. Nicht wahr? Ich sprach doch wie Cicero und Catilina in einer Person. Es war einer meiner Höhepunkte. Ein paar Anakoluthe hab' ich noch in der Erinnerung. Nun, ihr wart mit Talg gepanzert. Es rollte alles ruhig ab. Besonders du warst ein großes Achselzucken. Hehe, famos hast du das gemacht, mein Liebling! Prost! Dafür sollst du heute noch viele Nordhäuser bezahlen. Also schön. Ich raste ab. Du mußt dich daran erinnern. Ich habe in meinem Leben das Wort Schweinehunde nie wieder so schön tremoliert. Und überdies warf ich dir ja ein Bierseidel an den Bauch. Nicht wahr, du erinnerst dich deutlich?"

— „Ja, du warst noch unflätiger als sonst."

— „Das ist mir lieb, zu hören. Aber sela! Als ich draußen war, sagte ich mir: So, die Sache ist nun fix; wo tröst' ich meine Seele? Und da besuchte ich denn, aber du darfst nicht rot werden, Referendar, jene Hausbesitzerin, von der wir manchmal gesungen haben:

Warum ist deine Laterne wie Blut so rot, Amalie?

Du hast das sehr schön singen können, mein Engel, und oft habe ich dich im Scheine dieser Laterne stehen sehen, überglüht wie von der Morgenröte. So magisch wirst du nie wieder aussehen, nie! Und darum prost und sela! Apropos: du bist doch verlobt?"

— „Das gehört wohl nicht hierher."

— „Nein, es fiel mir in diesem Zusammenhange bloß so ein. Weißt du, mir fällt immer das Ungehörige ein, hehe. Übrigens fange ich an, in Stimmung zu kommen, und da rutschen mir immer die Gedanken aus. Wart' mal, wovon sprach ich doch? Richtig: von deiner Braut! Ist sie wieder gesund?"

— „Sei nicht albern. Du sprachst von dem Hause dieser alten Vettel, dieser Amalie."

— „A—ma—li—eh! Richtig! Und, daß ich damals hinging, wie ihr mich verstoßen hattet. Richtig! Ich bin im Gleise wie die Pferdebahn. Nun geradeaus! Hüh! Brr! Ulrichsgasse! Alles aussteigen! Ah! Was gibt's Neues, Mutter der Houris? Wa—as? Wer ist denn das da? Ruhe! Na ja, is gut . . ."

— „Mensch, du phantasierst ja."

— „Roll mir ein paar Sooleier her, und ich steige auf die Erde."

Er aß ein paar Sooleier und kam zu sich.

— „Also denke dir: ich gehe mit einem Mädchen hinauf und unterhalte mich mit ihr. Sie gefiel mir nicht etwa. Nein, sie gefiel mir gar nicht. Sie war so, ich weiß nicht, so fatal dürr und, ja, gläsern. Sie hatte entschieden grüne Augen und unendlich viel Sommersprossen. Aber um den Mund rum hatte sie so was Verächtliches, als ob er schon oft vor Ekel ausgespuckt hätte. Weißt du, wer so einen Mund gehabt hat? Unser alter Freund Börne. Also, sie setzt sich aufs Bett und sagt: ‚Na?'

— ‚Hm,' sag' ich, ‚schenken wir uns das!'

Sie guckt mich groß an.

— ‚Weißt du was,' sage ich, ‚du kannst mir dafür deine erste Liebe erzählen.'

— ‚Ich?' sagte sie, ‚ich habe gar keine erste Liebe gehabt. Gerade, wie's anfing, war's aus!'

— ‚Nee,' sage ich, ‚so was! Das mußt du mir nun gerade erzählen.'

Sie wollte durchaus nicht, aber ich hatte die Gabe der Eindringlichkeit, weißt du, mit ein bißchen Schauspielerei und ein bißchen Gefühl neben dran. Denn ich war ja immer gefühlvoll neben dran, hehe. Und so erzählt sie mir denn . . . aber das war wirklich . . . hol mich der Teufel noch einmal! . . . ich dachte, ich wäre endlich wieder 'mal betrunken . . . ja, denke dir: sie erzählt mir meine

Geschichte von damals! Ganz genau! Unterm Katheder und dann im Garten!

Ich kriegte direkt Angst. Ich packte sie an den Handgelenken und sah sie so fürchterlich an, daß sie aufschrie. Und da nannte ich ihren Namen, den richtigen, und dann meinen.

Nordhäuser! Nordhäuser!"

Er war ganz aufgeregt.

— „Wie sie mich da ansah! Die grünen Augen wurden tiefblau und strahlig. Und mit einem Male lag sie mir am Halse und heulte, daß ich denke, sie läuft aus. Und stammelt und stottert und klappert mit den Zähnen. Herrgott! In meinem Leben habe ich ein fremdes Leben nie wieder so gefühlt. Mir war's, als hätte ich ihr Herz leibhaftig und blutend und stoßend in meiner Hand, und es rönne mir über die Finger.

— Du Windelband! Glotze gescheiter. Hehe! Dieser Referendar ist ergriffen!"

Er lehnte sich zurück und blies den Zigarrenrauch lachend von sich.

— „Komisch! Furchtbar komisch! Was? Das Leben ist talentvoll. Es macht die schwierigsten Sachen ohne allen Apparat. Schmeißt da zwei Zerschmissene aufeinander und sagt: Da habt ihr euch!"

Er sah Girlinger blinzelnd an:

— „Nicht wahr, die Geschichte ist ein paar Nordhäuser mit Sooleiern wert? Aber mir wird sie langweilig. Was kam auch noch? Ich hatte das Stichwort und goß nun meine Geschichte von mir: So, na und dann bist du also gefälligst bald dorthin gekommen, wo du jetzt bist, mein teures Mädchen; bon! Des Herrn Wege sind unerforschlich, und: wer weiß, wozu es gut ist, sagt der Christ. Ich aber . . . Ach, ich mag nicht mehr erzählen! Kurz und gut, wie sie erfuhr, was mir bevorstand, wollte sie das Geld aufbringen. Viel Gesuche in allen Kasten, dann Geschrei und

Gebettel bei Madame Amalie ... Satis superque, es langte nicht."

Die beiden schwiegen eine Weile.

Dann Girlinger: „Und, was hast du dann eigentlich getrieben?"

— „Ich? Getrieben? Welch ein Tropus! Ich habe mich treiben lassen. Ach so, du willst wissen, was ich ‚gewesen' bin? Höh! Reichskanzler nicht!"

— „Haben denn deine Eltern ...?"

— „Ich habe eine Schmetterlingssammlung geerbt. Es waren ein paar reizende Kerle darunter. Das andre hat beinahe für die Schulden gelangt."

— „Warum bist du nicht unter die Journalisten ..."

— „Du siehst doch, daß ich noch unter die Journalisten gegangen bin."

— „Aber, Mensch, du hast doch Talent!"

— „Aber das Leben hat noch mehr, wie ich mir schon einmal zu bemerken erlaubte. Übrigens, mein Sohn, irrst du dich, wenn du denkst, ich bin unter den Rädern. Ich bin bloß zwischen dem Roßmist. Du brauchst mir nur das Reisegeld nach Berlin zu leihen, und ich stürze Herrn Bleibtreu. Oh, es kommt schon noch die Zeit, wo ihr mit einigem Stolze sagen werdet: ‚Den berühmten Stilpe kenn' ich! Das ist ein Freund von mir.'

Deinen Nordhäusern von heute wirst du es zu verdanken haben, wenn ich dich dann nicht verleugne."

Viertes Buch
Ecce poeta

Reich' mir einen Lorbeerkranz, Schicksal,
oder aber
einen Bund voll Haber.

Aus Stilpes zerstreuten Weisheiten.

Erstes Kapitel

Ein junger Lyriker und ein noch jüngerer Dramatiker saßen im Café Kaiserhof in Berlin und erörterten die Zukunft der deutschen Literatur. Da ging ein Herr an ihrem Tisch vorüber, und der Lyriker hielt mitten in der Bemerkung, daß erst nach völliger Austilgung der Tagespresse wieder an eine anständige Literatur zu denken sei, inne, um diesen Herrn, der sehr elegant gekleidet war und ein etwas blasiertes Wesen zur Schau trug, mit tiefer Verbeugung zu begrüßen. Der Herr, an dem eine Fülle schwarzer, weit in die Stirn gekämmter Haare und ein Klemmer mit sehr breitem schwarzem Bande besonders auffiel, sagte mit einem schiefen Lächeln: „Nächste Woche kommen Sie dran! Die freien Rhythmen habe ich schon klein gehackt. Man tut, was man kann."

Der Lyriker machte noch eine Verbeugung und wollte etwas sagen, aber da war der Herr mit dem schwarzen Klemmerbande schon weiter gegangen. An einem Ecktisch, wo der Kellner bereits den Absinth filterte, ließ er sich nieder.

— „Wer war denn das?" fragte eifrig der Dramatiker.

— „Kennst du denn den nicht!" antwortete erstaunt der Lyriker: „Stilpe!"

— „Was? Den Kerl grüßt du? Dem schickst du deine Bücher? Das ist ja der infamste Hund, der je kritisch gebellt hat!"

— „Schrei doch nicht so! Mit dem ist Freundschaft besser als Feindschaft. Übrigens hat er wirklich Geist."

— „Ach was: Geist! Ein Molch ist er! Eine niederträchtige Bestie! Ein impotenter Neidbold, der sich einbildet, mit Schnoddrigkeit alles totmachen zu können. Die Reitpeitsche gehört ihm! Eine Witzwanze ist er!"

— „Was hat er dir denn getan?"

— „Mir wird er erst noch was tun, aber ich hasse ihn schon

vorher. Dieses Gezücht muß ausgerottet werden, du hast es ja vorhin selber gesagt!"

— „Bitte recht sehr! Ich war noch nicht fertig! Leute wie Stilpe nehme ich aus. Er ist freilich ein Pamphletist, aber, zum Teufel, er hat einen alten Hut voll Talent."

— „Ich pfeife auf diese Art von Talent, hinter dem kein Charakter steckt. Galle, Neid und Größenwahn, nichts weiter! Den alten Hut haben hier viele auf."

— „Du irrst dich, es steckt mehr dahinter. Stilpe ist eine der interessantesten Erscheinungen in der Berliner Literatur. Ein giftiges Aas, meinetwegen! Aber: unerschrocken! Kennst du denn seine Karriere?"

— „Ach was! Er wird sich durchgebohrt haben wie alle diese Holzpapierwürmer."

— „Urteile doch nicht so ins Blaue! Ich sage dir offen: ich habe Respekt vor dem Mann!"

— „Oder Angst."

— „Unsinn! Respekt sage ich."

— „Auch Hochachtung?"

— „Ach, Hochachtung! Vor einem Kritiker hat man nie Hochachtung. Aber er imponiert mir. Die Art, wie er sich durchgesetzt hat, gefällt mir, weil sie beweist, daß ihm der ganze Journalismus nur eine Gelegenheit zu Stilübungen ist. Vor drei bis vier Jahren ist er hier in einem Coupé vierter Klasse angekommen, ganz abgerissen, ohne die geringsten Verbindungen. Als Reporter hat er angefangen, d. h. eigentlich bloß als Hilfsreporter, und bei was für Blättern! Es heißt übrigens, daß er damals in verschollenen modernen Revüen Gedichte veröffentlicht hat. Jedenfalls hat er, während er hier beim literarischen Troß mitschuftete, nach auswärts in Literaturblättern die unerhörtesten Brandartikel geschrieben, als wäre er der heimliche Kaiser der deutschen Literatur. Ich sage dir: Dreck

und Feuer, aber angemacht mit Flammpunsch! Durch eine Serie von Ohrfeigen, die er von einem Schauspieler kriegte, wurde er berühmt."

— „In der Tat: imposant!"

— „Ist es auch! Denn diese Ohrfeigenserie war nichts weiter als ein abgekarteter Coup, wie sich später herausstellte. Er und der Schauspieler prügelten sich programmäßig nach gemeinsam aufgestelltem Regieplan, und zwar mit nachdrücklichster Naturtreue. Wie der Streich geglückt und ihr Name in allen Zeitungen war, fuhren sie zusammen in einer offenen Droschke durch die Friedrichstraße, und Stilpe ließ eine höchst amüsante Ehrenerklärung, die von Witz sprühte, durch die Blätter laufen, und die Aufmerksamkeit der Redaktionen galt nun nicht mehr seinen Ohrfeigen, sondern seinem offenbar großen journalistischen Talent. Er kam an einem konservativ-antisemitischen Blatte an und schrieb nun das boshafteste Zeug, was sich nur denken läßt, gegen die „koschere Literatur". Er hat geradezu den antisemitischen Knüppelstil erfunden. Und auf einmal, wie mit einem Krach, saß er auf der anderen Seite und drasch auf die Antisemiten los, daß es nur so knackte."

— „Na, das ist doch der Zynismus der Charakterlosigkeit in frechster Form!"

— „Aber es hat Stil, mein Junge, und, übrigens: denkst du heute noch über Arminius so, wie in Sexta?"

— „Erlaube 'mal, damit läßt sich jede Käuflichkeit entschuldigen."

— „Ich behaupte ja nicht, daß er ein moralisches Exempel ist. Er ist ein Landsknecht der Feder, jedem zu Diensten und in jedem Dienste ein Draufgänger. Wie ein General zur Zeit der italienischen Renaissance, der seinem Feldherrnstab bald das, bald jenes Wappen als Knauf aufsetzte, so schwang er bald diese, bald jene Fahne. Aus dem Radau-Antisemiten und fortschrittlichen Losgänger wurde erst noch eine Art literarischer Volkstribun der So-

zialdemokratie, und es schien, als würde er dabei stehen bleiben. Er schrieb damals mit einer merkwürdigen nüchternen Härte und hieb besonders auf den ‚Bourgeois-Anarchismus' der jungen Literatur los. Aber plötzlich ein wilder Quersprung, und er enthüllte die Kunstfeindlichkeit der Sozialdemokratie mit einer solchen Unerbittlichkeit und bekannte so flammend seinen Irrtum, daß man wirklich glauben mußte, er sei vom Geiste aller freien Künste apollinisch besessen. Seitdem datiert sein Ruf als literarischer Kritiker. Er verließ die Politik und wurde der Schrecken der Belletristen. Er fing an, fein zu werden, du verstehst mich: fein im Berliner Sinne, also witzig und scharf. Natürlich muß er infolgedessen mehr verreißen, als loben. Kritik ist Scheidekunst, sagt er; also Scheidewasser her! Aber gerade deshalb liebt ihn sein Leserkreis."

— „Und das findest du also imposant!"

— „Nein, das gerade nicht, aber diese ganze Schamlosigkeit, mit soviel Witz und frechem Mute vertreten, zwingt mir sehr viel mehr Respekt ab, als die langweilige Leisetreterei der furchtbar ernsthaften Leute, die konsequent und reputierlich sind, weil ihre Beschränktheit es nicht anders gestattet. Sie schulmeistern die Literatur, er macht sich über sie lustig. Nenne ihn einen Lump, aber er ist es in Großfolio, und wenn du etwa sagen willst, daß er Schaden anrichtet, so behaupte ich, daß er das Interesse für Literatur hundertmal stärker anregt als die anständigsten kritischen Registratoren. Übrigens interessiert er mich im Grunde als Mensch. Ich bin zwar bloß Lyriker, aber ich wittere hier einen tragischen Fall."

— „Köstlich! Wenn ein Lyriker es mit der Psychologie hält! Ja, ja! Ich sage dir, dieser Mensch fühlt sich in seinem Salonrock unendlich wohl und verachtet die gesamte schöpferische Literatur, wenn er nur immer genügend hohes Zeilenhonorar kriegt, um gut essen und trinken zu können. Die Absinth-Flasche hat er schon bald leer."

— „Ja, man sagt, daß er säuft, und das stützt wieder meine Meinung von der Tragik, die hinter diesem Menschen steckt."

— „Du bist wirklich ein Lyriker."

Dann sprachen sie wieder von der Zukunft der deutschen Literatur.

* * *

Der psychologische Lyriker hatte recht: Stilpe fühlte sich in seiner bevorzugten Lage sehr unglücklich.

Er lebte allerdings sehr gut, seitdem er „in der Feuilletonmanege die Pausen durch schwierige Scherze ausfüllte", wie er sein kritisches Amt umschrieb. Er aß bei Kempinsky, ließ bei einem englischen Schneider arbeiten, trank nur ausgesuchte Spirituosen und hatte, wenn auch kein ständiges, so doch eine Art von Wanderharem, „wohlassortiert".

Daß darunter keine eigentliche Geliebte war, empfand er nicht als Mangel. Dieses Bedürfnis hatte er nicht, wenn ihn auch manchmal so etwas wie Sehnsucht danach anwandelte.

— „Vielleicht wäre es gut, wenn ich mich einmal richtig verliebte," sagte er sich; „das wäre doch wenigstens ein Surrogat für das andere." Aber es gelang ihm nicht.

Was aber war „das andere"?

Ein paar Stellen seines „Heftes der Aufrichtigkeiten" geben darüber Aufschluß.

Dieses Heft legte er zu dem Zeitpunkte an, als seine Stellung anfing, gesichert zu werden; und das war dieselbe Zeit, um die er begann, sich unzufrieden zu fühlen.

Auf der ersten Seite stand dies:

„Jede Pflichtgewohnheit ist gemein, also auch das Lügen, als welche Kunst ich jetzt gewerbsmäßig und, wie ich mir sagen darf, nicht ohne Begabung, aber ich will ja hier ehrlich sein, also: mit

ungewöhnlichem Talente betreibe. Deshalb will ich wenigstens zuweilen diese Gewohnheit brechen und auf diesen Blättern die Wahrheit sagen.

Daß ich auch dabei lügen werde, versteht sich am Rande. Aber diese Lügen werden eine eigene und amüsante Nuance haben.

Ich stelle es mir sehr anmutig differenziert vor: Lügen, die Wahrheiten sein wollen, aber nicht daran glauben, und Wahrheiten, die sich selber keineswegs trauen, aber ihrer Lügenhaftigkeit immerhin nicht ganz sicher sind und sich manchmal im stillen zweifelnd sagen: Wer weiß, am Ende sind wir wirklich wahr?

Eine liebliche Sorte Schlinggewächs also, — mein Gehirn mag eine ähnliche Struktur haben."

* * *

„Es scheint wirklich: Der Mensch lebt nicht von Brot allein und auch nicht von dem, was besser schmeckt; er braucht ein Ziel, was er lieb hat, um „glücklich" zu sein. Aber er muß dran glauben.

Beispiel: Ich war glücklich, als ich das Ziel lieb hatte, ein — Dichter zu werden, obwohl ich damals lauter Schulden und keine Aussicht hatte, sie zu zahlen.

Oder: Ich war glücklich, als ich das Ziel lieb hatte, ganze Stiefeln zu bekommen. Und ich hatte doch nichts zu essen.

Nun aber: Bitte, wo ist das Ziel, das ich lieb hätte? Ganze Stiefeln hab ich, und ein Dichter mag ich einstweilen nicht werden ... Alles wüste und leer ...

Das Ziel, einen Rausch zu bekommen ...! ...?

Ach, wie erbärmlich sind jetzt meine Räusche! Ich trinke, weils schmeckt, und das ist niedrig neben dem eigentlichen Ziel des Trinkens, dem großen Rausch.

Vielleicht Morphium? Aber ich fürchte den Selbstmord ...

Meine Krankheit heißt überhaupt Feigheit ... Ich habe mich zu sehr an Kempinsky gewöhnt ...

Halt! Ich werde nach Dressel streben! Jede Woche zwei Feuilletons mehr, und es geht! ...

Ach, wie kümmerlich und einfältig! Bin ich denn schon ganz verblödet? Jeder Tag Dressel, das wäre ja eine Roheit und unsagbar stümperhaft. Ich würde mir ja selbst die Möglichkeit zu Magenidealen rauben ...

Also: Ideale fehlen mir? Schau, schau, wie tugendhaft ich bin ...

Unsinn: Ideale! Schon das Wort ist die verkörperte Maulsperre: J ... e ... a! Pfeifen wir lieber darauf! ...

Aber das schweiß- und lustlockende Ziel ... Sollte es die Liebe sein, die Li—a—bee? O nee!

Indessen ... manchmal ...? ... hm ...! ...

Kürzlich liebte ich sehr stark in der Gegend des Weddings. Ich zog mich schlecht an (wie schade, daß ich meine letzte Leipziger Garderobe nicht mehr habe!) und entzündete den Scharlachfeuerbrand bei einem recht süßen Ding von Mantelnäherin.

O ja, es hatte was. Die Armeleutliebe hat ihre Reize wie die Armeleutmalerei, und ich kam mir vor wie der dicke Kommerzienrat Katz, der einen Uhde in seinem Speisezimmer hängen hat. Er vertritt ihm die Stelle des Tischgebets. Aber ich bin wohl nicht so christlich veranlagt wie der Kommerzienrat. Ich zog mich wieder in die Nähe des Wintergartens zurück ...

Nein, die Liebe ist es nicht ... Zur Liebe bin ich jetzt entschieden zu ästhetisch geworden ... Oder zu niederträchtig? Nur keine Gêne, werter Freund! Den Sport will ich mir wenigstens bewahren, daß ich mich selber beim rechten Namen nenne.

Und jetzt will ich zu Emmy gehen, die mich „Kaviarbrötchen" nennt."

* *
*

„Ich nähre mich jetzt hauptsächlich von Lyrikern, und was ich dann von mir gebe, ist das Entzücken meines reizenden Publikums. Nichts erfreut es so von Grund aus, als wenn man ihm einen gerupften Dichter vorsetzt.

Es besteht also in dieser deutschen Welt von heute immer noch eine Art Neid gegen diese Profession?

Und, wenn ich mir selber auf die Plombe fühle: beneide ich das Geflügel nicht auch im Grunde ein bißchen? Zumal die, die sich so verdorben stellen und so selig in der Einbildung sind, gewaltige und verruchte Sünder zu sein, — sind sie nicht wirklich beneidenswert? Kerls, die sich noch geißeln können, muß man die nicht beneiden?

Und überhaupt dieses Behagen, sich in Versen auszuschwemmen. Es ist ganz sicher eine ejakulative Wollust.

Und der Rhythmus ist das Leben,
Und die Prosa ist der Tod ...

Hol sie der Teufel! Sie genieren mich. Sie erinnern mich an Zeiten, da ich gerade so dumm und pueril war wie sie, und ich finde, es ist ungerecht, daß ich leiden muß, weil ich klüger wurde ...

Also: ich leide? Sehr schön gesagt. Ein dekoratives Wörtchen. Schon die Stimmgabel zum lyrischen Gesang.

Ich werde mir auch so eine dicke schwarze Halsbinde kaufen, die einem so was Biedermeierischhalbabgewürgtes gibt und zur lyrischen Livree von heute gehört."

* * *

„Im Grunde genommen, werter Herr, sind Sie den Idealen Ihrer Jugend ein wenig untreu geworden. Fanden Sie nicht dermaleinsten, daß es die Gemeinheit der Gemeinheiten sei, ein Dichter sein zu können und um der besseren Speise- und Weinkarte willen ein Journalist zu werden?

Ganz richtig. Nur erlaubt sich irgendwer die Frage: K a n n ich denn ein Dichter sein?

Lächerlich! Höchst lächerlich! Sind Sie ein Lump, daß Sie sich verstellen? Wissen Sie nicht ganz genau, daß Sie ein Dichter wären, wenn Sie nicht, leider, es für bequemer hielten, ein Schubiak zu sein?

Hm; vielleicht nehmen wir bloß ein Schlammbad! ... So zur Austreibung böser Säfte, wissen Sie ...

Aber wer hat es Ihnen denn verschrieben?

Meine Natur, meine schlechte, niederträchtige, gemeine Natur. Durch Schlamm zum Rosenöl! sagt sie.

Reizend, in was für Tropen Ihre Natur lügt. Aber, Sie glauben ihr doch nicht?

I wo! Ich kenne sie ja."

* * *

Es fängt an, geschmacklos zu werden, wie unwohl ich mich fühle.

Mein Ruhm stinkt zum Himmel, daß Pietro Aretino vor Neid semmelblond wird, meine Honorare könnten einem Zirkusklown den Schlaf rauben, mein Stil, dieses Gemächte aus Sprachnotzucht und Drehkrankheit, wird mehr kopiert, als die Sixtinische Madonna, — und ich bin der Gelbsucht nahe.

Was, zum Teufel, sitzt mir in der Leber!?

Oh, ich fühls! Es ist ein Ekel an dieser Komödie, die ich aus mir gemacht habe mit dem Vorsatz, sie vom Repertoire zu streichen, sobald ich genug an ihr hätte, und die ich nun Tag für Tag seit Jahren spielen m u ß, weil ich sonst hinter die Kulissen geschmissen würde.

Ein schundgemeines Kassenstück, aber wehe, wenn ich ein anderes gäbe!

Es gilt nur die Frage: Verlohnt die Einnahme wirklich den Ekel? Wäre es nicht besser, ich träte endlich einmal vor und spiee dem werten Publikum ins Gesicht?

Hollah! Am Ende gäbe das erst recht einen Erfolg, und ich wäre obendrein die Ekelplage los?

Wie, wenn ich Va—banque spielte?"

* * *

„Ich sehne mich nach Unordnung, nach Verrücktheit, nach dem Gelächter derer, die nichts zu verlieren haben.

Ah, du altes, treues Wort: Bohème! Ein gelangweilter Lump zu sein, ein Lump in Wohlsein und Ängsten vor dem bißchen Daseinsgefahr, — wie schaal und schäbig! Aber ein lachender Lump, ein königlich selbstherrlicher Lump mit leerem Beutel und den Taschen voll Hoffnung, ein dichtender Lump, ein Lump voll Laune und närrischen Plänen, ein freier Lump mit der Grazie des selbstbewegten Lebens, — wie köstlich und groß!

Bohème! Bohème! Der Gedanke läßt mich nicht mehr los: Heraus aus diesem behäbigen Lumpentum und hinein in freche Abenteuer!

Ich muß mich wieder berauschen können und nicht bloß trinken.

Ich muß wieder einen Kreis um mich haben, in dem man betrunken wird an sich selber.

Diese schweren Weine machen faul, diese Champagner lügen bloß von Räuschen, diese kostbaren Liköre sind wie Seidenpolster, in denen man versinkt, ohne daß man glaubt, Houri-Arme schlängen sich um Nacken und Brust.

Was ist das für ein Leben! Kein Ruck und Zuck, kein Taumeln und Drehen. Geradehin, auf Gummirädern, hinter verschlossenen Kaleschenfenstern, allein.

Diese „Kollegen"! Wie ernst! Wie bedeutend! „Beamte der

öffentlichen Meinung. Richter im Reiche des Schönen. Staatsanwälte des Geistes. Pioniere des Fortschritts. Enkel Lessings. Verantwortliche Redakteure der Moral." Oh, ihr . . .!

Na! Ich kenne euch doch? Ihr habt doch allerhand Respekt vor mir? Ich unterstehe doch annoch makellos eurem Ehrengerichte? Wißt ihr denn nicht, daß ich täglich Unzucht mit allen Lastern des Witzes treibe? Warum werft ihr mich denn nicht hinaus?

Solltet ihr ... auch ...? Bloß nicht mit soviel Frechheit ...? ...

Wie, wenn ich einmal meine Komödie, die ja ein Stück der euren ist, ohne Schminke auf eure Papierbühne brächte? Wenn ich die literarischen Hungerleider, die von Gnaden des Elends noch anständig sind, ausriefe gegen die gewürdeten literarischen Beutelschneider und Gaudiebe? Wenn ich zeigte, was für Wäsche unter den schönen Röcken der Würdenträger der öffentlichen Meinung steckt? . . .

Halt! Das ist Stil für die Öffentlichkeit; ich kann die Passage in meiner Broschüre verwenden, die ich wie einen Kloß in den Tintensumpf werfen will.

Ah! Da haben wir ja schon Plan und Titel: Eine Broschüre: Der Tintensumpf. Schon bin ich inspiriert!

Aber hier wollen wir doch lieber nach Möglichkeit ehrlich sein, — was habe ich also vor!? Wenn ich es mir recht überlege: ich will mir, da ich von dieser Bühne abzutreten gesonnen bin (bin ichs wirklich?) einen guten und womöglich praktischen Abgang verschaffen. Ich will sensationell abtreten, um — drüben ein anderes gutes Engagement zu bekommen?

Nein, das nicht.

Aber es wäre vielleicht möglich, daß mir dieser Abgang die Möglichkeit gäbe, eine eigene Bühne, eine Protestbühne zu gründen .? ... Hm. Die Perspektive ist gut . . . Geht die Broschüre, so findet sich wohl ein spekulativer Herr, der mir meine eigene Zeitung gründet:

Die Zeitung der Zurückgewiesenen, das Blatt der Bohèmes auf jedem Gebiete . . .

Und: kein Zweifel, daß die Broschüre gehen wird! Welcher Skandal ginge nicht? Aber ich muß rücksichtslos sein, wie ein Wilder und boshaft wie ein Affe.

Sagen wir ruhig: es muß ein braves Pamphlet sein.

Machen wir! Ist nicht der Tintensumpf unleugbar? Bin ich mir nicht das schönste Modell? Hat mich dieser Sumpf nicht ruiniert? . . .

Der Teufel, ich komme immer in den Stil für die Öffentlichkeit. Ich bin wirklich allerliebst eingeseucht; es scheint, ich kann mir schon selber nicht mehr die Wahrheit sagen. Aber für diesen Zweck ist das eigentlich ausgezeichnet! Ich werde teilweise unbewußt lügen, und eine unbewußte Lüge knattert viel stärker als zehn bewußte Wahrheiten.

Eben rieb ich mir die Hände. Es scheint, die Bösewichter auf dem Theater sind echter, als wir glauben.

Bösewicht! Ich möchte jetzt mal in den Spiegel sehen.

Wie sonderbar aufgeregt ich bin. Rein wie betrunken. Oh, ich ahne Räusche! Wenn ich jetzt schon so außer mir gerate!

Und nun hab ich endlich das Wort für mich: Ich will wieder außer mir geraten können!

Komme! was will: ich muß aus mir heraus, heraus aus diesem meinen Sumpf, und ich will mit gewaltigem Spektakel ans Land springen! Platschen soll es."

Zweites Kapitel

Gleich nach dem Erscheinen des Tintensumpfs hatte Stilpe sein Quartier aus dem Karlsbad, das ihm längst zu still gewesen war, in die Nähe der Weidendammer Brücke verlegt. Da hauste

er nun vier Treppen hoch nach seinem Geschmack wie ein Student, nur, daß es keine kümmerliche Bude nach dem Hof hinaus war, sondern groß, hell, mit dem Blick nach der Spree und weithin über einen guten Teil Berlin. Und laut war sie, umbrodelt vom Lärm der Friedrichstraße, den man wie ein rollendes Rauschen hörte. Dazu das Rattern der Züge, die in den Bahnhof Friedrichstraße einfuhren, und von den Arbeiten am Neubau der Weidendammer Brücke her die dröhnenden Schläge des Rammwolfs, der die Notpfeiler in das Flußbett trieb.

Da aber gefiel es Stilpe gut. Hier fühlte er sich zu Hause.

Das war nach seinem Geschmack: ein schmuckloses Zimmer mit abgenutzten Möbeln, die er nicht mit besonderer Schonung zu behandeln brauchte; zu Nachbarn Garçons wie er, Studenten, Künstler und ein „besseres Mädchen"; die Hausordnung dementsprechend liberal, die Wirtin desgleichen.

— „Ein guter Dunstkreis," hatte er gesagt, wie er die Wohnung bezog; „hier laßt uns die Götter locken mit Pfeifen und klingenden Gläsern."

Er hatte gleich seine alte Frechheit wieder, die er so lange unter einer anderen hatte verbergen müssen. Es fehlten ihm nur noch die Genossen.

Aber sein Aufruf am Schluß des Tintensumpfs: An das bißchen Bohème in Berlin! hatte bald gezogen. Es kamen sogar sehr viel mehr, als er gewünscht hatte, und vor allem kamen sehr viele falsche Bohèmeleute, unglaubliches Volk voll innerlicher Philiströsität, Theorienaushecker, Weltverbesserer, Pseudoanarchisten, auch einige lebendige Beispiele aus Krafft-Ebings Psychopathia sexualis: alles, was irgendwie in der Welt nicht zurechtkam, glaubte zur Bohème zu gehören uud im Verfasser des Tintensumpfs den Mann gefunden zu haben, der ihnen in einer neuen Zeitschrift weißes Papier bogenweise zur Verfügung stellen würde.

Dagegen blieben anfangs die aus, an die allein er gedacht hatte: die Dichter und Künstler. Nur einige Jünglinge, denen der Dilettantismus mit jenem bekannten Strohfeuer aus den Augen leuchtete, waren als Vertreter der Kunst bei dieser ersten Flutwelle.

Erst nach ein paar Wochen, wie Stilpe von der gesamten Presse mit Einmütigkeit und ganz kurz als Schandfleck des Journalismus abgetan worden war, fanden sich die Rechten ein. Stilpe merkte es sogleich daran, daß sie ihn unverzüglich anpumpten, und dann beim „Orakel der Buttelje". Sie tranken ungefähr mit derselben Technik wie er.

Nach etwa vier Wochen hatte er wieder ein „Cénacle" beisammen, und diesmal war es ein echtes.

Eine Maskerade mit französischem Namen war hier nicht mehr am Platze. Seine neuen Freunde waren selber Originale, kantig geblieben in der großen Rührbüchse eines derb zugreifenden Lebens, und gaben den Freunden Mürgers nichts nach. Es waren köstliche Kumpane für ihn und dabei entschiedene Talente für feinste Kunst und freiestes Leben. Nur ein paar von ihnen waren schon mit Werken an die Öffentlichkeit getreten, und es war nun eine Quelle gemeinsamer herzlicher Freude, wenn sie und Stilpe die niederträchtigen Kritiken zitierten, mit denen „der gefürchtete Kritiker W. St." sie einst an den Pranger gestellt hatte. Die Mehrzahl war so gut wie ungedruckt, denn es gab kein Blatt, das exzentrisch genug für sie gewesen wäre.

Nun sollte Stilpe natürlich dieses Blatt gründen.

Bei allen Zusammenkünften, soweit sie nicht bloß mit Trinken oder Rezitationen der „neuesten Sachen von Rang" ausgefüllt wurden, war diese Gründung das Hauptthema. Aber nun waren schon zwei Monate seit dem Erscheinen des Tintensumpfes verstrichen, das Interesse für diese Broschüre ebbte nach der Provinz hin ab, und man war noch zu keinem Entschlusse gekommen.

Da erließ Stilpe an den „inneren Kreis der Eigentlichen" eine Einladung, die unter dem Hinweis darauf, daß „mit den schwindenden Monden auch die Moneten verrollten", zu einer letzten und endgültigen Sitzung „in punkto Blatt" zusammenrief. Postskriptum: „Um nüchternes Erscheinen wird gebeten . . . Der Peripatetiker soll die unmündige Tochter des Regenschirmhändlers zu Hause lassen."

* * *

Stilpe erwartete die Gesellschaft ganz mit der Heiterkeit, die ihn immer leise hob, wenn ihm Gelegenheit zu Trinken und Reden in Aussicht stand.

Das hatte ihm in seiner „fundierten Periode" vornehmlich gefehlt: gesprächsweise trinken zu können. Im Rausche die Welt mit Worten aus den Angeln zu heben, das war ihm immer Bedürfnis gewesen, und das war ihm nicht erfüllt worden, als er das Dasein des gefürchteten Kritikers führte. Denn damals fehlten die rechten Geburtshelfer für seine Worte. Diese Art, sich dem Rausche des improvisierten Wortes hinzugeben, war sein Teil Produktivität, und er hatte sich im Grunde deswegen so unglücklich damals gefühlt, weil er zur Unfruchtbarkeit verurteilt war, weil ihm die Wollust, sich auszugeben, nicht wurde.

Hätte er die Fähigkeit und Freiheit besessen, so zu schreiben, wie er sprach, hätte er nicht im Grunde wider sein Wesen und wider seinen Stil schreiben müssen, so wäre die Gewaltaktion des Tintensumpfes kaum in dieser brückenabbrecherischen Art vor sich gegangen.

Er selber ahnte dies nur dunkel, in den seltenen Stimmungen, wo er sich einmal vor die Seele führte, was er eigentlich getan hatte mit seinem Schritt, den niemand begriff, und hinter dem man in den betroffenen Kreisen allerlei weitgehende Absichten vermutete,

weil man es sich nicht vorstellen konnte, daß ein so „gerissener Kunde" wie Stilpe, der bisher ein Lager immer nur verlassen hatte, weil in einem anderen weichere Polster winkten, sich ohne bestimmte Aussichten eine ausgezeichnete Position verscherzt haben sollte.

Gerade jetzt, wie er die neuen Freunde erwartete, bedachte er einmal seine Lage.

Die Hände unterm Kopf zusammengeschlagen, die kurze englische Pfeife mit Old Judge im Munde, lag er auf dem breiten Lederdivan und betrachtete ein großes, rot, grün und schwarz gehaltenes Plakat, das an der Wand gegenüber befestigt war. Die Worte darauf, in riesigen ziegelroten Buchstaben, lauteten:

!! Sensationell !!

Der Tintensumpf

Enthüllungen

und

Selbstbekenntnisse

von

Willibald Stilpe

Dazu sah man in stilisierten schwarzen Wellen einen aufgeregten Tümpel, aus dem höchst entsetzte grüne Froschgesichter und die Schwimmfüße nach unten tauchender Frösche herausragten, während ein herkulisch gebauter Frosch, von dem das schwarze Sumpfwasser abfloß, große Ziegelsteine mit Aufschriften, wie: Heuchelei, Prostitution, Bestechlichkeit, Plagiat, Feigheit in den Tümpel warf. Eine große, rote, aufgehende Sonne fehlte nicht.

Stilpe lächelte. Der herkulische Frosch war also er, und die andern saßen in der Tinte.

Gut soweit! Aber was nun?

Wenn die Zeitschrift den Erfolg hätte, wie die Broschüre, so wäre die Sache glatt. Aber: wenn nicht?

Er war ja ausgesperrt, und es war kaum Aussicht vorhanden, daß man ihn in Gnaden wieder aufnehmen würde. Denn er hatte sie alle beschimpft, von rechts nach links, ausnahmslos:

„Aber es gibt doch auch anständige Elemente in der Presse! rufen Sie, mein werter Mitbürger. Ei jawohl. Man hört es sagen. Aber das Element selber ist unanständig."

Stilpe überlegte: Da ist eine Redefigur mit mir durchgegangen, scheint mir. Hm. Das war wohl ein taktischer Fehler ... Aber es klang! ...

Ach was! Wenn nur die Figur gut war. Das liegt so in der Technik des Pamphlets. Man muß Stil haben ...

Das Pamphlet liegt mir überhaupt. Jedes Jahr bloß eins, und ich kann auf alle Redaktionen pfeifen ...

Äh, was für Ideen! Das wäre eine neue Schweinerei ... Bin ich denn ganz verkommen? ... Warum denk ich immer wieder an so was! ... Warum denk ich nicht wie meine vier Eigentlichen? Warum hab ich nicht bloß Verse, Phantasien, Burlesken, Träume im Kopfe? ...

Es ist schauerlich, wie zerfahren ich bin. Da steckt nun was in mir; ich hoffe doch, — oder? ... Nein, es steckt schon was irgendwo, aber immer wieder hundsföttische Anwandlungen.

Zwei Seelen, ach? Aber die andern haben ja zwei Dutzend! Nur fahren sie nicht so auseinander ...

Ein Ziel! Ein Ziel! Herrgott nochmal, endlich ein Ziel! ...

Also die Zeitschrift! Ja, ja, ja! Ist das nicht eine Tat? He? Die neue Literatur machen? Die freie Kunst zum ersten Male rücksichtslos proklamieren! Zum ersten Male sagen: Wir sind die Herren, kuscht euch, Gesindel! ...? ...

Äh, im Grunde ist mir das wohl auch nicht gerade „Herzblut"... Diese ganze Schreiberei überhaupt: Geplärr ...

Kann man zeitlebens seine Freude daran haben, Lesefraß zu

kneten? ... Ist denn Schreiben Leben? Handlangerei für den besseren Mob! Kellnergewerbe ...

Er lächelte nicht mehr. Eine scharfe, steile Falte teilte seine Stirn. Seine Heiterkeit war verschwunden.

So ging es ihm immer, wenn er allein über sich nachdachte. Deshalb brauchte er Leute um sich, die das wegschwemmten.

— „Kommt denn die Bande nicht?"

Die Dämmerung kroch ins Zimmer, sie, die der „Bärenführer" den „Teppich der behaglichen Lyriker" nannte. Dazu dröhnten von unten her die Dampframmen.

— „Der Bärenführer ist der glücklichste aller Menschen. Zwar hat er kein Portemonnaie, aber er hat Weisheit. Zwar liebt er die Weiber nicht, aber er liebt seinen lieben Gott, der ihm täglich von zehn bis zwölf Uhr zwanzig Quartseiten Phantasien schenkt. Hat er die niedergelegt und hat ihm sein Kochbär ein tüchtiges Mittagessen mit Grobheiten gewürzt, so wandert er los wie ein tanzender Derwisch, und die Welt ist ihm eine Crêmestange mit Kognakfüllung. Er macht sich selbst zum Narren und lacht doch alle aus, denn seine Narrheit ist ihm sein Spiel. Er will nichts; das ist sein Geheimnis und seine Heiterkeit."

Stilpe dachte das nicht ohne Neid.

Der „Bärenführer" war der „Erste der Eigentlichen", ein wunderlicher Mensch, der mitten in Berlin mit dem Gleichmut eines orientalischen Weisen lebte und, arm wie ein persischer Bettelmönch, sich mit einer köstlichen Grazie des Geistes aushalten ließ. Sein Reich war nicht von dieser Welt, aber wer sein Reich kannte, diese weiten kosmischen Räume voll unerhörter Phantasien und diese bunten Fabelstädte mit den intimsten Winkeln genießender Ruhe nach rasenden Räuschen, der wußte, daß seine Welt beträchtlich schöner war als unsere. Ein Fakir mit Humor. In der Heimat seines Geistes, in Indien, wäre er wohl auch ohne

Alkohol weise und heiter gewesen; in Berlin aber mußte er sehr viel trinken. Doch selbst im Alkohol blieb er harmonisch. Es schien, als ob er wirklich die Fakirkunst besäße, sich durch seelische Kräfte gegen alles Giftige immun zu machen.

Besonders darum beneidete ihn Stilpe, der zuweilen selber merkte, wie der Alkohol an ihm zehrte, und wie er immer abhängiger von ihm wurde.

Der zweite der Eigentlichen war der „Peripatetiker". Auch er repräsentierte Weisheit in einem ganz unmodernen Sinne. Stilpe behauptete, er sei die Reinkarnation des alten Diogenes, und diese Meinung traf das Wesen des Peripathetikers im ganzen wohl. Nur kam ein gut Teil weicher Verträumtheit hinzu. Er übertraf den Bärenführer noch an sozialer Untergrundslosigkeit, denn er besaß keinen weiblichen Bären, der ihm kochte. Es kam vor, daß er im Tiergarten übernachtete. Sonst wohnte er bei Freunden herum. Dabei war er von sehr edlem Anstande und fühlte die Würde seines Geistes. Traf es sich, daß er in „bürgerlicher Gesellschaft" war, so trug er sofort, doch ohne Pose, ganz aus einem inneren Überlegenheitsgefühl, den Propheten zur Schau, der die Gewöhnlichen milde zum Handkuß zuläßt. Er hätte einen guten, feinen Mönch abgegeben, wenn er nicht etwas Vagantenhaftes gehabt hätte. Sein ganzes Leben war ein unausgesetztes Denken und Dichten. Wo auch immer er war: er schrieb, und stets trug er Manuskripte mit sich herum, reich genug, fünf Nummern der „Times" zu füllen. Nur konnten sie nicht abgedruckt werden, da sie niemand außer ihm lesen konnte. In schwierigen Fällen war er selber nicht dazu imstande. Stilpe besaß ein Manuskript von ihm, einen Konzeptbogen in Quart, der außer den ersten Szenen zu einem Drama zwei Kapitel aus verschiedenen Romanen, sechs Gedichte in Prosa, drei in Versen und außerdem etwa fünf Dutzend Aphorismen und verschiedene Essay-Brouillons enthielt, alles

durcheinander geschrieben, erst wagerecht, dann in senkrechten, dann in diagonalen Zeilen dazu. Und man durfte mit Recht und ohne Übertreibuug sagen, daß ein geordneter, ökonomisch disponierender Literat von diesem einen Bogen gut ein Jahr seine geistigen Ausgabebedürfnisse hätte bestreiten können.

Leidenschaften kannte der Peripatetiker nicht, doch liebte er kleine Mädchen, so bis zum zehnten Jahre etwa, sehr. Für die Seele des Kindes war er geradezu hellseherisch begabt, und man konnte Kleinodien an Kinderszenen von ihm vernehmen.

Er konnte übrigens ohne Alkohol auskommen.

Nicht so der dritte der Eigentlichen: Kasimir, der Fugenorgler. Es war ein gar wilder Pole voll von Dämonie und allen Künsten der Blague. Er hatte als Dichter nur ein Thema, Stilpe nannte es die medizinisch-katholische Abgrundweis, aber dieses beherrschte er mit der Meisterschaft bornierter Genies. Sein Dichten war eine Art verzückter Drehkrankheit, und man wußte nicht, ob er sich drehte, um zu dichten, oder ob er dichtete, um sich zu drehen. Doch konnte sich keiner der Macht dieser grandios wirren Eintönigkeit entziehen. Es war schöpferische Besessenheit, die indessen manchmal mehr Beängstigung als künstlerischen Genuß hervorrief. Er wäre als Gesellschafter unmöglich gewesen, wenn er nicht gleichzeitig ein unübertrefflicher Blagueur, geradezu ein Meister der Blague gewesen wäre. Stilpen, der selber in dieser Kunst viel vermochte, konnte er dadurch manchmal rasend machen. Nur der Bärenführer und der Peripatetiker ließen sich nie beirren, der Bärenführer, weil er überhaupt aus allem nur inwendige Heiterkeit schöpfte, und der Peripatetiker, weil sein Geist doch immer noch schneller lief, als die Blague des Polen.

Dagegen ließ sich der vierte der Eigentlichen, den sie den Zungenschnalzer nannten, nicht selten verführen, Kasimirn auf das polnische Glatteis mystischer Schnoddrigkeiten zu folgen. Er liebte

das Mystische gar nicht, er war ganz auf das Ästhetische und Erotische gerichtet. Stilpe nannte ihn Doktor der Erotologie. Er bestritt der Menschheit das Recht, in erotischen Dingen irgend etwas pervers zu nennen und machte aus dem, was er nun nicht pervers, sondern kultiviert nannte, ein eifriges praktisches Studium. Er wäre gerne ein Don Juan der Perversität gewesen, indessen entgleiste seine Don Juanschaft schon auf dem gewöhnlichen Gebiete der Erotik recht häufig. Aber er nahm alles für genossen und schnalzte mit der Zunge. Als Dichter pflegte er das Gebiet des Undruckbaren mit anerkannter feiner Meisterschaft. Und: einen sachkundigeren Zirkuskritiker als ihn gab es nicht. Als Gesellschafter war er unter den Vieren weitaus der angenehmste, denn er war von einer entzückenden echten Liebenswürdigkeit, voller Geist und Laune. Nur mußte man früh um fünf Uhr nicht schon nach Hause gehen wollen. Doch trat dieser Wunsch unter den Eigentlichen nie auf.

— Es kann eine ganze nette Zeitschrift geben mit den Vieren, dachte sich Stilpe, aber es ist mir unklar, ob irgendeine Nummer davon unverboten bleiben wird. Man wird sie als Brief versenden müssen und von vornherein darauf schreiben: Nicht für die Öffentlichkeit.

Hollah! Ein neuer Trick. Ein unöffentliches Blatt! Das ist eine unbezahlbare Idee!

Er war Feuer und Flamme dafür und entwickelte sie sofort mit Leidenschaft, als die Viere beieinander waren.

Köstlich sahen der Bärenführer und der Peripatetiker aus, die Stilpes abgelegte Kleider aus seiner Kritikerzeit anhatten. Er selber trug sich wieder mit einem Stich ins Salopp-künstlerische. Die eleganten Kostüme aus dem englischen Atelier waren ihm nie sehr zu passe gewesen. Jetzt nahm sich der Bärenführer in einem braunen, unendlich langschößigen Gehrock mit hohem, breitem, ge-

schwungen geschnittenem schwarzen Sammetkragen, eine seidene, bestickte Weste dazu, sehr drollig aus, und der Peripatetiker in einem seidenkragigen schwarzen Smoking nebst viereckig ausgeschnittener Weste war ein grotesker Anblick. Der Pole suchte eine halbe Stunde lang in den weiten grauen Hosen nach den diogenischen dünnen Beinen.

* * *

Dann begann aber die Debatte. Die Idee mit der Unöffentlichkeit schlug ein, doch hielt das nicht ab, sie sofort auch ein bißchen lächerlich zu machen.

Der Bärenführer wollte, daß das Blatt in einer Geheimschrift von arabischem Charakter und natürlich von rechts nach links gedruckt würde.

Kasimir schlug vor, die Beiträge des Peripatetikers als Autogramme drucken zu lassen, um jede Gefahr auszuschließen, daß sie gelesen werden könnten.

Der Peripatetiker schüttelte langsam den Kopf: „Aber ich möchte sie doch lesen!"

Stilpe wurde ärgerlich und erklärte, er würde nicht eher etwas zu trinken geben, als bis man anfinge, ernsthaft zu reden. Er fühlte sich beinahe schon als dekretierenden Redakteur.

Es wurde die parlamentarische Form bestimmt, damit man doch zu einem Beschlusse käme.

— „Also, gut, wie gesagt, selbstverständlich: Eugen Richter; wie gesagt: Ich bitte ums Wort!" rief der Bärenführer.

Stilpe, der natürlich präsidierte, erklärte, daß er ihn vormerken wolle; zuvörderst aber müsse die Gesellschaft ein paar Worte von ihm entgegennehmen:

— „Erstens, meine Freunde, wollen wir uns geloben, heute zu einem Entschluß zu kommen. Ich schlage vor, daß wir dies

nicht ohne Feierlichkeit tun. Lasset uns symbolisch vorgehen! Wer sich verpflichtet, mitzuwirken zu einem endgültigen Entschlusse und wer zu erklären bereit ist, daß er sich jeder Entscheidung, die heute fällt, unterwerfen will, auch wenn sie gegen seine etwaigen Anträge sein sollte, der wähle mit mir aus diesen Flaschen eine gelbgekapselte. Es ist Kognak. Die Weißkapseln enthalten Gin."

— „Ich protestiere gegen diesen Wahlmodus!" erklärte zum größten Erstaunen aller der Peripatetiker. „Ich habe noch nie Gin getrunken und möchte deshalb eine weiße Kapsel wählen, obwohl ich zu jeder Verpflichtung bereit bin."

— „Also gut; die Erklärung wird zu Protokoll genommen, und deine weiße Kapsel gilt für gelb," erklärte Stilpe. „Im übrigen sehe ich, daß das Skrutinium allgemein für gelb entschieden hat. Wir können also beginnen. Um zu verhüten, daß wie bei allen vorigen Sitzungen ein Chaos der Meinungen durcheinander gährt, schlage ich vor, daß jeder nur einmal das Wort erhält. Damit ist gesagt, daß jeder sich genau überlegen muß, was er vorbringt, denn er wird keine Gelegenheit haben, sich später zu korrigieren."

— „Wie gesagt, ich bitte ums Wort!" rief der Bärenführer.

— „Du wirst es gleich bekommen. Ich will nur noch das sagen: Die Reden sollen sich an folgende Punkte halten: 1) Welcher Art soll die Zeitschrift sein? 2) Wie soll sie heißen? Ich denke, dieses Verlangen ist billig. Wollen wir es so halten?"

— „Ich bitte ums Wort," rief Kasimir.

— „Bitte!"

— „Sehr schön! Ausgezeichnet! Aber: Muß man so feierlich sein, wie Stilpe, wenn man redet?"

— „Das wird sich finden, aber ich bitte allerdings um eine ernste Behandlnng des Gegenstandes. Wenn wir uns dazu zwingen, werden wir auch schnell zum Ziele kommen, denn es ist freilich nicht amüsant, Reden zu halten, wie in einer Generalver-

sammlung. Wenn nichts gegen meine Vorschläge eingewandt wird, können wir wohl anfangen."

Es wurde nichts eingewendet. Alle hatten das Bedürfnis, dieser ernsten Sitzung bald ein Ende zu machen. Man rauchte stark und trank Toddy dazu.

Der Bärenführer begann:

— „Wie gesagt, selbstverständlich bin ich für eine in—de—pen—dente Zeitschrift, wie gesagt. Sie muß anders sein. Wie gesagt: anders. Ganz anders. Selbstverständlich, wie gesagt, muß sie Honorare zahlen. Aber schließlich, wie gesagt, ist das einerlei. Wenn sie nur viel Raum hat. Plakatformat, wie gesagt, gelbes Papier und zinnoberrote Lettern, von rechts nach links gedruckt, wie gesagt, in Lederrollen versandt."

Stilpe runzelte die Stirne und bemerkte: „Ich muß dich wirklich bitten, ernsthafte Vorschläge zu machen."

— „Aber er ist doch ganz ernst, Bruder!" rief Kasimir. „Ich finde das entzückend!"

— „Wie gesagt, natürlich, das ist mein Ernst, selbstverständlich, wie gesagt. Das ist doch sehr fein und, wie gesagt: praktisch! Die erste Nummer lassen wir an die Litfaßsäulen kleben, wie gesagt."

— „Hehe, und solche nette kleine Sandwichmänner lassen wir laufen, die sie auf dem Rücken herumtragen, hehe, und so werden sie dazu immer schreien und rufen, hehe: ‚Meine Herren Berliner, hehe, lesen Sie bloß, was der Bärenführer wieder gemacht hat! Der reine Joethe! Hehe! Sie kennen doch Herrn Joethe, den Verfasser der Farbenlehre? Hehe! Er ist auch ein bißchen pervers gewesen, der gute Mann, hehe; so ein paar niedliche Epigrämmlein hat er gemacht ... ah! er war nicht ohne Begabung!'"

— „Was verstehen Sie denn von Goethe, mein werter Pole," bemerkte der Zungenschnalzer. „Sie sollen erst einmal an die Ahnungsgrenze der Erotik kommen ..."

— „Ich bitte, keine Privatgespräche zu führen," rief Stilpe. „Goethe und die Erotik beiseite: Was will der Bärenführer noch?"

— „Wie gesagt, ich bin für das Litfaßsäulenplakatformat und rot auf gelb, wie gesagt, und als Titel, wie gesagt, schlage ich vor: Die gesprenkelte Nachtigall."

— „Pschakreff, kikeriki, wallahei, Bruder, du hast recht: Ausgezeichnet!" Kasimir stürzte ein Glas Toddy hinunter.

Die andern, außer dem Peripatetiker, lachten. Der Bärenführer mischte Gin in seinen Kognak.

Der Peripatetiker aber erhob sich im Tumulte des Lachens, sah gerade vor sich hin und begann ganz leise:

— „Unsere Zeitschrift sollte: Das Prisma heißen. Damit ist für alle alles gesagt. Wie ein Prisma, das Strahlen fängt und Farben strahlt. Nicht Spiegel des Körperlichen, sondern Lichtsammler und Scheinwerfer. Nicht willkürlich in Kanten und Flächen, nicht roh und rauh, nicht zufallschön oder zufallwahr, sondern nach Gesetzen geschliffen, in reinen Linien verbunden und abgegrenzt; nicht irgendwo liegend, nicht mit irgend einer Seite flach auf dem Boden, sondern an goldenem Faden aufgehängt in freier Luft, schwebend aus sich bewegt in einem langsamen Schaukelschwunge oder einen Kreis beschreibend, da einen roten, da einen grünen, da einen gelben Strahl fangend und wieder von sich gebend, aber im Innern alles sammelnd, kernreich, keimheiß, in der Tiefe das Auge Gottes, auf den Flächen der Schein der durchschwebten Lichtwelt . . ."

Plötzlich zog er ein Stück Zeitungspapier aus seinem herrlichen Smoking und schrieb emsig auf den Rand, so weit er noch unbeschrieben war.

Die andern lächelten innig und tranken.

Stilpe erklärte, daß ihm der Titel Das Prisma gut gefiele.

— „Oh," rief Kasimir, „mir gefällt besonders der goldene

Faden. Das ist das Symbol des Honorars. Und dann: Wie es im Kreise schwebt: Ausgezeichnet. Hehe: So angenehm idiotisch, immer im Kreise, hehe, mit dem Auge Gottes."

Er stürzte wieder ein Glas Toddy hinunter.

Der Bärenführer fand das Prisma auch gut, aber er meinte, als Untertitel müsse Die gesprenkelte Nachtigall stehen: Wie gesagt: Das Prisma, eine gesprenkelte Nachtigall! Aber natürlich, wie gesagt, in Lederrollen versandt!

Jetzt lehnte sich der Zungenschnalzer in seinen Stuhl zurück und lächelte Stilpen überaus höflich mit einem fragenden Ausdruck in den schönen großen dunkelblauen Augen an.

Stilpe machte eine einladende Bewegung, und der Zungenschnalzer begann:

— „Meine Herren! Sie werden (er war der einzige, der sich mit niemand duzte) von mir nicht erwarten, daß ich Pläne und Titel vorbringen werde, die an Originalität und Erhabenheit mit denen meiner Herren Vorredner zu wetteifern vermöchten. Ich bin der Meinung, daß wir in erster Linie volkstümlich sein müssen."

In diesem Augenblick schlug Kasimir eine gräßliche Lache auf und trank mit einer ungemeinen Schnelligkeit zwei Glas Toddy aus, dann kniete er vor dem Zungenschnalzer nieder und küßte dessen Stiefel.

Der Zungenschnalzer leckte sich den Schnurrbart, grinste und fuhr fort:

— „Wir müssen eine Kunst haben, die auf den Mittelpunkt alles Empfindens geht, auf das Geschlecht. Nur eine Geschlechtskunst ist echt, ist Instinkt, ist Genuß, ist Leben, ist Volkskunst. Eine ejakulative Kunst, orgastisch, brünstig. Ein Hineinknien in die Urakkorde der Animalität, aber in allen Finessen raffiniert, differenziert bis in die äußersten Nervenenden. (Er schien seinen Schnurrbart verschlucken zu wollen, so verzückt bearbeitete er ihn

mit seiner Zunge.) Dabei aber verwegen bunt, jagend, peitschenknallend, fieberisch! Tanzmelodien und Hengstwiehern. Korsettkrachen und die Melancholie des Leierkastens. Blechmusik und das Rauschen von seidenen Unterröcken. Pubertätswimmern und das Schollern von Eisplatten in breiten, wälzenden Strömen. Einen Titel dafür weiß ich nicht. Das Unsagbare kann man wohl stammeln, aber nicht benennen."

— „Hehe, so sagen Sie doch: Der Stammler, werter Herr, oder: Stimmwechsel. Das sind ausgezeichnete Titel. Hehe, oder: Der Hengst des Volkes. Das ist noch entzöckender! Oder: Der rote Faden! Oder: Das Nadelöhr der Welt. Hehe! Ausgezeichnete Titel!"

Der Pole schien sich ein bißchen zu ärgern.

Der Zungenschnalzer lächelte verbindlich:

— „Dann würde ich schon lieber gleich Phallus oder Priapus vorschlagen, wenn es nicht fürs Volk unverständliche Fremdworte wären, und die deutschen Ausdrücke sind leider zu Roheiten gestempelt worden. Es versteht sich, daß sie dadurch für mich unmöglich werden, denn das Rohe schließe ich ja aus."

Er lehnte sich wieder vor und lächelte mit einem Ausdruck wie: Ich bin fertig, Herr Präsident! Stilpen an.

Stilpe war mittlerweile betrunken geworden und konnte nicht mehr an sich halten; nun mußte er reden.

Er stand auf, setzte seinen Hornklemmer ab und ließ ihn an dem breiten Bande schwingen. Dann begann er sehr laut:

— „Die gesprenkelte Nachtigall! Gut! Bunt! Ornithologisch! Also: Deutsch! Wir würden sämtliche Mädchen damit verführen. Oder wie? Es ist kein Zweifel erlaubt! Denn es ist ein befiederter Titel . . . Jawohl! . . . Indessen! Ah!: Das Prisma! . . . Streng! Keusch! Gläsern! Ideal! Mathematisch! Die Welt der Gymnasiallehrer würde zu uns strömen! . . . Sehr gut! In-

dessen, mir scheint, ... aber nein: Sehr gut! Nur ... es blendet, es sticht in die Augen, und: es ist kalt, sehr kalt! Überaus kalt! Außerdem weiß kein Mensch, was ein Prisma ist. Der Titel erfordert ein Konversationslexikon. Auch kann man keine Lyrik unterbringen. Oder? Nein, man kann nicht, durchaus nicht! ... Dagegen: Phallus! Ja: Hier ist Lyrik, ausgesprochen Lyrik. Sehr warm. Winkend. Kraft und Saft und Sinndeute der Welt ... Aber warum nicht: Der Phalluswald? Hört doch nur: Der Phalluswald! In ihm singt die gesprenkelte Nachtigall mit süßem Geschluchz, in ihm auch kann man irgendwo das Prisma aufhängen! Sinnend wandelt hier der Peripatetiker, anmutig lehnt hier der Bärenführer und läßt aus seiner großen Zehe eine neue Welt wachsen, neue Tänze übt zwischen den säuligen Stämmen der Zungenschnalzer nach der Melodie des Bauchtanzes von Hawai, tief bohrt sich ins Wurzelgeflecht die blutige Seelensuchekralle Kasimirs, und auch ich werde in diesem Schattenhain der Urgefühle die Lieder finden, die, wie ich mit Bestimmtheit behaupten darf, irgendwo in mir schlummern.

Lieben Freunde, trinkt Kognak und Gin, machet ein Feuer in euch an, daß eure Augen glühende Kugeln werden, groß wie die Uhrscheiben am Rathausturm, und eure Fäuste stark wie die Dampframmen der Weidendammerbrücke, trinket Gin und Kognak, Freunde, lieben Freunde und Genies, trinkt und glaubt an meine schlafenden Lieder, diese feisten Murmeltiere, aus deren Fett ich Elender Feuilletons gebacken habe, trinkt, trinkt, trinkt, schlagt euch rotgeränderte Wolken um die Schultern als Regenmäntel und kommt mit mir in den Phalluswald!

Kommt, o kommt und seid nicht träge,
Sind auch glitscherig die Wege:
Rot wie Rosen lacht das Ziel,
Und wir wollen ins Behagen

Milde, gütig jeden tragen,
Der in eine Pfütze fiel!"

Er war unmäßig gerührt und legte sich neben den Polen, der sich mitten im Zimmer niedergelassen hatte und nichts sagte als: „Der Seelenkrebs, Bruder, der Seelenkrebs, hehe, das ist der Titel, das ist das Programm!"

Der Peripatetiker stand schweigend am Plakate des Tintensumpfs und bedeckte dessen unbedruckte Flächen mit Hieroglyphen, der Bärenführer ordnete die Kognak- und Ginflaschen und kommandierte: „Leibgarde des Sultans! Prääääsentiert! Prääásentiert!" Der Zungenschnalzer leckte sich den Schnurrbart und trank weiter.

Da klingelte es, und kurz darauf öffnete sich die Türe. Herein trat mit einem leichten Aufschrei eine üppig schlanke, theatermäßig geschminkte Dame mit einem weiten blauen Theatermantel und einem riesigen Federhut.

Der Zungenschnalzer ging ihr mit Anstand entgegen, Stilpe drehte sich bloß um und rief: „Süße Kamelie, leg dich an meine Seite, wir haben Großes geleistet!"

— „Das seh ich. Sag mal, wie findest du das eigentlich? Eine halbe Stunde hab ich am Wintergarten gewartet. Is das nett?"

Sie sprach mit einem Anflug von Hamburger Dialekt. Wie sie sich im Lichte der Lampe auf Stilpes leeren Stuhl niedergelassen hatte, sah der Zungenschnalzer, daß sie sehr hübsch, wenn auch nicht mehr ganz jung war. Man hätte sie wohl für eine Dänin halten können: Ganz hellblaue Augen mit großem Stern, flachsblonde Haare, die Nase ein klein wenig, aber sehr anmutig abgestumpft; dazu ein sehr kleiner, schön geschwungener Mund, der ganz besonders zu dem kindlichen Ausdruck dieses Gesichtes beitrug. Die Haare trug sie in der Mitte gescheitelt und, die Schläfen wie einen großen Teil der Stirne ganz bedeckend, glatt über die Ohren

gelegt; hinten bildete ihre dichte Fülle einen üppigen Zopfkranz. Diese Frisur gab ihr etwas süß Frauliches zu dem Kindlichen. Wenn man ihr aber genauer in die Augen sah, so spürte man, daß eine heitere Energie der Grundzug dieses Wesens war.

Sie war, eine geborene Holsteinerin, dänisch-deutsche Liedersängerin und trat jetzt im Wintergarten auf. Stilpen hatte sie sehr gerne, aber sie war nicht eigentlich sein Fall. Er liebte „die Weiber nicht sehr, vor denen man Respekt haben muß," und vor ihr hatte er Respekt.

— „Ach Gott, du wärst so reizend, wenn du nicht im Grunde so anständig wärst," hatte er oft zu ihr gesagt. „Man kommt sich mit dir immer verheiratet vor."

Der Respekt, den er vor ihr hatte, brachte es jetzt auch zustande, daß er sich erhob und ein bißchen nüchtern wurde.

— „Siehst du, mein blondes Gewissen, ich konnte nicht kommen. Erst die Literatur, dann die Liebe. Wir haben soeben die deutsche Literatur mit einer neuen Zeitschrift begnadet: Der Mastenwald oder so ähnlich, Organ für gesprenkelte Nachtigallen und Seelenkrebs. Ja! Das wird eine Nummer, Madame!"

— „Ich kann mir den Unsinn schon vorstellen. Du bist nicht mein erster Dichter. Ich kenne das mit euren Zeitschriften. Snak! Dich hätt' ich eigentlich für klüger gehalten. Fällt euch denn gar nichts Neues ein?"

Der Bärenführer, der auch darin Orientale war, daß er die Weiber nur sexuell nahm, und auch das nicht eben mit Leidenschaft, wurde ärgerlich. Er warf drei Flaschen um und rief:

„Kattarattazambu! Plokjo tratuzupina! Pschattu! Pschattu! Pschattu!"

Dazu machte er ein sehr zorniges Gesicht.

— „Mein Gott, was hat denn der Herr?" fragte lachend die Sängerin.

— „Ich spreche, wie gesagt, die Affensprache, mein Fräulein, selbstverständlich platt, wie gesagt."

— „Gott, ist der aber komisch! Was hat denn das geheißen?"

— „Wie gesagt, selbstverständlich gar nichts, das heißt, natürlich: Sehr viel, wie gesagt, nämlich: Was verstehen denn die Weiber von der Wortkochkunst, wie gesagt."

— „Aber ich verliebe mich doch fortwährend in Dichter, wie gesagt, da gehöre ich doch mit dazu. Nich?"

Jetzt drehte sich der Peripatetiker um und schritt langsam auf die Sängerin zu:

— „Guten Abend, Mathilde!"

Er sagte das sehr zärtlich.

Die Sängerin sah ihn groß mit lachenden Augen an:

— „Ich heiße aber Martha!"

— „Nein: Mathilde. Ihre Stimme klingt wie Mathilde. Ganz seraphimflügelblau mit einem Kern von willefrohem Ultraviolett. Auch Ihre Hände flüstern Mathilde. So lilienblattschmal und immer betend mit leis durchbluteten Adern."

Er nahm ihre rechte Hand und hielt sie vor das Lampenlicht:

— „Kinderpatscheken! Sie sind ein guter Mensch, Mathilde!"

Die Sängerin schüttelte ganz ernsthaft den Kopf:

— „Nein, so was! Sind Sie der liebe Gott, Sie freundlicher Herr?"

Dann lachte sie belustigt:

— „Nein, was hast du denn da wieder für eine Menagerie? Jetzt weiß ich schon gar nicht mehr, in wen ich mich verlieben muß."

— „Bitte, in mich!" sagte der Zungenschnalzer in einem zärtlich dringenden ernsten Tone. — „Sehen Sie: ich könnte auf Ihnen spielen! Seien Sie meine Liebesgambe! Sehen Sie in meine Augen! Was sehen Sie!"

— „Sie haben sehr schöne Augen, wirklich."

— „Bloß schön? Nicht auch tief? Sehen Sie noch einmal hinein!“

Es sah aus, als wollte er die Sängerin wie eine Auster mit den Augen verschlucken.

— „Aber Sie müssen meine Knie in Ruhe lassen. Wirklich: sehr schöne Augen! Sind Ihre Gedichte auch so schön?“

— „Ach, lassen Sie meine Gedichte! Meine Gedichte sind nichts, aber meine Liebe ist wie eine tigerbunte Orchidee. Kennen Sie die Orchideen mit den gekrümmten Pistillen, die wie gelbgepuderte Schlangen sind?“

Die Sängerin schob ein zweitesmal die Hände des Zungenschnalzers von ihren Knien, dann lachte sie:

— „Jetzt tut mir's bloß leid, daß der da unten schläft. Das is gewiß auch ein Retter!“

Stilpe bemühte sich sogleich, Kasimirn zu wecken, aber der war endgültig fertig und konnte bloß noch: Seelenkrebs! schluchzen.

Die andern aber setzten sich um die Sängerin herum und vereinigten sich, den Bärenführer nicht ausgeschlossen, in wohlausgesuchten Reden zu ihrem Preise. Die Sängerin amüsierte sich sehr und tat auch jedem in Toddy Bescheid.

Das rührte den Bärenführer, der nun immer betrunkener wurde, ungemein, und er flüsterte:

— „Wie gesagt, Martha, selbstverständlich: Sie sind schön, schön wie mein Bär, wie gesagt. Ich umarme Sie mit meiner Seele. Ich liebe Sie fabelhaft! Wie gesagt: Sie sind wie ein Bündel rosengelber Schlangen! Sie müssen die gesprenkelte Nachtigall abonnieren!“

— „Und das Prisma!“ flüsterte der Peripatetiker.

— „Und den Phallus!“ stöhnte der Zungenschnalzer.

— „Und den Phalluswald!“ rief Stilpe.

— „Machen wir!“ sagte die Sängerin.

Da schrie Stilpe laut auf:

— „Eine Idee! Gründen wir vier, nein fünf Zeitschriften! Auch Kasimir muß seine haben. Und jeder schreibt immer seine allein! Wie? Ist das nicht die Lösung? Jeder sein eigener Redakteur! Ist das nicht, ja, ist das nicht ... Wie?"

— „Selbstverständlich, wie gesagt: Fünf Zeitschriften in Plakatformat!"

Die Sängerin schüttelte den Kopf:

— „Aber, Kinder, seid ihr denn wirklich verrückt? Vorhin wart ihr doch bloß duhn. Wenn ihr durchaus was gründen wollt, so gründet doch ein anständiges Tingeltangel!"

„Hu hu hu!" lachte der Bärenführer; aber die andern saßen da, als hätte sie jemand von oben fallen lassen.

— „Ernsthaft! Ein literarisches Tingeltangel! Wirklich! So was fehlt! Wo gute Sachen gesungen werden. Sie können ja auch verrückt sein. Aber Sachen von Dichtern. Und dann überhaupt alles geschmackvoll, so, wie die englischen Balletts; überhaupt: was Schönes!"

Stilpe und der Zungenschnalzer erhoben sich gleichzeitig wie zwei Ergriffene und riefen durcheinander:

— „Herrgott! Donnerwetter! Natürlich! Das ist es! Das müssen wir tun!"

— „Selbstverständlich, wie gesagt: ein ästhetisches Tingeltangel! Ach, Martha, Sie sind das Sternbild des Großen Bären! Wie gesagt, natürlich, selbstverständlich ein Tingeltangel, wie gesagt!"

Auch der Peripatetiker war in seiner patriarchenhaften Weise von dem Gedanken ergriffen:

— „Eine Renaissance der Kunst, aller Künste! Leise Singetänze in blauem Lichte. Die verruchte Holdheit der Bajadere. Der Rhythmus griechenmeerplätschernder Oden im Schmiegeschwunge

nackter Brüste. Sehen Sie, wie recht ich hatte, daß Sie Mathilde heißen?"

Am lebhaftesten aber waren Stilpe und der Zungenschnalzer; Stilpe war durch die Idee nüchtern geworden, der Zungenschnalzer berauscht.

Der Abend endete mit dem festen Beschlusse, keine Zeitschrift, sondern das Literatur-Varieté-Theater

MOMUS

zu gründen.

Drittes Kapitel

Stilpe saß an seinem Schreibtisch und arbeitete. Er machte dazu ein Gesicht wie der lachende Zola, unendlich zufrieden und mit einem Blick, der auch noch im Lachen ein Ziel im Auge hat.

Die Pfeife saß im rechten Mundwinkel, von den Zähnen nach oben gestemmt, so daß es gar verwegen aussah. Die Dampfwolken fuhren mit Kraft aus dem vollen Munde mit den aufgeworfenen Lippen.

Rechts und links türmten sich neben verschiedenen Likörflaschen Papiere, Briefe, Druckproben zu Programmen, Zeitungen, Zeichnungen, Manuskripte, Notenstöße. Große offene Körbe standen im Zimmer, aus denen blumig bedruckte Musselinstoffe, dünne indische Seidengewebe in hellen schönen Farben, schwere dunkle Samte, Spitzen, Goldfransen hervorquollen. An den Wänden hingen große bunte Kostümbilder im Geschmacke der englischen Ästheten, aber heiterer, frecher. Mit dem Geruch des Old Judge mischten sich Parfüms von der resoluten Art, wie man sie in den Garderoben von Varietédivas einatmet.

Stilpe war von Grund der Seele aus vergnügt. Wenn er ein-

mal die Feder weglegte, rieb er sich die Hände und pfiff vor sich hin. Ja, er murmelte sogar zuweilen Worte erregter Befriedigung: Hop! So! Tja, tja, tia, tja! Höh! Das reißt!

Und doch war der erste Momus-Rausch, der Rausch der Pläne und Phantasien vorüber, der Rausch der Tage und Nächte, als sie in täglichen Zusammenkünften die Idee der Sängerin im Verein mit ihr genauer durchgesprochen hatten.

Wie hatten sie da über die Zeitschrift gelacht, wie hatten sie die Sängerin gefeiert als Retterin aus dem schlimmsten aller Tintensümpfe; wie war da Stilpe von Tag zu Tag lebhafter, lustiger geworden.

— „Ha: Die Renaissance aller Künste und des ganzen Lebens vom Tingeltangel her! Oh, das ingeniöse Mädchen aus Holstein! Man wird sie preisen wie eine neue und größere Neuberin, als die moderne Muse in Person. Unter ihrem Zeichen werden wir das neue, echte, ganze, das lachende Heidentum heraufführen mit Bocksprüngen und höchst edlen Faltenwürfen zärtlicher Gewänder. In unserm Schlepptau wird alles hängen: Malerei, Poeterei, Musikerei und alles überhaupt, was Schönheit und genießendes Leben will. Was ist die Kunst jetzt? Eine bunte, ein bißchen glitzernde Spinnwebe im Winkel des Lebens. Wir wollen sie wie ein goldenes Netz über das ganze Volk, das ganze Leben werfen. Denn zu uns, ins Tingeltangel, werden alle kommen, die Theater und Museen ebenso ängstlich fliehen, wie die Kirche. Und bei uns werden sie, die bloß ein bißchen bunte Unterhaltung suchen, das finden, was ihnen allen fehlt: Den heiteren Geist, das Leben zu verklären, die Kunst des Tanzes in Worten, Tönen, Farben, Linien, Bewegungen. Die nackte Lust am Schönen, der Humor, der die Welt am Ohre nimmt, die Phantasie, die mit den Sternen jongliert und auf des Weltgeists Schnurrbartenden Seil tanzt, die Philosophie des harmonischen Lachens, das Jauchzen schmerzlicher Seelen-

brunst, — ah, werft mir ein paar Feigenkränze voll Worten zu, blast mir Assoziationen ein, laßt mich in Inkohärenzen lallen, laßt mich farbige Wortflutsäulen ausnüstern, groß wie die Wasserwürfe aus den Nasen verzückter Walfische! Wir werden ins Leben wirken wie die Troubadours! Wir werden eine neue Kultur herbeitanzen! Wir werden den Übermenschen auf dem Brettl gebären! Wir werden diese alberne Welt umschmeißen! Das Unanständige werden wir zum einzig Anständigen krönen! Das Nackte werden wir in seiner ganzen Schönheit neu aufrichten vor allem Volke! Lustig und lüstig werden wir diese infame, moralklapprige Welt wieder machen, lustig und himmlisch frech! Leichtsinnig soll die Bande wieder werden und soll bauchtanzen lernen! Ah, wir ahnen vielleicht gar nicht, was für raffinierte Sachen die Biedermänner Germaniens leisten werden, wenn unser Geist über sie gekommen ist! . . . Kinder, küßt unsern blonden Engel hier und umarmt mich, denn wir haben die Welt im Sacke!"

In diesem Stile und toller noch geberdete sich die Wollust Stilpes, endlich einmal ein Ziel gefunden zu haben, das seinem Wesen gemäß war. Und die andern, der Zungenschnalzer voran, waren nicht weniger außer sich.

Dabei entwickelte Stilpe aber auch eine wirkliche Tätigkeit, und, kaum, daß ein Monat vergangen war seit dem ersten Auftauchen der Momus-Idee, da hatte er auch schon „Kapital am Bändel", und die Aktiengesellschaft Momus war gegründet, ein verkrachtes kleines Theater gemietet und er „artistischer Direktor" des Ganzen.

Seine Gabe, sich auch klug zu benehmen, wenn es not tat, kam ihm dabei sehr zustatten. Es war ein Schauspiel, ihn zu sehen, wie er in seinem Staatsrocke und mit seinen lässigen Gesten des sicheren Geschäftsmannes bei „Leuten von Gelde" am Werke war, die aussichtsreiche neue Idee mit einem großen Aufwande von

Zahlen aus dem Geschäftsberichte der Londoner Empire-Gesellschaft zu entwickeln, und wer ihn anhörte, wie er in gesetzter Rede, aber mit einem Grundton tiefer künstlerischer Überzeugung und dabei gestützt auf entwicklungsgeschichtliche Ideen origineller Art nachwies, daß das Unternehmen eines „künstlerisch-literarisch bedeutsamen Kunstinstitutes mit Varieté-Prinzip" geradezu eine Forderung des Zeitgeistes sei, der zweifelte nicht, daß hier eine „Sache" im Entstehen war.

— „Sehen Sie die Theater an! Sie sind leer! Gehen Sie in den Wintergarten! Er ist voll! Dort Ableben, hier Aufleben! Wer die Kunst liebt, muß von Schmerz ergriffen werden bei diesem Anblicke, und Sie wissen, wie sehr sich kunstfreundliche Kreise bemühen, durch Gründung billiger Theater usw. das Publikum, zumal der breiteren Volksschichten, dem Varieté zu entziehen. Ein lobenswerter Plan, aber eine falsche Methode, ein verhängnisvoller Irrtum, entsprungen einem Mangel an Zeitpsychologie und an Verständnis für entwicklungsgeschichtliche Resultate! Die Zeit des Theaters ist im Ganzen vorbei! In diesen alten Schlauch füllt nur der Unverstand neuen Wein! Nein, wie das Theater, ehedem ein Appendix der Kirche, sich von dieser losmachte und sich selber eine neue, damals zeitgemäße Form gab, so muß sich die Kunst heute vom Theater emanzipieren und entschlossen die Form annehmen, für die sich der Zeitgeschmack entschieden hat: Die Form des Varietés! Beides ist reif zum Untergange: Das Theater, weil seine ganze Struktur zu klotzig, schwer und unbeweglich ist für die Genäschigkeit des modernen Kunsttriebs, und das jetzige Varieté, weil es seine überaus günstige, allen Wünschen einer nervösen Zeit gemäße Form nicht mit wahrhaft künstlerischem Inhalt zu erfüllen versteht. Lassen Sie uns ein Varieté gründen als ästhetische Anstalt im weitesten Sinne, als Trägerin und Verkörperung all der heute so üppig sich entfaltenden Richtungen in den Künsten, als

Schaubühne des Schönen für Auge, Ohr und Gemüt, und Sie werden sehen, daß Sie sich an einer wahrhaft kulturellen und zugleich eminent praktischen Tat beteiligt haben!"

Mit dieser Anrichtung seiner Ideen für den Geschmack von Leuten, die in Kunst spekulieren wollen, hatte er um so mehr Erfolg, als er sich gleichzeitig den Anschein des vorsichtig bedachten Geschäftsmannes zu geben wußte, der es fürs erste ablehnte, ein Riesen-institut ins Leben zu rufen. Ganz von selbst werde sich aus bescheidenen Anfängen das große Etablissement der Zukunftsbühne entwickeln.

Sein bekannter Name, mit dem sich die Empfindung von „geistreicher Schriftsteller" verband, tat das übrige dazu, auch wirkte es besonders überzeugend, daß er selbst als erster fünftausend Mark allein zeichnete. So erfolgte die Gründung der Gesellschaft schnell, und er erhielt einen Kontrakt als artistischer Direktor mit vollkommener Selbständigkeit.

Da er so klug war, bei den ersten Ankündigungen des entstehenden Unternehmens seinen Namen, obwohl ihm das sehr schwer fiel, beiseite zu lassen, so nahm sich auch die Presse, wenn auch mit den üblichen Vorbehalten, der Sache an, und der Name Momus tauchte in kurzen Zwischenräumen halb geheimnisvoll immer wieder in den Blättern auf.

Es konnte kein Zweifel mehr sein, daß das Berliner Publikum, in erster Linie die literarisch und künstlerisch interessierten Kreise, der neuen Sache mit Spannung entgegensahen. Der Umstand, daß die Witzblätter das Schlagwort vom poetischen Tingeltangel aufbrachten, allerlei literarische Chansons vorschlugen, Ernst von Wildenbruch als Hausdichter des Momus, Menzel als Kostümzeichner und Karl Frenzel als Tanzmeister namhaft machten, trug dazu bei, das Interesse wachzuhalten.

Indessen arbeitete Stilpe mit heiterer Ausdauer unausgesetzt an der Ausgestaltung des Unternehmens bis ins einzelne. Der Bä-

renführer und der Peripatetiker schleppten täglich die unerhörtesten Chansons herbei, der Zungenschnalzer entwarf erotische Szenen von trikotloser Kühnheit, Kasimir röchelte im Psalmenstile schauerlich schöne Seelenmonologe voll krebsgeschwürigen Abendröten und satanischen Absynthismen, gestimmt und berechnet auf die Maultrommelbegleitung aztekischer Urmelodien, die gesamte junge Lyrik aller Schattierungen sandte nach Berlin NW 32, „postlagernd Momus", Lieder jeder erdenklichen Art, die Komponisten waren auch nicht faul, und die jungen Maler und Zeichner ebensowenig. Dazu wimmelten Chansonetten und Komiker, Reckturner und Jongleure, Tierbändiger und Zauberkünstler, Knockabouts, Clowns, Gedankenleser, Schlangenmenschen, plastische Poseusen, Schnellmaler, Schnelldichter, Schnellmodelleure, Schnellrechner, Mimiker, Negertänzer, Skandalfürstinnen, Antispiritisten, Bauchredner, Zwerg- und Riesenmenschen, kurz alles herbei, was nur auf den Namen Varieté hörte und das Literarisch-Künstlerische für Nebensache erachtete. Sogar Herr Ahlwardt kam.

All das bereitete Stilpen ein herzliches Vergnügen, und er bedauerte fast, daß das Programm des Momus so enge Grenzen hatte. Dabei war er in Auslegung des Begriffes Ästhetisch keineswegs engherzig und legte es im Grunde mit „irgendwie angenehm" aus. Nur mit Aufgebot von außerordentlicher Energie ließ er zumal weibliche Artisten ziehen, wenn sie irgendwie angenehm auf ihn wirkten, und gewaltig groß war die „Liste der für später notierten Mädchen", die er zwar nicht sogleich brauchen konnte, denen er aber mit väterlichem Wohlwollen erklärte: Später peutêtre!

Seine Haupthelfer waren der Zungenschnalzer und Martha die Muse. Diese beiden besaßen die eingehende Fachkenntnis, die ihm, den Organisator und Neuschöpfer, doch abging.

Der Zungenschnalzer wurde als „Choreograph", Martha als „Direktrice für Chanson und verwandte Gebiete" engagiert. Der

Bärenführer, der Peripatetiker und Kasimir konnten in festen Stellungen nicht verwandt werden, doch übten sie das Amt lyrischer Lektoren aus.

Kasimir stöhnte am lautesten unter dieser Bürde:

— „Lauter Joethes, Bazillenschwärme von Joethes; es ist sehr scheußlich".

Und fortwährend zitierte er die ihm verfallenen Lyriker mit dem Tone ironischer Ergriffenheit.

Der Peripatetiker mißbrauchte die ihm anvertrauten Gedichtblätter zu Manuskripten, und der Bärenführer erklärte, daß er nur über solche Lyrik objektiv urteilen könnte, der deutsche Briefmarken als Rückporto beigelegt seien. Im übrigen interessierte der ganze Momus diese drei nur insofern, als sie durchaus wünschten, auf dem Programm der Première zu stehen. Stilpe war auch ganz damit einverstanden, nur waren die bis jetzt von ihnen vorgelegten poetischen Erzeugnisse nach seiner Meinung noch nicht momusreif.

— „Druckreif und momusreif ist ein Unterschied, meine Süßen! Ihr seid noch nicht auf der Höhe des Brettls, ihr seid noch zu papieren!" rief er ihnen immer wieder zu.

Übrigens entschied er nicht allein darüber; Martha die Muse hatte das Hauptwort dabei.

Wie er mitten im vergnügtesten Korrespondieren war, trat sie ein:

— „Na, haben wir endlich ein paar Dichter?"

— „Nee, ich glaube nicht. Wir müssen den Stil erst erfinden. Entweder fehlt ihnen der Mut oder der Geschmack zum Gassenhauer. Bloß der Zungenschnalzer hat ein paar gute Sachen produziert, und das schönste ist, daß er sie auch selber singen kann. Er ist überhaupt unbezahlbar, und ich werde ihn zum Konrektor des Momus ernennen. Er kann direkt alles, nur muß man ihn eigentlich erst ein bißchen kastrieren. Himmelschreiend diese Erotik! Die vier Tanz-

mädchen hat er schon vollständig verdorben, und sie wollen nun schon gar nichts mehr anziehn. Er übt jetzt ein Literaturballett mit ihnen ein und ist schon bei den Romantikern: pas de Tieck. Dann hat er mit den drei Poseusen eine herrliche Nummer ausgeheckt: Das Heinedenkmal. Die Idee ist von mir, aber ich muß sagen: er hat sie direkt mit Diamanten übersät. Er wird Heine selber darstellen, im Bett liegend, von anmutigen weiblichen Visionen ergötzt. Auch einen dressierten Bären hat er als Atta Troll aufgetrieben. Na, du wirst ja sehen! Es ist eine unbeschreibliche Nummer! Damit die Antisemiten nicht Spektakel machen, lassen wir darauf das ‚Journalistische Trio' folgen mit den drei jüdischen Komikern. Sie sind zwar ein bißchen ruppig, aber ohne Ruppigkeiten gehts nicht. Übrigens ist mein Text dazu um so feiner. Die Bande solls spüren! Jetzt, wo sie wissen, daß ich die Sache mache, druckt kein Mensch unsre Waschzettel mehr. Na, dafür haben wir die Litfaßsäulen! Totschweigen gibts nicht! — Nur: diese verfluchten Lyriker! Schließlich muß ich alle Couplets alleine machen. Wenn ich nur mehr Zeit hätte! Und dieser Bärenführer, auf den ich so viel Hoffnung gesetzt hatte! Der Mensch weigert sich, regelmäßige Strophen zu bauen und steift sich fortwährend auf das, was er ‚Finesse' nennt. Der Peripatetiker tut auch nicht, was man will, und Kasimir kennt seit zwei Wochen bloß noch ein Thema: Die Blutschande. Was soll man mit solchen Leuten machen? Die Literatur sitzt ihnen im Schädel wie eine Riesentrichine. Keiner begreift, daß wir die Bühne der Zukunft gründen wollen! Sie werden heute wieder anrücken und Vorschuß verlangen. Ich zahle jetzt aber nicht mehr in bar, sondern in Viktualien. Dabei hat sich Kasimir in die zweite Poseuse verliebt und will für sie einen Seelenrhythmus dichten, natürlich ohne Worte, bloß ‚Gebärden einer profunden Idiotie des Geschlechtszentrums'. Das geht noch über den Zungenschnalzer! Dafür verlangt der Bärenführer — den antierotischen Bauchtanz!

Nächstens schmeiße ich alle drei die Treppe hinunter. Sie haben keinen Ernst, weil sie keine Verantwortung haben!"

— „Gott, vorhin hast du so'n fideles Gesicht gemacht, und jetzt bist du der richtige Direktor!"

— „Ach, ja, freilich! Weißt du: die ganze Geschichte wäre herrlich, wenn bloß nicht diese verdammte Literatur dabei wäre. Natürlich bin ich fidel! Ich habe ja was zu tun! Aber, wie gesagt: die Literatur! Wenn wir bloß keine Literatur brauchten!"

In diesem Augenblicke schoben sich die Drei zur Türe herein, und der Bärenführer rief, indem er Miene machte, sich in einen Dufthaufen hellblauen Musselins zu setzen:

— „Verzeihe mir, Stilpe, verzeihe mir, wie gesagt, ich bin betrunken, und du mußt mein Couplet nehmen! Es ist ja so schön! Der Droschkenkutscher Nr. 8715 hat mich dafür gratis fahren wollen! Wirklich, wie gesagt, du mußt es als Prolog von mir deklamieren lassen!"

Und er schrie ganz wild, fast schäumend:

„Rum will ich! Uranusbraunen Rum will ich!
Keinen Tee!
Denn ich will betrunken sein!
Gleich den tiefen Unken sein!
Fröhlich wie ein Schnee-
König will ich sein!"

Der Peripatetiker sang kindlichen Tones im Refrain:

„Fröhlich wie ein Schnee-
König will ich sein."

Der Bärenführer fuhr mit rollenden Augen fort:

„Arrak will ich! Sehnsuchtblonden Arrak will ich!
Keinen Tee!

Denn ich will besessen sein!
Gleich den rauchenden Essen sein!
Fröhlich wie ein Schnee-
König will ich sein."

Der Peripatetiker säuselte den Refrain dreimal nach. Der Bärenführer aber, mit plötzlich veränderter, sanft flehender Stimme sprach:

— „Ach, Stilpe, sieh doch nur: Wie regelmäßig diese Strophe ist! Siehst du, ich folge dir, ich tue, was du willst! Ich mache, wie gesagt, regelmäßige Strophen."

Und nun wieder mit dem knurrenden Zorn eines Ebers:

„Gin will ich! Gletscherweißen Gin will ich!
Keinen Tee!
Denn ich will betümpelt sein!
Lilagrün bewimpelt sein!
Fröhlich wie ein Schnee-
König will ich sein."

— „Wie gesagt, selbstverständlich führe ich die Strophe regelmäßig durch alle Schnäpse fort:

Absinth will ich! Qualwolkigen Absinth will ich!
Keinen . . ."

— „Genug!" schrie Stilpe. „Bist du verrückt!? Denkst du, ich will mir mein Publikum mit hoher Literatur verjagen? Du bist ganz unbrauchbar! Du kannst beim Momus die Lichter putzen!"

Der Bärenführer war tief betrübt und setzte sich in die Sofaecke.

Der Peripatetiker aber schüttelte den Kopf:

— „Ja, aber, was willst du denn haben? Dieses Schneekönig-lied ist doch essenzhaft tief und dabei heiter wie eine weiße segelnde Wolke über Fabrikschlöten. Es hat etwas modern-goliardisches. Nicht wahr, Mathilde: Es ist ein schönes Lied!?"

Die Muse lächelte:

— „Ach ja, es ist ganz nett, und man könnte es später schon mal singen lassen als Alkoholistenintermezzo, aber für den Anfang ...? Nein: Ihr müßt euch mehr an den Brettlstil anlehnen vorderhand. Habt ihr denn gar nichts Verliebtes?"

Der Peripatetiker machte ein mild-erntes Gesicht und ließ seine rechte Hand in der linken Brusttasche des Smokings verschwinden, der jetzt schon ein bißchen speckig geworden war. Dann entfaltete er eine Nummer der Kreuzzeitung und las aus dieser, aber nicht aus ihrem gedruckten Texte, dies:

Gib mir deine Hände, Kind,
Deine kleinen weichen Hände,
Die wie Blütenblätter sind,
Kühl und feucht.

Gib mir deine Hände leis,
Deine kühlen, feuchten Hände,
Denn die meinen sind so heiß
Wie mein Herz.

Gib mir deine Hände, gib
Still sie mir in meine Hände,
Kleines Mädchen, hab mich lieb,
Hab mich lieb!

Er las das mit einem seltsamen Flüstertone, flehend.

Stilpe schüttelte den Kopf:

— „Aber wer soll denn das singen! Das ist ja Lyrik! Himmlische Mächte: Was soll ich mit Lyrik anfangen? Das geht ja nicht! Das ist ja viel zu zart! Ein Tingeltangel ist doch kein Lesekränzchen!"

Der Peripatetiker steckte die Kreuzzeitung ruhig in die Hosentasche und sagte bloß:

— „Ich dachte, es paßte. Ich fände das Gedicht sehr passend, wenn es ein junger müder Mann an ein kleines Mädchen hinsänge, und er nähme ihre Hand und küßte ihr dann die Füße. Aber ich habe auch komische Gesänge. Ein Lied vom geschorenen Pintscher habe ich einmal gemacht. Ich werde es suchen."

Er setzte sich neben den Bärenführer und strich mit seinen schönen schmalen Händen den langen Apostelbart.

Kasimir grinste:

— „Hehe, du hast wohl genug, Direktor. Weißt du, meine polnische Rhapsodie werde ich dir auch hier lassen. Auf diesem sehr umfangreichen Schreibtische da. Hehe, sie wird auch nicht passen. Du willst natürlich, hehe, Humor! Und so mußt du Herrn Stinde engagieren oder diesen, äh, wie heißt doch der Herr, diesen dicken deutschen Biertrinker, hehe, richtig: Hartleben, hehe; dieser Pilsener-Bier-Joethe paßt für dich sehr gut. Das ist ein hervorragender Dichter, hehe, geradezu der Onkel der deutschen Poesie. Ich liebe ihn, hehe! Er hat gerade so einen schönen Hornkneifer wie du."

Stilpe lächelte. Gegen diese Manier fühlte er sich gewappnet.

Aber wütend war er doch. Sie fingen also schon an, ihn zu verachten. Bloß, weil er klug war. Weil er langsam vorgehen wollte. Nicht mit dieser tolpatschigen Hast junger Jagdhunde, sondern mit der Ruhe bewußter Verantwortlichkeit.

Unter seiner Freude an der bewegten Arbeit eines Sprechstunde abhaltenden Theaterdirektors hob sich mehr und mehr ein Ingrimm gegen die Leute, mit denen zusammen er eigentlich gedacht hatte, das Momus-Theater zu machen. Ihre Unfähigkeit, für die Zwecke dieses Theaters zu arbeiten, empfand er nicht als einen Mangel ihrer Begabung, sondern er ärgerte sich darüber, daß sie auch in diesem Falle keinerlei Konzessionen an den Begriff des Zweckes in

der Kunst machten, und er beneidete sie im Grunde darum. Zwar sagte er sich manchmal, daß sich darin auch Schwäche und Zügellosigkeit offenbarte, aber seine eigene Fähigkeit, gerade für das Momus-Theater zu arbeiten, erschien ihm als ein Anzeichen seiner künstlerischen Inferiorität.

Er fing mit einem Male an, die „Dichterei" zu hassen, und es war ganz ehrlich, wenn er der Muse gegenüber es verwünschte, daß die „Literatur" ein Hauptprogrammpunkt ihrer Gründung war. Und dabei hätte er doch auch um alles nicht ein bloßer Tingeltangeldirektor sein wollen. Der Gedanke, auf so paradoxe Weise der Kunst zu dienen, kitzelte ihn angenehm.

Aber gerade für das Eigentliche des Unternehmens, gerade für die Verbindung des wertvoll Künstlerischen mit dem Tingeltangelhaften, tat er am wenigsten. Dafür mußten der Zungenschnalzer und die Muse die Hauptarbeit leisten. Er warf nur zuweilen „Ideen hinter die Kulissen", schrieb ein paar Couplets von geistreicher Frechheit und entfaltete im übrigen eine mehr fahrige als zielbewußte Tätigkeit.

Besonders groß war er in der Anschaffung schön bedruckter Stoffe aus England und Belgien. Auch ließ er ausgezeichnete Plakate lithographieren und drucken. In Paris und London engagierte er brillante Tänzerinnen und Sängerinnen zu sehr hohen Gagen; das beste, was das Ausland an Varieté-Theaterkunst hervorbrachte, verpflichtete er dem Momus-Theater. In gewissen Äußerlichkeiten war er sehr erfinderisch und originell. So stellte er anstelle von Logenschließern hübsche junge Mädchen in allerliebst dekolettierten Kleidern an, sorgte für s c h ö n e Blumenverkäuferinnen und benutzte seine vorzüglichen Verbindungen in der besseren Berliner Halbwelt zu einer auf das Prinzip der Auswahl des Besten hin systematisierten Verteilung der Freibilletts.

Der Pole charakterisierte das Ganze in seiner Weise so:

— „O Herr Direktor, du bist geradezu dschenial! Du eröffnest Ausblicke in geradezu orientalische Kulturen! Du solltest direkt ein literarisches Bordell gründen! Weißt du, hehe, wo die Mädchen auch gleich dichten oder Joethe deklamieren. Hehe, was du da für reizende Divänchen in die Logen gestellt hast! Und diese köstlichen Rosa-Ampeln! Hehe, und daß man die Logentüren von innen verriegeln und an der Brüstung die Vorhänge zuziehen kann, — daran erkenn ich den Meister! Und so sollst du überhaupt gar keine Vorstellungen geben lassen, sondern bloß, hehe, Eintrittspreise verlangen; hehe: ‚Damen zahlen die Hälfte'."

— „Na, und wenn es so wäre!" entgegnete Stilpe unerschrocken, „wäre das nicht auch schon Verdienst genug? So ein bißchen angewandte Erotik ist genau so wichtig, wie eure ganze Schreiberei. Und deshalb ärgert ihr euch eben: weil Ihr seht, daß ich ins Leben wirken will mit dem Momus und nicht bloß in die Literatur. Ihr seid die großen Geister; gut, schön, eminent: ich laß euch eure Lorbeerkränze. Ich bin ein einfacher Pionier des neuen Lebens. Nur der Zungenschnalzer versteht mich, weil er den Willen der Zeit versteht. Und denkt ihr denn, ich habe den alten Hut voll Geld gekriegt, um eine Bouillonkultur Seelenkrebs anzulegen? Ich habe das Amt erhalten, die Berliner in ein künstlerisches Leben hinüber zu amüsieren, nicht aber, sie mit Literatur zu mopsen. Der Zweck des Momus ist direkt, eurer ganzen Literatur den Rest von Interesse zu nehmen, den sie etwa noch hat. Wir wollen die Berliner ästhetisch machen. Es gibt hier immer noch Menschen, die Bücher lesen. Das muß aufhören. In den Spitzenunterhöschen meiner kleinen Mädchen steckt mehr Lyrik, als in euren sämtlichen Werken, und wenn die Zeit erst soweit ist, daß ich ohne Unterhöschen tanzen lassen kann, dann werdet sogar ihr begreifen, daß es überflüssig ist, andere Verse zu machen, als solche, die bei mir gesungen werden. Um Gottes willen, begreift doch die Situation!

Schöne Kleider, schöne Frisuren, schöne Arme, Brüste, Beine, Bewegungen — darauf kommts an. Erfindet mir Tänze, dichtet Pantomimen, löst mir das Problem der Emanzipation vom Trikot, — das sind Sachen, die ich brauchen kann. Und wenn ihr schon durchaus Verse machen müßt, so vergeßt doch nicht, daß sie von schönen Mädchen gesungen werden, die nicht mit leeren Korsetts auftreten. Und seht euch mal die bunten, feinen Stoffe da an! Was müssen das für Verse sein, die mit solchen Farben, solchen Mustern konkurrieren wollen! Zieht doch eure Verse endlich mal aus! Ich lasse Rops tanzen, — habt ihr doch die Kurasche, Rops zu dichten! Unser Theater heißt doch Momus und nicht Stöcker. Seid ihr denn Predigtamtskandidaten? Mein Gott, was tät ich, wenn ich auf euch angewiesen wäre!"

So polterte er sich aus und genügte seinem Bedürfnisse, ab und an verwegene Worte zu ballen. Aus diesem Grunde waren ihm die renitenten Dichter, obwohl er sich herzhaft über sie ärgerte, doch unentbehrlich. Er konnte „an sie hinreden" und sich bei dieser Gelegenheit klar machen, worauf hinaus er eigentlich wollte. Diese Art, sich in Feuer zu reiben, tat ihm gute Dienste. Er fand sich mit seinem literarischen Gewissen ab, indem er sich mit den ungebärdigen Poeten abrauste. Wären sie nicht immer wieder aufgetaucht, so hätte er die Literatur überhaupt vergessen und wäre ganz in Mußlin und Seide aufgegangen.

Viertes Kapitel

Das Leipziger Cénacle, das durch die „fatale Stilpe-Sache" damals gesprengt worden war, hatte sich schließlich doch wieder zusammengefunden. Freilich ohne Stilpe. Dieser war um die Zeit der neuen Vereinigung gerade in den Vollgenuß seiner kri-

tischen Berühmtheit getreten und hatte auf die Einladung, der ersten Sitzung in Leipzig beizuwohnen, eine schnöde Absage erteilt. Es war darin von Kinderschuhen die Rede, die er den Herren gerne zur Verfügung stellen würde, wenn er nicht befürchten müßte, daß auch sie ihnen noch zu groß seien; im übrigen sei er bereit, die poetischen Werke der erlauchten Cénacliers mit derselben Objektivität zu tranchieren, mit der er die übrigen Erzeugnisse des dichterischen Germaniens der öffentlichen Meinung vorsetzte.

Diese Bemerkung war das Boshafteste in dem Briefe, denn die Herren Barmann, Stöffel, Wippert und Girlinger hatten ihren künstlerischen und dichterischen Jugendplänen längst den Abschied gegeben. Barmann war Gymnasiallehrer geworden, Stöffel hatte reich geheiratet und gab vor, musikgeschichtliche Studien zu treiben, Wippert war auf dem Umwege über orientalische Philologie langsam zur Medizin gelangt und hatte eine Klinik für Frauenkrankheiten, Girlinger steuerte auf die Laufbahn eines königlichen Staatsanwalts zu. Wenn sie sich trotzdem zu einem neuen Aufguß des Cénacles vereinigten, so geschah es in einer gewissen melancholischen Stimmung und in der Hoffnung, unter sich wenigstens eine Art Abglanz jenes einbildungsvollen Übermutes zu erzeugen, an den sie sich nicht ohne ein leises Hochgefühl erinnerten. Es war ihnen im Grunde doch leid, daß jene überschwänglichen Einbildungen einer künstlerischen Zukunft nicht zur Wahrheit geworden waren. Sie gestanden sich das zwar nicht ein, konstruierten sich vielmehr ein Gefühl von ernster Zufriedenheit darüber, daß sie sich in bürgerlich gefestete Zustände und in einen praktischen Wirkungskreis hinübergerettet hätten, aber es gewährte ihnen doch Genugtuung, daß sie auf so etwas wie eine geistige Sturm- und Drangperiode zurückschauen konnten. Auch hegten sie die stille Hoffnung, daß sie vielleicht viribus unitis doch noch die Fähigkeit besitzen möchten, wenigstens unter sich ein bißchen über die Stränge zu schlagen.

Da war nun die Absage Stilpes, vor dessen literarischer Stellung sie doch etwelchen Respekt hatten und in dem sie den durchgedrungenen Cénacliers verehrten, sehr fatal gewesen. Ohne ihn entwickelte sich das Cénacle stark ins hausbacken Solide, und eigentlich gabs eine Wiedergeburt jenes Debattierklubs auf dem Gymnasium, nur daß mit der Unreife auch der Enthusiasmus fehlte.

Es wurde aus dem Cénacle eines der kritischen Konventikel, wie sie sich jetzt gerne um die Literatur und Kunst herumgruppieren, wo man sich über das Neue unterhält, die Entwickelung mit bald wärmerer, bald kühlerer Anteilnahme verfolgt, und wo der heimliche Lessing dieser kritisch noch immer nicht unter einen Hut gebrachten Zeit in vielen Exemplaren wächst, blüht und gedeiht.

Ein Hauptsport dieses zeitgemäß gewordenen Cénacliers war die Psychologie, diese Lieblingsneigung aller unproduktiven Köpfe, die zu klug und zu stolz sind, um zu dilettanteln. An Stoff gebricht es diesem Sporte niemals, aber hier war er besonders üppig und interessant, weil die Cénacliers in ihrem ehemaligen Freunde, dem Ex-Schaunard Stilpe, ein besonders ergiebiges Objekt hatten.

Die Debatte drehte sich recht häufig um ihn, und besonders Girlinger ward nicht müde, ihn zu vivisezieren. Er sprach es direkt aus, daß Stilpe für ihn das interessanteste Schauspiel sei, und daß er ihn ganz sicher niemals aus den Augen verlieren werde. Er hatte natürlich auch schon eine Prognose bis ins letzte in Bereitschaft, hütete sich aber doch, sie mit Bestimmtheit verlauten zu lassen. Die Kühnheit Wipperts, der im Geiste schon das Sterbebett Stilpes in der Charité mit der Aufschrift del. trem. sah, besaß er doch nicht. Dafür dachte er seinem Metier zufolge mehr an Plötzensee. Barmann, der in Secunda deutsche Literaturgeschichte traktierte, huldigte höheren Perspektiven; er konstruierte sich einen modernen Fall Günther. Stöffel war im Grunde voll phantastischer Erwartungen:

— „Paßt auf: Plötzlich tritt er mit einem Werke hervor. Jetzt ist alles Schutt und Scherben. Aber mit einem Male wird er sich zusammenfassen und aufraffen, und dann zeigt er erst seine wahre Gestalt, seine innerliche Kraft. Vielleicht muß er bloß erst heiraten!"

So psychologisierte jeder nach seinen Erfahrungen, und Stilpe ward nicht müde, in bunter Folge jeder Ansicht neue Nahrung zu geben.

Zu einer konkreten Zusammenfassung reeller Unterlagen für diese psychologischen Bemühungen kam es aber erst, als Girlinger nach Berlin versetzt wurde.

* * *

Es war etwa über ein Jahr nach der Gründung des Momus, da sandte Girlinger folgenden

Bericht quoad Stilpe

an das Leipziger Cénacle:

Endlich ist es mir gelungen, nicht bloß Authentisches über den Fall Stilpe-Momus zu erfahren, sondern auch unsern ehemaligen Schaunard selber aufzufinden. Ich hätte euch schon früher allerlei mitteilen können, aber ich wollte mit Tatsachen aufwarten und nicht bloß referieren, was ihr aus den Zeitungen von damals ebensogut wißt, wie ich, und was doch durchweg mehr oder weniger feindliche Preßmache war.

Ich verkehre hier ab und zu mit Journalisten und habe in dieser Gesellschaft zuweilen versucht, das Gespräch auf Stilpe zu bringen, aber es ist mir nicht gelungen, von dort her mehr zu vernehmen als Äußerungen einer fertigen Verachtung, die sich nicht zur Darlegung von Gründen herbeilassen wollte. Stilpe gilt in diesen Kreisen einfach als bête noire, und schon aus Korpsgeist vereinigt man sich zu einstimmiger Verdammung des räudigen Schafes.

Nur einige geben noch zu, daß der „Mensch" ein „starkes pamphletistisches Talent besessen habe", aber auch sie fügen die Bemerkung daran, daß er „nicht einmal für einen Schmähschreiber genug Charakter besitze". Den Momus-Krach stellen sie als wohlverdiente Strafe hin, 1) für die Frivolität, die das Gepräge dieser ganzen Gründung gewesen sei, und 2) für das „ans Gaunerhafte grenzende" Gebahren, das Stilpe in der ganzen Angelegenheit gezeigt haben soll, und zwar sowohl bei Aufbringung wie bei Verwendung der Momusgelder.

Durch Zufall lernte ich dann eine Gruppe von Dichtern kennen, die über jedem Verdachte journalistischer Verbindungen stehen, weil sie es schon längst aufgegeben haben, ihre Erzeugnisse durch die periodische Presse zu verbreiten, und die gerade über den Momusfall mitreden können, weil sie an ihm beteiligt gewesen sind. Da sie trotzdem im Grunde von Stilpe nicht viel wissen wollen (weil er, wie sie sagen, den Momusgedanken prostituiert hat), so ist es erlaubt, ihre Aussagen wenigstens für insoweit objektiv zu halten, als die Herren überhaupt einer objektiven Betrachtung der Dinge dieser Welt fähig sind.

Von diesen Herren habe ich nun dies erfahren: Das Momustheater erlitt ein vollkommenes Fiasko, weil es als Tingeltangel „immerhin" zu künstlerisch, als Kunstinstitut aber viel zu sehr Tingeltangel gewesen sei. Das Publikum lehnte „das bißchen Literatur und Kunst", was dabei mitspielte, schon als zuviel ab, und die Presse, die im Verein mit dem „Schock Berliner Kunst- und Literaturfreunde" sich „wenigstens den Anschein gab, etwas Künstlerisches erwartet zu haben", erklärte mit „der ganzen Entrüstung lackierter Elitemenschen", daß sie von Literatur und Kunst im Momus nicht mehr zu finden vermöchten, als im „Malepartus". Das sei nun freilich zuviel gesagt, meinten meine „Dichter", und sie führten zum Beweis der „Nuance von reeller Literatur im

Momus" jeder eine Programmnummer an, die den Zitierenden zum Verfasser hatte. Ich muß gestehen, daß schon die Titel dieser Programmnummern mich in Staunen versetzten, und als mir eine Probe „interpunktionsloser Lyrik" vorgetragen wurde, die im Momus unter „Pizzikatobegleitung von acht Bratschen" deklamiert worden ist, da begriff ich, daß das dem Publikum zu viel gewesen war. Diese merkwürdigen Dichter amüsierten sich übrigens selber am meisten über ihre Programmnummern, und ich vermochte mir nicht darüber klar zu werden, ob sie diese Produkte ernst oder als einen Ulk nahmen, den sie sich mit Stilpe erlaubt hatten.

Es war bei der Premiere sehr lärmhaft zugegangen, und zwar hatten, wie meine Dichter behaupten, zwei Parteien „um die Palme des Radaus gerungen": In erster Linie die journalistischen Feinde Stilpes und dann ein Aufgebot der christlichen Jünglingsvereine. Nach allem, was ich zumal über die Ballettleistungen des Momus vernommen habe, muß ich erklären, daß ich die Opposition derart inkorporierter Jünglinge verstehe. Es ist auch sehr bald die Polizei gegen den Schnitt der Ballettgewänder im Momustheater eingeschritten.

Dieser Umstand in Verbindung mit dem einmütigen Verdikte der Presse, daß der Momus durchaus kein Kunstinstitut im höheren Sinne sei, hat den Aufsichtsrat der Momus-Gesellschaft, also die Geldgeber, veranlaßt, sich den Paragraphen in Stilpes Kontrakt zunutze zu machen, der es gestattete, den „artistischen Direktor" zu entlassen, freilich unter Zahlung einer sehr beträchtlichen Entschädigungssumme für diesen. Der leise unternommene Versuch, diese Entschädigung durch allerlei Anschuldigungen bedenklicher Natur in puncto Geschäftsgebarung zu umgehen, ist schließlich nicht gemacht worden, aber schon der Ansatz dazu hat genügt, jenes von mir bereits erwähnte Gerücht von „Gaunereien" usw. zu erzeugen.

Das Momustheater ist sehr bald an einen regelrechten Tingeltangeldirektor übergegangen, und man hat eine Weile geglaubt, daß Stilpe selbst mit seiner Entschädigungssumme der Hintermann dieses Varieté-Mannes gewesen sei. Der Umstand, daß seine damalige Geliebte, eine Hamburger Chantantsängerin, die Diva des neuen Momustheaters wurde, deutete wohl darauf hin, aber die Stellung eines Hintermannes scheint mir nicht im Charakter Stilpes zu liegen.

Zweifellos und leider in Stilpes Charakter sehr ersichtlich begründet ist dagegen die Tatsache, daß er sich nach seiner Entlassung einem völlig verrückten Lotterleben hingegeben hat. In seiner Eigenschaft als „Direktor" hatte er eine unendliche Schar von Artisten und Artistinnen kennen gelernt, und er umgab sich nun mit einem wahren Heerbann von stellenlosen Sängerinnen und Tänzerinnen. Es wird euch genügen, das Faktum zu vernehmen, um euch ein Bild davon zu machen, in welchem Stile er eine Weile gelebt hat.

Meine dichterischen Gewährsmänner machen ihm nicht sowohl dieses Faktum, als den Umstand zum Vorwurf, daß er jede Beziehung mit ihnen und überhaupt mit dem, was sie Literatur und Kunst nennen, abgebrochen habe. Sie sagen in ihrem Stile so: „Er sumpfte wie ein Kapitalist, der sich eine Leibgarde von Mitsumpfern aushalten muß, weil es ihm an Geist und Größe gebricht, allein oder mit erlauchten Leuten kongenial zu sumpfen. Er fing wieder an, schwere Getränke nötig zu haben, wo dem Erlesenen schon Gilka genügt, um den Kontakt mit dem Weltgeiste zu finden. Auch bei ihm war es die Verzweiflung der Impotenz, die ihn zwang, für teures Geld wertlose Räusche zu kaufen. Man brauchte sich schließlich kein Gewissen daraus zu machen, ihn anzupumpen wie einen Kunstfreund von hoher Steuerklasse."

Diese Verachtung von dieser Seite her besagte für mich eigentlich den tiefsten Stand der Stilpischen Dinge.

Unser ehemaliger Schaunard, so sagte ich mir, hat also den brutal sinnlichen Zug seines Wesens vollkommen Herr über sich werden lassen und ist, da ihm mehr Geld zur Verfügung stand, als für ihn gut war, in gemeiner und geistloser Schwelgerei untergegangen. Der andere Zug seines Wesens, und wenn es auch bloß eine untergrundlose Verblendung war: Das Hinausbegehren in freie, schöpferische Geistigkeit, die Zuversicht, aus sich etwas Großes, einen Poeten zu machen, das hat er ganz verloren. Aber ich fügte in mir den Gedanken bei: Er muß, wenigstens in vorüberwehenden Augenblicken der Klarheit, wenn der Alkohol versagt, sehr unglücklich dabei sei.

Deshalb gab ich mir Mühe, seiner habhaft zu werden. Aber es gelang mir lange Zeit nicht. Solange er Geld hatte, wohnte er, wenn er in Berlin war, bald in diesem, bald in jenem Hotel, und häufig war er offenbar von Berlin abwesend, vielleicht an den Orten, wo die eine oder andere seiner Favoritinnen gerade ein Engagement an einem Tingeltangel hatte. Jetzt aber haben ihn die Favoritinnen ganz ausgezogen, und — er hat selber ein Engagement an einem Tingeltangel hier.

Ich erfuhr, daß er in einem der kleinen Chantants draußen in Berlin N, wo die Chausseestraße anfängt, als Komiker auftrete, und ich beschloß sofort, den nächsten Abend zu einem Besuche in diesem Lokal, das sich Zum Nordlicht nennt, zu benutzen.

Das Milieu brauche ich euch nicht zu schildern; ihr kennt es aus eigener Erfahrung und aus den Novellen der ersten Periode unseres deutschen Naturalismus. Ich muß sagen: Mit einer wahren Angst sah ich dem Auftreten Stilpes auf dieser Bühne entgegen, auf der sich im übrigen nur Chansonetten letzten Ranges produzierten. Auf dem Programm stand er als — „Rudolf Schonaar" verzeichnet. Ist das nun ein Stück Selbstironie? dacht ich mir; hat er wirklich noch den Humor, sich über sich selbst lustig zu ma-

chen? Wie wird er bloß aussehen!? Und, mein Gott, wie wird er singen?!

Ich war auf alles mögliche gefaßt, aber nicht auf das, was kam.

Daß ich es kurz sage: es war eine Leistung! Ich bin ja freilich kein Kenner auf diesem Gebiete, aber das getraue ich mir zu sagen: In seiner Art war die Charge, die unser Schaunard von ehedem darstellte, ein brillantes Stück grotesk-realistischer Tingeltangelkunst. Es war im Grunde niederdrückend für mich, was ich sah, und doch ging ein Gefühl nebenher, das ich so ausdrücken möchte: der Kerl imponiert mir doch! So sich über sich selber zu stellen mit den Mitteln einer zwar niedrigen, aber in ihrem ganzen Stile fabelhaft erfaßten Kunst, so das ganze traurige Ergebnis seines Lebens mit grotesker Laune tragikomisch dem Pöbel vor die Füße zu werfen, so von oben herab auf sich selber herumzutreten und doch den Eindruck eines Mannes zu machen, der sich dabei amüsiert, — wißt ihr: das ist kein gewöhnliches Stück, da steckt trotz allem eine künstlerische Persönlichkeit dahinter.

Also stellt euch vor: Stilpe trat als verlumpter, versoffener alter Dichter auf. Lange graue Haare, zerknüllter Zylinder, Bratenrock, flatternder Künstlerschlips, — dies also die alte schablonenhafte Figur des idealistischen Dichters in übler Vermögenslage. Aber nun hättet ihr sehen sollen, wie das Gesicht, die Bewegungen, die Worte dazu paßten. Zum Gesicht hatte er freilich keine Kunst nötig gehabt: diese aufgedunsenen Züge, diese alkoholisch poröse, kupferige Nase, diese schwimmenden, unstäten Augen, — das war leider alles Natur. Auch die Bewegungen, dieses Fallenlassen der Arme, die dann an den Schenkeln herumsuchten und tasteten, dieses nervöse Zucken der Schultern, dieses zitternde Auflegen der rechten Hand auf die Stirne, dieses langsame Auf- und Niederneigen des Kopfes, dieses Nachschleifen der Füße beim schwan-

kenden Gange, — auch dies war im Grunde Natur, nur unterstrichen, perspektivisch berechnet. Aber nun: was er sprach und sang!

Es war so eine Soloszene, wißt ihr: Monologe mit Gesangseinlagen wechselnd; man kennt das ja; diese Geschichten sind eigentlich nicht mehr modern; ein paar haben sich indessen sogar auf der großen Bühne erhalten. Aber Stilpe hat, ich sage es ohne Überschwenglichkeit, ein Kunstwerk daraus gemacht. Ich wäre auch ergriffen zwischen Lachen und Grausen hin und her geworfen worden, wenn kein persönliches Interesse mitgewirkt hätte.

Er kam langsam, ruckweise schwankend aus der linken Kulisse und bewegte sich im Zickzack, scheu sich umsehend, nach einer Bank rechts. Wie er sich auf die hinfallen ließ, wie er den Zylinder müde abnahm, sich durch die Haare fuhr und nun mit einem leeren, ängstlichen Blick rund im Zuschauerraum herumsah, das war für mich schon ein Eindruck, wie ich ihn selten von einer Bühne herab gehabt habe. Plötzlich kicherte er, bückte sich und hob einen Zigarrenstummel auf, griff dann lässig an sich herum, fuhr suchend in die Taschen, zog die Hände resigniert heraus und sagte dann leise vor sich hin: Ja, Feuer! Is nich!

Wieder ein paar Blicke im Kreise. Dann plötzliches Aufrichten und im Vorwärtsschreiten das Bemühen, nicht zu schwanken, sondern anständig, mit Würde zu gehen. Und nun, an der Rampe, eine höfliche Verbeugung vor dem Baßgeiger und im Tone vollendeter Höflichkeit mit gebrochener Stimme: „Dürfte ich Sie um etwas Feuer bitten, werter Herr?"

Er erhält ein Streichholz, verbeugt sich wiederum sehr höflich und zündet sich den Stummel an; stößt die Tabakwolken mit Genuß von sich, betrachtet den Stummel mit Zärtlichkeit, lächelt und sagt: „Sie müssen nämlich wissen: Ich bin auch Künstler!"

Der Baßgeiger sieht ihn fragend an.

— „Ach nein, so schön geigen kann ich nicht. Nein. Aber — dichten! Haben Sie keine Kindtaufe in Aussicht? Ich machs billig. Wenn nur vom Essen was übrig bleibt ..." Dies sehr demütig, traurig.

Aber auf einmal wird er wild und fängt an zu schimpfen: Auf das Gesindel, das Geld und kein Talent hat, auf alle, die ihn verachten, weil sie Kamele sind, während er ein Genie ist usw. — Ich sage euch: ein fabelhafter Ausbruch mitten in den johlenden Mob hinein, der sich königlich zu amüsieren anfängt, während der Dichter an der Rampe hin und her rennend wie ein Eisbär im Käfig, Zorn, Wut, Verachtung nach allen Richtungen schleudert.

Ich hatte die Empfindung, daß Stilpe dies alles improvisierte.

Dann fiel er wieder in den demütigen Ton und bat um Verzeihung und ein Glas Gilka. Nachdem ihm dies hinaufgereicht worden war und er es mit der Hast eines Verdurstenden hinuntergestürzt hatte, erklärte er, nun wolle er auch nicht so sein und seinerseits etwas zum besten geben. Und er begann im Schauerballadenstil sein Leben, das Leben des verkommenen Genies, herunterzusingen.

Es war einfach grausig, sag ich euch, wie er immer sich selber als zweite Person behandelte und gleichsam mit dem Stocke auf sich wies, wie die alten Jahrmarktsmoritatensänger auf die warnenden Exempel. Dabei stellte er in großen Zügen wirklich sein eigenes Leben dar, natürlich grotesk verzerrt und mit burlesken Beigaben. Aber ich habe dieses sein Leben nie mit so greller Deutlichkeit erkannt, wie während dieser Ballade, die überdies als parodistische Leistung ein Leckerbissen zu nennen ist. Am Schlusse immer der Kehrreim:

O lockert eure steinernen Gebärden!
Ich bin ein Lump, und ihr könnt Lumpe werden.

Seht dieses Fleisch und schlotternde Gebein,
Jetzt sauf ich Gilka und einst soff ich Wein.

Nachdem er die Ballade zu Ende gesungen hatte, trat er unter johlendem Beifall ab. Der Beifall hielt an, und er erschien wieder trat ganz an die Rampe vor und sagte: „Übrigens haben Sie mich vorhin gestört. Ich bin nicht hierhergekommen, Ihnen was vorzuflöten." Dann ganz leise: „Es ist doch kein Schutzmann unter Ihnen . . . ? . . ." Rufe aus dem Publikum: „Ih wo!" Stilpe: „Ich . . . ich . . . möchte mich nämlich erhängen."

Ihr werdet es kaum glauben, aber das wurde in einem Tone gesagt, daß selbst dieses Publikum erschrak. Aber nun schlug Stilpe eine Lache auf: „Sie denken wohl, das ist unangenehm? Im Gögenteil! Ich habe mir sagen lassen, man erlebt da seine schönsten Sachen alle noch einmal. Jotte nee, was ick mir auf Laura'n freue!"

Und jetzt folgte ein bockiges Herumstolzieren mit vorgestrecktem Bauche, eine laszive Szene ohne Worte, die in mir direkt den Staatsanwalt wachrief. Gemein! Gemein!

Das Publikum wand sich vor Entzücken. Stilpe aber hielt plötzlich inne und rief: „Aber wissen Sie denn auch, warum ich mich erhängen will?"

Und nun folgte, ich kann es nicht anders nennen, eine Dissertation über den Selbstmord. Und zwar so, daß er erst alle möglichen gewöhnlichen Selbstmordgründe ablehnte, um schließlich als einzig zwingenden und berechtigten Grund den anzuführen: Es gibt kein Getränk mehr, das mich umbringen könnte, darum muß ick mir selber umbringen.

Nun zog er den Strick hervor und sang ihn als „Schnaps der Schnäpse" an. Während der Schlußstrophe warf er den Strick um einen Laternenhaken, und während der Vorhang fiel, legte er sich den Strick um den Hals.

Ich atmete auf, wie der Vorhang unten war. Das Publikum aber klatschte wie besessen. Nach einer Weile hob sich der Vorhang wieder, und ich sah, daß die Originalität unseres verflossenen Freundes auch als Tingeltangelsänger keine Grenzen kennt: Der Dichter hing an der Laterne und sang, ungeachtet des Einspruchs der Naturgesetze, in dieser Situation, röchelnd und nach Luft schnappend, sein Schwanenlied, eine schauerliche Mischung von Grausen, grotesker Komik und Zynismus. Dann ein letztes Schlenkern mit den Beinen, die Zunge weit heraus, dem Publikum entgegengestreckt, — der Vorhang fiel. Sooft er sich wieder unter dem Beifallgewieher des Publikums hob, sah man den Dichter am Laternenpfahl hängen und mit herausgestreckter Zunge den grinsenden Kopf dankend verneigen.

Scheußlich! Scheußlich! werdet ihr sagen, und ihr habt ganz gewiß recht, aber ich wiederhole es: Was in meiner Darstellung bloß widerlich wirken kann, machte von der Bühne herab, ich muß es bekennen, in der Hauptsache auf mich doch den Eindruck von ergreifender Kunst, schauderhaft verirrter, gottsträflicher, infamer Kunst zwar, aber ich wäre nicht imstande gewesen, etwa nmitten dieser schauerlichen Frivolitäten aufzustehen und fortzugehen. Alles in mir empörte sich, aber ich war gefesselt.

In jedem anderen Falle wäre ich nun freilich jetzt weggegangen, zumal da auf diese pièce de resistance des Nordlichtes nur noch die ausgesungenste aller Chanteusen folgte, aber mich verlangte es, Stilpe nun auch „in Zivil" zu sehen.

Wie muß der Mensch, der aus seinem Leben einen solchen grausigen Clownwitz zu machen imstande ist, aussehen, wie muß er sich benehmen, wenn er mir gegenübersteht, der ihn aus Zeiten her kennt, wo es trotz allem doch eine solche Perspektive auf das Ende nicht gab!

Ich schickte ihm meine Karte hinter die Bühne. Nach einer

Viertelstunde erschien er, die Vorstellung war mittlerweile durch den üblichen Galopp geschlossen, an meinem Tische.

Unglaublich! Er gebärdete sich wenigstens ganz wie früher. — „Willst du mich verhaften, Staatsanwalt meiner Seele? Wieviel Jahre stehen auf den Bauchtanz meiner Prägung?"

Ich hatte Mühe, ihn von diesem Stil abzubringen. Ganz hat er ihn überhaupt nicht aufgegeben. Das Endresultat, was ich euch zu vermelden habe, ist dies: Stilpe erklärt, sich recht wohl zu fühlen, wenngleich es ihm nur in den seltensten Fällen noch gelingt, sich zu betrinken. Als Entschädigung für diesen beklagenswerten Umstand bezeichnet er die „glorreiche Tatsache", daß er endgültig darauf verzichtet habe, in die Literaturgeschichte zu kommen.

— „Literatur? Pf! Das Tingeltangel ist die Kunst der Zukunft. Übrigens hat meine Orgel bloß noch eine Pfeife. Sonst? ... Na, mein Junge, wenn alle Pfeifen schweigen, — die Heilsarmee leckt alle Finger nach mir. Ein bißchen religiös komm ich mir überhaupt manchmal vor. Wer weiß ...? ... Wer kann wissen ...? ... Überhaupt ... der liebe Gott! ... Na ... einstweilen halten wir mal die Fahne hoch ... Aber nicht wahr: Meine Nummer is gut!?"

Schlußkapitel

Etwa drei Wochen nach dem Gespräche Girlingers mit Stilpe erhielten die Berliner neben anderen Frühstücksbeilagen auch diese Notiz vorgesetzt:

(Selbstmord eines Chantantkomikers.) Die Besucher der Varietébühne „Zum Nordlicht" waren gestern abend Zeugen eines grausigen Schauspiels. Der Komiker Schonaar hat sich auf offener Bühne vor den Augen des Publikums er-

hängt. Da der Schlußtrick in der Nummer dieses Komikers (!) darin bestand, daß er sich an einem Laternenpfahl aufhängte, so gewahrte das Publikum es anfangs nicht, daß diesmal das an sich scheußliche Schauspiel entsetzliche Wirklichkeit war. Es applaudierte, die scheinbare Naturwahrheit der Darstellung bewundernd, anhaltend, so daß sich der Vorhang dreimal über dem zuckenden Körper des Hängenden erheben mußte. Da erst fiel es den „Habitués" dieser Schaustellung auf, daß der Darsteller nicht wie sonst seinen Kopf in der Schlinge gegen das Publikum verneigte. Man eilte über die Rampe weg auf die Bühne und schnitt den Erhängten ab. Da es nicht möglich war, ihn wieder ins Leben zu bringen, so muß mit Bestimmtheit angenommen werden, daß Schonaar, um ganz sicher zu gehen, sich vorher vergiftet hat. Die polizeiärztliche Untersuchung wird zweifellos die Richtigkeit dieser Mutmaßung ergeben. In den Taschen des Selbstmörders fand man ein Paket mit der Aufschrift: An den Staatsanwalt Girlinger. Dies erweckt die Vermutung, daß dieser Selbstmord vielleicht noch anderweites kriminelles Interesse hat. Wir kommen auf den krassen Fall zurück.

Schon zum Abendbrot hatten die Berliner volle Aufklärung über den Fall Schonaar. Sie lasen:

(Zum Selbstmord im „Nordlicht".) Der scheußliche Selbstmord auf offener Bühne, von dem wir heute früh berichtet haben, hat kein weiteres kriminelles Interesse, wohl aber ein psychologisches traurigster Natur. Der Selbstmörder, der unter dem Namen Schonaar ein elendes Dasein als Komiker niederster Gattung gefristet hat, war der ehemals viel genannte und gefürchtete Kritiker Willibald Stilpe, derselbe, der sich in der Literatur durch das berüchtigte Pamphlet „Der Tintensumpf" unmöglich gemacht und dann das bald

verkrachte „Literatur-Tingeltangel Momus" gegründet hat. Wieder einmal ein Talent, das an seiner eigenen Charakterlosigkeit zugrunde gegangen ist! Über die direkten Motive zu diesem in so schauerlicher Weise in Szene gesetzten Selbstmord haben wir vom Herrn Staatsanwalt Girlinger, an den der Selbstmörder ein Bündel Manuskripte geschickt hat, nichts erfahren können. Man kann sie wohl in das eine Wort zusammenfassen: Delirium.

* * *

Das war das Amen-Wort der Öffentlichkeit zum Lebensabschluß Stilpes.

Das Leipziger Cénacle hatte den Vorzug, Stilpes eigene Meinung darüber zu vernehmen. Girlinger schrieb den Freunden:

. . . Nous allons, si tu veux, chanter le dernier psaume . . .

Hier sind die letzten Worte Schaunards. Seine Leiche ist, wie er wünschte, in der Anatomie. Ich habe sie gesehen und fürchte, daß ich den Anblick nie mehr los werde. Seid froh, daß ihr das nicht gesehen habt.

Stilpes Brief an Girlinger lautete so:

Landerirette!

Wie schreiben die kleinen Mädchen (ach, ach, ach, wie nett das klingt, — Mädchen ist ein liebes Wort), die kleinen Mädchen, wenn sie sich vergiften? So schreiben die kleinen Mädchen:

„Lieber Emil! Wenn Du diese Zeilen liest, dann bin ich tot!"

T O T

Das Wort hat rechts und links eine Peitsche und in der Mitte ein Loch.

Graphologie! Graphologie!

Ist es nicht tiefsinnig? Peitsche — Loch — Peitsche. Wie witzig? Profund!

Und dann der Ton, wenn mans ein bißchen dumpf und gedehnt sagt, — das O ist sublim. Wie wenn man über einen Flaschenhals hinpfeift. Heisere Sirenen.

Indessen! Höre mich! Höre mich! Ich sage Dir: Sterben ist ein dummes Wort. Man sollte Schtärben schreiben. Da käme die ganze breit hingeschmierte Gemeinheit des Wortes zutage. Ekel. Würgen. Fuselaufstoßen.

Und quoad Fusel, ich weiß nicht recht: ist der Fusel von heute schuld oder die ostpreußische Bowle von damals ...?

Schuld? Schuld? Das Wort macht mir Wut. Wie ein Brummer rennts an mich an. Bin ich eine Fensterscheibe? Fliegenklatsche her! Fliegenklatsche!

Sei ruhig! Ich bin nicht betrunken. Wirklich nicht. Das ist es ja eben! Ich bin nicht betrunken, und ich werde es niemals mehr sein. Bloß manchmal verrückt. Entschieden, Alter! Verrückt, das heißt: geschüttelt, gezerrt, gestoßen, an die Wand geworfen, — und dazu lacht einer.

Das Lachen legt sich Dir um den Hals wie eine Peitschenschnur um den Kreisel, einmal, zweimal, dreimal, viermal, fünfmal, immer nochmal, immer noch, immer noch, immer nochmal; — laß los! laß los! — Jetzt: Wwwt! und Du drehst Dich wie ein Kreiselchen, Kreiselchen, drehst Dich wie ein Kreiselchen auf einem Nagelkopf, scheibum, scheibum, lalalala, lalalala, scheib—um ... Hund! Hund! Lache nicht, Peitsche, lache nicht! Wwwt! Wwwt! Scheib—um!

Unwürdig, Staatsanwalt, unwürdig! Ein homo sapiens! Wie kann man nur!

Aber das ist es nicht. Auch nicht die roten Mäuse und die weißen Männerchen, und die lieben kleinen Drehdingerchen, die immer so hin und her und hin und her, und oben an der Decke und unten an der Diele, — tritt doch! tritt doch! rufen sie —, du

lieber Gott, an die Menagerie bin ich gewöhnt. Wie lange denn schon?

Du, weißt Du noch, meine gelbe Mütze? Oh Jugendzeit! Oh Porterbier!

Lästig, wie sie kribbeln, die Gedanken; laufen mir über die Brust wie Ameisen. Und die Springprozession der Flöhe: Meine Ideale.

In — der — Tat! I—de—ale!

Mit Deiner gütigen Erlaubnis: ich habe wirklich welche.

Sie lassen sich nicht wegsaufen, die höheren Ziele. Wie lange schon bemüh ich mich, durchaus ein Lump zu werden, — und es ist mir immer noch nicht gelungen.

Wenn ich doch nur klar denken könnte! Ich möchte Dirs so gerne auseinandersetzen, Jurist, der Du bist.

Aber: diese Blasen im Gehirn. Verschlammter Grund. Gurgelgase, Fuselgase. Ich weiß schon nicht mehr, was ich Dir auseinandersetzen wollte. Es wird wohl eine Lüge gewesen sein.

Daran darf nicht gezweifelt werden! Immer hab ich gelogen! Immer! Sieh nur meine Tagebücher durch.

Die Verse! Die Verse! Am liebsten hab ich mich selber belogen, und rhythmisch.

Wenn ich nur die Kraft gehabt hätte, das immer so zu fühlen, wie jetzt. Wenn ich mir nur über mein Talent nicht erst jetzt klar würde, wo es zu spät ist, wo ich nicht mehr die Kraft habe, es systematisch auszunutzen! Ich hätte nie was wollen sollen. Das Wollen war für mich eine ungesunde Lüge.

Dichter wollte ich werden, weil ich Verse machen konnte. Das war die Heckeratte, die infame. Wenn ich „Kritiker" geblieben wäre, — Du, was wäre ich für ein ganzer Kerl geblieben, in Sammet und in Seide, rund und aus einem Stücke, gar wohlgetan.

Ein Lump von einem Kritiker, meinst Du und beschwörst jenen

Gotthold Ephraim. Was tuts? Das sind Nuancen. Sag Feuilletonist statt Kritiker, sag Pickelhering, Clown, Hanswurst der öffentlichen Meinung. Meinethalben. Aber das war mein Feld. Da hätt ich weiter ackern müssen. Aber das behagte mir nicht. Wollte obenhinaus. Die Hure, die Gouvernante sein möchte. Hol dich der Teufel! Huren ist auch ein Talent. Bleib im Bette und nähre dich redlich!

Jetzt ists wieder so. Ich habe Dich letzthin belogen. Mich dichterts immer noch. Immer noch möcht ich auf den Poetenberg. Immer noch hebt sichs da drin und klingt und will. Verse überfallen mich und tönen mir gut. Oh, sie sind gut! Höre!

> Und hinter mir, dem schwarzen Adler gleich,
> Dem seine Schwingen feucht sind, weil er in Wolken war,
> Schwebt schwer die Nacht . . .

Fühlst Du, fühlst Du, daß das Poesie ist? Von mir! Von mir! Bin ich ein Hund?! Nein: Diese Verse sind von mir!
Ah! Höre!

> Lau, ein Bad von Rosenblättern,
> Legt sich Sehnsucht um mich, Sehnsucht:
> Sinke, Haupt, ertrinke, Seele,
> Stirb in diesen lauen Düften
> Und genieße die Erfüllung . . .

Wie? Hat das nicht was? Der Teufel auch: Das ist ausgezeichnet, sag ich Dir, mi fili!
Dann:

> Um mein Haus herum
> Schwirren die Fledermäuse des Grams.
> Zwei, sieh, hängen am Drachenbalken,
> Grau am Grau,
> Und blinzeln in den roten Lichtdunst meiner Lampe.
> Öde heißt die eine,
> Gier heißt die andre;
> Die Schwirrenden pfeifen . . .

Ich lese mir das vor, mit leiser Stimme sprech ichs den Buchstaben nach; mir ist es, als hörte ichs von tief unten wo her aus Glockenmunde mit meiner Stimme; und ich fühle: Das ist gut.

Nein, ich bin keiner von den Schweren, Klebenden, in mir sind Stimmen aus der Tiefe, es ist ein Reichtum in mir. Ich habe mehr als ihr Almosenempfänger. Ich bin einer von den grands aumôniers des Herrgotts. Ich kann mich auftun, und es fließt Leben in die Welt. In meiner Seele umschließen sich Zeugung und Empfängnis. Wie jene Blume bin ich, die Phallus und Vulva ist; so steh ich da im Garten des HErrn und begatte mich:

Liebe dich und löse dich,
Liebe dich auf und gebier dich der Welt
Aus der bebenden Lotosblume deiner Fülle!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich höre Dich lachen, Staatsanwalt! Lache! Lache! Spei mir Dein Lachen ins Gesicht! Ich will mich nicht einmal abwischen.

Ich weiß es ja, jede Zelle meines Wesen fühlt es ja: das alles ist krüppelhaft. Ich, die erstaunliche Lilie im Garten des Herrn, stoße nichts als Halbgeburten aus, ich wälze mich in Zeugungswollust und kann nichts austragen. Und die fragmentarischen Bankerte verrecken unter dem Hohngelächter meiner Erkenntnis, daß ich fürs Ganze impotent bin.

„Es fehlt dem Schüler an der rechten Ausdauer, seiner Begabung alles das abzugewinnen, was sie zu leisten vermöchte, wenn sie von Fleiß, Beharrlichkeit, Mäßigung unterstützt würde . . .“ Diese Worte, nebst einigen andern, habe ich einmal von einem Schulzeugnis weggewischt, aber, als wenn ich sie auswendig ge lernt hätte, stehen sie in mir fest und knarren sich heute mir vor.

Sehr gut, Herr Doktor! Sie sind ein guter Psychologe gewesen. Aber, weiß Gott, ein schlechter Pädagoge. Warum haben Sie mir alle die guten Dinge nicht beigebracht, Magister Sie?

Warum haben Sie mich schon auf der Schule verlumpen lassen? War ich ein Talent, oh, Sie Halunke, warum haben Sie mich nicht gehütet? Warum haben Sie mich verhöhnt, von sich weggetrieben, meinem Zorn und Trotz in die Arme, daß ich nun erst recht auf mir bestand? Warum habt ihr mich überhaupt gequält mit eurer Roheit, eurem Dünkel, eurer Gleichgültigkeit? Warum habt ihr meine Seele, da sie jung war, wundgescheuert, daß sie ewig schmerzende Narben davontrug und immer zuckender, unstäter wurde? Freilich, die meisten unter euch waren nicht einmal Psychologen, höchstens, daß sie instinktmäßig ahnten, daß in mir mehr war, als in ihnen, und dafür mußte ich geduckt werden. Geduckt, ich! In mich hinein fraß ich einen Haß gegen alles, das nicht ich war, meine ganze Jugend wurde ein Eitergeschwür, all mein Blut verdarb, weil ihr mich drücktet!

Wie das alles auf einmal vor mir steht. Wie ein schwefelgelber, brunstrot geäderter Sonnenuntergang.

Nie, seit Jahren nicht, sah ich so klar. Nie, seit Jahren nicht, war ich so bewegt. Nie, seit Jahren nicht, fühlte ich mich so frei, wie in diesem jetzigen Augenblicke.

Wird man hellseherisch durch einen großen Entschluß? Oder — — — bin ich endlich, endlich wieder einmal betrunken? Dann — — könnte ich ja den großen Entschluß wieder aufgeben?

Denn — Ruhe! Ruhe! nur noch einen Augenblick Ruhe! — warum hat sichs in mir eingenistet, eingegraben wie mit tausend feuchten Klauen, daß ich ein Ende machen muß? Lauf mir nicht fort, Bewußtsein! Bleib, daß ich mirs sage, klar, glatt, hell, daß ich es wenigstens einen Augenblick lang weiß. So! So! Ich habs! Nur deshalb . . . Nein! Nebel! Kopfschütteln. Müde. Trinken!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich laufe den ganzen Tag im Zimmer herum wie ein Tier im Käfig. Und ich merke, daß mich das hypnotisiert, wie einen Fakir

das Kopfdrehen. Jetzt bin ich wunderbar ruhig. Das ist sehr schön. Nun weiß ich auch, warum . . .

Siehst Du, Robert (hab ich Dich je Robert genannt, Du Schäker?), so ists: Ich fühle, daß ich auch im Sumpf nicht ganz aufgehe. Nein, nicht einmal im Sumpf. Und doch ist Aufgehen alles. Worin, das bleibt sich gleich . . .

Eine Weile schien alles gut. Ich — fühlte mich wohl und akklimatisierte mich. Aber von dem Tage an, wo Du mit mir sprachst, begann das Ziehen wieder, das Hinaufwollen. Ein Taumel erst. Verse sprudelten auf, Fragment auf Fragment. Hohes Entzücken! Phönix aus der Asche! Dann aus allen Höhen herunter. Wirre Verzweiflung . . . Zuckende Erkenntnis . . . Hin und her. Ich will! Ich kann! . . . Nein! Nein! Hund! Lump! Mach ein Ende! . . . Nein! Ich habe ja die volle Seele! Ich muß nur ein einziges Mal mit aller Kraft mich ganz fassen! . . . Ach! Ich bin mit dem Schädel gegen die Wand gerannt und habe mir, ganz biblisch, die Haare ausgerissen. Geheult und gekreischt in Weinen und Lachen! Unsinn! Unsinn! Noch mehr saufen! Ecce medicamentum. Vergeblich. Ich reagiere nicht mehr.

Ich habe nur noch das Ekelgefühl und eine marode Sehnsucht. Fertig, weißt Du, was man so fertig nennt. Hin und wieder angenehm verrückte Anstöße, aber ich fühle: die verdanke ich auch bloß dem . . . Entschluß.

Der macht mir überhaupt viele Freude. Ja. Ich finde doch, daß ich nicht übel abgehe.

Über den Geschmack der letzten Szene kann man ja streiten. Natürlich. Aber was geht das mich an? Ich finde, daß sie ausdrucksvoll ist. Dem Leben die Zunge herausstrecken, eurem Leben, meine Lieben, das Pläsier müßt ihr mir schon gönnen.

Ich bin nun mal auf die böse Seite hinübergerutscht, wo die Respektlosen, die Giftigen stehn. Wie kann da mein Geschmack

der eure sein, ihr Leute von der Harmonie? Wenn ich Bomben würfe, würde die Geschmacksdivergenz noch mehr klaffen.

Genug! Kommen wir zu meinem Vermächtnis:

Meinen werten Leichnam, bitte, der Anatomie. Den Befund über das Gehirn mögt ihr dem Cénaclearchiv einverleiben.

Meinen werten Feinden von der Presse wende ich Stoff für mindestens zwei Notizen zu. Wer sein Handwerk versteht, kann am Ende gar ein Feuilleton herausschlagen.

Dir gehören meine sämtlichen Werke. Wenn Du zu den Versen immer einen Anfang und ein Ende schmiedest, so kommt ein ganz netter Band Lyrik und Spruchweisheit heraus.

Sonst hab ich wohl nichts zu vermachen.

Qualis poeta pereo!

„Pankrazius Graunzer" und „Stilpe" erschienen ursprünglich im Verlage von Schuster & Loeffler, Berlin, mit deren Einwilligung sie in die „Gesammelten Werke" aufgenommen wurden.

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt